Heft 10 Oktober 2003 € 4,80

C 12611 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

A € 5,75 · L € 5,75 · CH sfr. 9,50

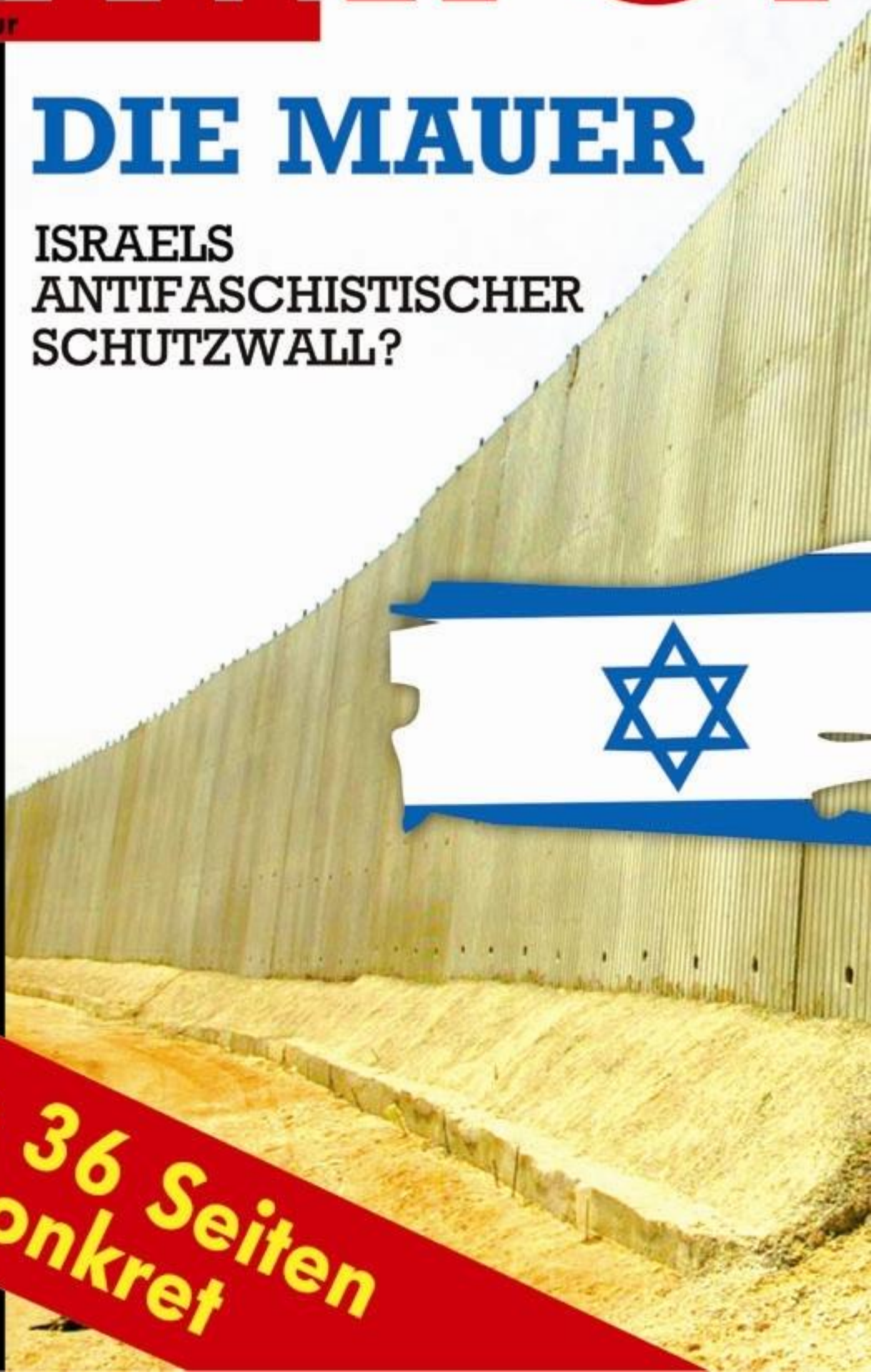
DIE MAUER

ISRAELS ANTIFASCHISTISCHER SCHUTZWALL?

Michael Moore, der Deutschen liebster Ami

Theweleit: Pasolinis Bilder des Faschismus

Inklusive 36 Seiten literatur konkret



in konkret Oktober 2003

hier konkret von Fritz Eckenga

Fritz Eckenga, Satiriker und Journalist, ärgert sich nicht über die Nationalmannschaft (Deutschland), sondern lieber über Borussia Dortmund (Brasilien). Mittelstürmer, die er besonders mag, bedichtet er hymnisch (Stéphane Chapuisat, Schweiz). Rumpelfüßler werden aufgrund anderer Leistungen gewürdigt (Gerhard Schröder, Hannover). Fußballkolumne: »Mein Freund ist aus Leder« (SWR). Letzte Buchveröffentlichung: »Draußen hängt die Welt in Fetzen ...« (Verlag Antje Kunstmann). KONKRET sprach mit ihm über Rudi Völlers Wutausbruch wegen Miesmacherei der deutschen Fußballnationalmannschaft

von Konkret

an Konkret

Eiskalter Nachkrieg von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Road to Nowhere von Horst Pankow

Die Roadmap, der »ergebnisorientierte Fahrplan« zum Frieden in Nahost, gilt als gescheitert. Es ist um ihn nicht schade.

Vermittlung gegen Israel von Ilka Schröder, André Anchuelo

Warum die EU die Hamas nun doch verbietet und trotzdem ihren palästinensischen Freunden treu bleibt.

Rechtsfreier Raum von Thorsten Fuchshuber

Die Bundeswehr soll in einer leidlich befriedeten Region Afghanistans den Terror bekämpfen, der im restlichen Land auf der Tagesordnung steht.

Öl für die Welt von Gerrit Brüning

Die USA halten den Irak besetzt, um sich seine Rohstoffe anzueignen. Wirklich?

Verfolg uns, Wahn! von Gert Ockert

Drei neue Bücher verbreiten eine ganz eigene »Wahrheit« über die Anschläge vom 11. September. Und jeder fünfte Deutsche glaubt daran.

Lesen als Volksfest von Ralf Schröder

Michael Moores Bestseller »Stupid White Men« und »Querschüsse«, erklären den Deutschen nicht nur Amerika. Sie sprechen ihnen vor allem aus der Seele.

Back to the Balkans von Markus Bickel

Zwei Jahre nach den Terroranschlägen von New York hat die US-Regierung die geostrategische Bedeutung Südosteuropas wiederentdeckt.

Märtyrer Schily? von Oliver Tolmein

NPD, Al Aksa, Metin Kaplan: Was bedeuten die Niederlagen des Bundesinnenministers vor deutschen Gerichten?

Ablaßhandel von Günther Jacob

Über die symbolische Sanierung »belasteter Orte« durch die »Wehrmachtsausstellung«.

Klartext von Georg Fülberth

Die deutsche Sozialdemokratie macht sich frei.

Die Frösche von Stefan Frank
Mitten im Frieden überfällt uns der Feind: Der Krieg der Generationen ist ausgebrochen, überall im Land haben Rentner-Gangs demographische Zeitbomben gelegt. Ein Bericht vom Kriegsschauplatz.

Wirtschaft im Herbst von Stefan Frank

Hauptsache gsund von Sahra Wagenknecht
Die »Gesundheitsreform« nimmt ihren vorhersehbar schlimmen Lauf. Eine »Bürgerversicherung« könnte ihn beschleunigen.

A votre santé von Bernhard Schmid
Gesundheitsreform auf französisch.

Kunst & Gewerbe von Mathias Wedel
Ossis entsorgt

Kunst & Gewerbe
Tetra-Pack

Von den wegbrechenden Beständen von Hermann Peter Piwitt
Kultur-Kolumne

Was mit Augen zu sehen ist ... von Klaus Theweleit
... aber ungesehen bleiben soll. Männerphantasien, die »Wehrmachtsausstellung« und Adornos Gewaltbegriff vor dem Hintergrund von Pasolinis »Salò oder die 120 Tage von Sodom«.

FilmTheater von Manfred Hermes
Herr Lehmann

FilmTheater von Jens Hoffmann
Uri Avnery – Kämpfer für den Frieden

FilmTheater von Dietrich Kuhlbrodt
Die Bismarck

Film des Monats von Manfred Hermes
In This World

»Gewisse Personen« von Andreas Busche
In den USA wird darüber diskutiert, ob Mel Gibsons Jesus-Film antisemitisch ist.

Steht auf, wenn ihr Deutsche seid von Marit Hofmann
Sönke Wortmanns »Das Wunder von Bern« ist der Spielfilm zur Debatte um den »Bombenkrieg« gegen die Deutschen.

Befragungen, Spurensuche von Georg Seeßlen
Eine Ausstellung in Basel zeigt Arbeiten Paul Klees aus den Jahren zwischen 1934 und 1940.

Schule des Sehens von Martin Büsser
Der spanische Maler Antoni Tàpies wird achtzig.

Melodie & Rhythmus von René Martens
Tied & Tickled Trio: Observing Systems. Morr Music/Hausmusik/Indigo

Melodie & Rhythmus von Tobias Nagl
Batata Y Su Rumba Palenquera: Radio Bakongo. Network

Melodie & Rhythmus von Michael Saager

Ricardo Villalobos: Alcachofa. Playhouse/Neuton/Efa

Platte des Monats von Martin Büsser

The Silver Mt. Zion Memorial Orchester & Tra-la-la Band with choir: This is our Punkrock, thee rusted Satellites gather & sing,. Constellation/Efa

Vigoleis verläßt sein Abstellgleis von Ulrich Holbein

Wie fleißig arbeitet die Thelen-Lobby? Und wie unberühmt bleibt der Jahrhundertroman »Die Insel des Zweiten Gesichts«? Zum 100. Geburtstag Albert Vogoleis Thelens am 28.9.2003.

Buch & Deckel von Gaston Kirsche

Marcelo Brodsky: Buena Memoria. Hatje-Cantz, Ostfildern 2003, 96 Seiten, 14,80 Euro

Buch & Deckel von Kurt Pätzold

Siegfried Burmester: Ein Leben zwischen Irrtum und Hoffnung. Edition Neue Wege, Sangerhausen 2002, 412 Seiten, 16,80 Euro

Buch & Deckel von Michael Rudolf

Reinhard Mohr: Generation Z oder Von der Zumutung, älter zu werden. Argon, Frankfurt a. M. 2003, 224 Seiten, 18 Euro

Buch des Monats von Stefan Ripplinger

Imre Kertész: Liquidation. Aus dem Ungarischen von Laszlo Kornitzer und Ingrid Krüger. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2003, 141 Seiten, 17.90 Euro

Die Kunst der Stunde von Rayk Wieland

Am 28. August starb der Dichter Peter Hacks. Ein Nachruf.

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 10/03, S. 3

Fritz Eckenga

hier konkret

Fritz Eckenga, Satiriker und Journalist, ärgert sich nicht über die Nationalmannschaft (Deutschland), sondern lieber über Borussia Dortmund (Brasilien). Mittelstürmer, die er besonders mag, bedichtet er hymnisch (Stéphane Chapuisat, Schweiz). Rumpelfüßler werden aufgrund anderer Leistungen gewürdigt (Gerhard Schröder, Hannover). Fußballkolumne: »Mein Freund ist aus Leder« (SWR). Letzte Buchveröffentlichung: »Draußen hängt die Welt in Fetzen ...« (Verlag Antje Kunstmann). KONKRET sprach mit ihm über Rudi Völlers Wutausbruch wegen Miesmacherei der deutschen Fußballnationalmannschaft

konkret: Der Teamchef der Nationalmannschaft hat in der ARD die Kritik der Berichterstatter kritisiert. Zu Recht?

Eckenga: Na ja, Breitner, Beckenbauer oder andere »Bild«-Schreiber mal runterzuputzen, ist nie falsch. Bei Günter Netzer darf man gnädiger sein. Netzer weiß, wovon er redet, und tut das ja auch auf eine vergleichsweise erträgliche Art. Sein Problem ist nur: Er muß nicht nur reden, wenn ihm etwas einfällt, sondern immer. Vielleicht war Völlers Tirade aber auch nur eine Übersprunghandlung. Er hackte auf die »Journalisten« ein, weil er die Mannschaft gerade nicht vor der Nase hatte. »Ich kann diesen Scheißdreck nicht mehr hören« – das hätte er austauschen können durch: »Ich kann diesen Scheißdreck nicht mehr sehen.«

konkret: Nach seinem TV-Auftritt konnte Völler sich vor Solidaritärserklärungen kaum retten. Woher rührt diese allgemeine Sympathie?

Eckenga: Es war wahrscheinlich ein gewöhnlicher Reflex. Ich habe mich im ersten Augenblick ja auch gefreut, weil der Mann so erschreckend normal gesprochen hat. Das war Umkleidekabinenton, wie ich ihn vom Fußball kenne. Ganz schön, so was mal in anderer Umgebung zu hören.

konkret: Auch Politiker wie Schröder oder Stoiber haben sich unverzüglich mit ihm einverstanden und ihren Verdruß über die dauernde Nörgelei erklärt.

Eckenga: Ach, das ist die übliche Ranschmeißernummer. Von Stoiber an abwärts biedert sich das einschlägige Personal beim Publikum an, weil es meint, damit punkten zu können. Schröder und andere instrumentalisieren den Fußball, wenn sie es nötig haben. Dann tauchen sie auch im Stadion auf und spielen Fan.

konkret: Woher die Nähe von Fußball und Politik?

Eckenga: Nix Nähe. Fußball wird eben von der fußballfernen Prominenz als Plattform benutzt. Wenn man selbst ins Stadion geht, ist man dem aber nicht so ausgesetzt wie zum Beispiel vorm Fernseher. Im Stadion werden diese Personen ja im VIP-Ghetto gehalten. Man sollte sich im übrigen davor hüten, zwanghaft Zusammenhänge zwischen Fußball und Politik zu suchen. Es gibt ja auch diese albernen Soziologen, die Bücher damit vollschreiben, daß zu Zeiten der »progressiven« Ostpolitik unter Willy Brandt auch fortschrittlicherer Fußball gespielt wurde. Es wurde »mehr Demokratie« gewagt, und Netzer trug dazu die passende Frisur. Das ist doch alles zu dumm, um sich damit ernsthaft zu beschäftigen.

konkret: War Völlers Wutrede inszeniert? Die Medien und ihre Vertreter bilden immerhin die Geschäftsgrundlage des Fußballs.

Eckenga: Strategisch und clever hat Völler in dem Moment sicher nicht gedacht. Er hat sich einfach mal wieder wie ein normaler Fußballer benommen. Anschließend wurde dann zurückgerudert. Es geht ja auch nicht, daß z. B. der Fernsehrechtemakler, Werbeträger und ARD-Analytiker Netzer nicht mehr mitspielen darf. Jetzt haben sich eben öffentlich wieder alle lieb.

konkret: Die »Bildzeitung« hetzt gegen die Mannschaften anderer Länder, Sönke Wortmann feiert in seinem Film »Das Wunder von Bern« die Nationalelf und mystifiziert die deutsche Wiederaufbauleistung. Nationalismus per Rasentreterei?

Eckenga: Denjenigen, die Fußball nicht nur als eine weitere Form des nationalen Unterhaltungsprogramms betrachten und ihn nicht nur am Fernseher und in der »Bildzeitung« erleben, stellt sich die Realität anders dar. Wenn etwa Oliver Kahn im Westfalenstadion aufläuft, ist er nicht der Deutschland-rettende Messias, sondern selbstverständlich ein unsympathischer Gegner. Die Bundesliga ist überhaupt das schönere Kontrastprogramm zur Nationalmannschaft. Hier in Dortmund spielen zur Zeit sechs Brasilianer.

konkret: Ist Ihnen die Nationalmannschaft schnurz?

Eckenga: Wenn die Mannschaft oder Einzelspieler wie Beckenbauer gut Fußball spielten, fand ich das auch gut. Das darf man. Das ist nicht schlimm. Die Anzahl der Leute, die eine Nationalmannschaft und ihre Art, Fußball zu spielen, mit irgendwelchen nationalen Eigenschaften verwechselt, ist aber hoffentlich nicht so groß wie die »Bildzeitung«, das einschlägig bekannte DFB-Personal oder das aufdringliche Fußball-Feuilleton behaupten.

Konkret 10/03, S. 4

von Konkret

Aus einer Pressemitteilung des »Vereins für deutsche Rechtschreibung und Sprachpflege« vom 13. September:

Der Verein für deutsche Rechtschreibung und Sprachpflege e.V. (VRS) zieht anläßlich des »Jubiläums« der sogenannten Rechtschreibreform eine Bilanz über die Presseberichterstattung und erinnert anläßlich des »Tages der deutschen Sprache« an das mutige Eintreten der »FAZ« für die deutsche Sprache. Der VRS kritisiert fehlerhafte Aussagen, die geeignet sind, gewollt oder ungewollt, der Öffentlichkeit ein falsches Bild der »Reform« zu vermitteln.

Eine immer wiederkehrende, falsche Aussage ist die Behauptung, die »Frankfurter Allgemeine« (»FAZ«) »tanze einsam aus der Reihe«; sie habe sich mit ihrer Rückkehr zur traditionellen Rechtschreibung am 1. August 2000 in der Presse vollkommen isoliert. Tatsächlich gibt es aber Hunderte von Zeitungen und Zeitschriften, die weiterhin die bewährte traditionelle Rechtschreibung verwenden. Unter ihnen befinden sich neben der »Frankfurter Allgemeinen« auch die »Jüdische Allgemeine«, »Junge Freiheit«, »Junge Welt«, »Heim und Welt«, »Forschung & Lehre«, »Eulenspiegel«, »Titanic«, »Neue Solidarität« oder KONKRET.

»Oder«? Eigentlich ein kleines Wort. Aber was kann es bedeuten!

Zwei Todesfälle, von denen nur einer zu beklagen ist, machten in den letzten Wochen den Nachrufschreibern der Republik zu schaffen. Zur Nazi-Filmemacherin Riefenstahl an dieser Stelle kein Wort mehr. Zum kommunistischen Dichter Peter Hacks einige Stellungnahmen des deutlich verwirrten Feuilletons:

»Als Sprachvirtuose und Stilkünstler hatte er nie seinesgleichen. Seine hochgezüchtete Ironie machte seine brillanten Essays zu Lesevergnügen. So einseitig, süffisant, versnobt, ungerecht, arrogant und autoritär sie auch sein mögen. Peter Hacks war der letzte und einzige DDR-Autor in Reinkultur« (Deutschland Radio); »Der große deutsche Dichter Peter Hacks ist nicht mehr auf dieser Welt, aber sein Werk ... Hacks war nicht DDR, nicht SED, schon gar nicht PDS, er war ein deutscher Dichter, der dem Ideal anhing« (»Berliner Zeitung«); »Das war vielleicht auch die Tragik dieses letzten deutschen Klassikers: Er wirkte zuletzt vor allem befremdlich« (»Tagesspiegel«); »Einer der meistgespielten zeitgenössischen Autoren der siebziger Jahre« (AP); »Kaum aufgeführt, seinen politischen Freunden oft ein Graus durch Hochmut, Dandytum, den Kollegen, die seine Meisterschaft im Handwerk schätzen, ein Mann mit entsetzlichen Ansichten, gehört Hacks zu jenen Geheimtips, die keinem Lesenden entgehen« (»Süddeutsche Zeitung«); »Erfolg aber hatte der hochmütige Sprachartist und Schloßbewohner zu seinem Leidwesen eher mit gewitzter Unterhaltung ... – bis er sich fast nur noch in geradezu fauchend eigensinnigen Essays zu Wort meldete ... er, der so gern Klassiker geworden wäre« (»Spiegel«); »Er wurde zum Klassiker« (»FAZ«); »Kommunist ohne Parteibuch und entrückt in kühle Klassizität« (»Welt«); »Er lernte das Beerdigtwerden bereits zu Lebzeiten, als die DDR-Literatur für tot erklärt ... wurde. Irgendwann werden die Grabredner merken, daß man diese Literatur ... nicht wohlfeil beerben kann. Sie ist infam und hochmütig. Peter Hacks hat das seine dazu beigetragen« (»Zeit«); »Es ist sehr schade, daß Peter Hacks den neuerlichen Sieg des Sozialismus nun nicht mehr erleben kann« (KPÖ Steiermark).

Für KONKRET hat Rayk Wieland einen Nachruf auf Peter Hacks geschrieben (Seite 62 ff.).

Der für Ende September angekündigte **konkret-texte**-Band 35 (*Amerika, dich haßt sich's besser*, hrsg. von Thomas Uwer und Thomas von der Osten-Sacken) wird nicht erscheinen. Inhaltliche Differenzen zwischen Verlag und Herausgebern, die sich auch durch mehrfache Überarbeitungen einiger Texte nicht ausräumen ließen, haben den Verlag veranlaßt, das Buch aus dem Programm zu nehmen. Es wird in einem anderen Verlag veröffentlicht.

Veranstaltungshinweise: Am 5. und 6. Oktober lesen Rainer Trampert und Thomas Ebermann im neu eröffneten Hamburger Polittbüro (Steindamm 45, 20 Uhr; Kartentelefon 040/280 55 467) im Rahmen der »Vers- und Kaderschmiede« sarkastische und analytische Dialoge über die Republik, die Welt und unsere Nachbarn: »Sachzwang und Gemüt – Fortsetzung mit neuen Tragödien«.

Am 20. Oktober sind am gleichen Ort und ebenfalls um 20 Uhr Hermann L. Gremliza, Dietmar Mues und Dieter Glawischnig in Ebermanns Vers- und Kaderschmiede zu Gast. Motto: »Karl Marx trifft Karl May. Und die Musi spielt dazu«. Dietmar Mues liest Literatur, Hermann L. Gremliza liest die Leviten, Dieter Glawischnig spielt Klavier. Zu Texten von Dichtern und Denkern, Texten zu Richtern und Henkern, Sachsen und Schwaben und vielen anderen lieben Landsleuten: Shatterhand und Schröder, Wieczorek und Winnetou, Hadschi Halef Omar und Marcel Reich-Ranicki ... Immer entlang der humanistischen Maxime »in dubio – contra«.

Die traditionelle Veranstaltung zur Frankfurter Buchmesse: Am 8. Oktober liest das gemischte Doppel Horst Tomayer / Hermann L. Gremliza um 20 Uhr im Club Voltaire (Kleine Hochstr. 5, Frankfurt a. M.).

Konkret 10/03, S. 6

an Konkret

Homophob

KONKRET 9/03: »Von der Sitte« von Jürgen Roth

Die Bibel ist in diesem Punkt ganz klar: Homosexuelle Lebensgemeinschaften sind abzulehnen. Ihre Aufgabe und die der Kirchen ist das Seelenheil des Menschen. Damit können die meisten Leser von KONKRET nichts anfangen. Nicht zu leugnen ist jedoch die empirische Erfahrung, die aus der Bibel spricht.

Homosexuelle »Liebe« ist in der Regel Triebbefriedigung. Geht die Entwicklung der sexuellen Freiheit in dem gleichen Maße weiter wie in den letzten zwanzig Jahren, werden sich die ersten ihre Lebensgemeinschaft mit einer Ziege oder einem Hund eintragen lassen.

Musa Ahrun

per E-Mail

Adornophob

KONKRET 9/03: Adorno-EXTRA

Ich soll jetzt also laut Magnus Klaue nicht mehr darüber nachdenken dürfen, was mir und der Nachwelt Adorno, sondern lediglich darüber, was ich oder auch diese vor ihm bedeute. Was für ein abgefeimtes Kauderwelsch. Welch mystagogischer Mummenschanz.

Von Scheit, Klaue und Büsser werden kleine Heiligenbildchen des Frankfurter Ortsheiligen verteilt, der somit tapfer einer bösen Kritik enthoben werden soll, die es derzeit gar nicht mal gibt. Und doch ärgert es einen, wie hier die nachgeborene Generation adornitischer Jungakademiker sich mit Geschwiemel und Geraune einer Gegenwart andient, die wahrlich Besseres zu gewärtigen hätte als ewige letzte Sätze. Kein Wort über Adornos elitären Ästhetizismus, dargeboten mit dem Anspruch, die Gesellschaft als Ganzes erklären zu wollen, um Metaphysik, Wissenschaft und Philosophie – die Ökonomie fehlt immer – in Kritischer Theorie versammeln zu können, welche Praxisferne zum erkenntnistheoretischen Prinzip erhebt. Das ist, was übrig bleibt von Adorno: also doch das »Grand Hotel Abgrund« (Lukács) – und ein paar schöne Aphorismen aus den *Minima Moralia*. Eine ganze richtige Ontologie, Ästhetik, Logik oder gar Kritische Theorie heutiger Gesellschaft, die es ohne Bezug auf Produktions- und Kapitalverhältnisse wohl eh nicht geben kann, aber sicher nicht.

Karl Heiner Busse

per E-Mail

Theophob

KONKRET 9/03: »Dein Volk ist alles« von Thorsten Fuchshuber

Interessant der Umstand, daß Anton »Suitbert« Hellinger seit Jahren, gar Jahrzehnten, als »Psychotherapeut« zugange ist, ohne im Besitze der erforderlichen Erlaubnis zur Ausübung der Heilkunde zu sein. Ein Priester bzw. Theologe ist nicht *per se* befugt zu therapeutischer Arbeit, von klinischer Qualifikation ganz zu schweigen. Und kein Staatsanwalt hat sich bislang bemüßigt gesehen, dagegen einzuschreiten. Woran das wohl liegen mag?

Claudia Kierspe-Goldner

per E-Mail

Photophil

KONKRET 8/03: »Dopplung und Deutung« von Martin Büsser

Mit Interesse und Gewinn habe ich Ihren Artikel gelesen – möchte jedoch einer Ihrer Prämissen entgegenhalten: Fotografie ist in der Kunstwelt überhaupt noch nicht etabliert. Auffälligerweise sind es sehr wenige Fotografen, deren Werke an die heiligen Wände der Museen gelangt sind. Wahrscheinlich war es der Kunsthandel, der auf der Suche nach einer neuen

Warengruppe die Fotografie entdeckte. Und die dabei bemerkten Fotokünstler werden nun ohne Ende herumgereicht; es bleibt eine Handvoll. Kunstwissenschaftlern fehlen Kenntnisse und Auswahlkriterien zur sachkundigen Beurteilung von Fotografie. Woher sollten sie diese auch haben, gibt es doch (mit einer Ausnahme) an den Universitäten keinen Lehrstuhl für Fotografie(-Geschichte).

Möglicherweise ist gerade die Eingliederung der Fotografie in die bildende Kunst ungünstig – auf einige Irrwege weisen Sie in Ihrem Essay hin. Eine andere Affinität, nämlich die zum Literarischen, wird häufig übersehen.

Hansgert Lambers

Berlin

Bibliophil

KONKRET 9/03: »In einem anderen Land« von Christian Eggers

Nun benutzt auch KONKRET-Autor Christian Eggers den unsinnigen Begriff vom »Streik der Fuhrunternehmer« gegen die Allende-Regierung. Was ein Streik ist, weiß sogar Microsofts Encarta: »Streik, Maßnahme des Arbeitskampfes, bei der Arbeitnehmer durch eine organisierte Arbeitsniederlegung bestimmte Forderungen gegenüber den Arbeitgebern durchzusetzen versuchen.«

Hermann Kant

Prälank

Amerikaphob

KONKRET 9/03: Dietrich Kuhlbrodts Filmkritik zu »Rosenstraße«

Die dicke Schlagzeile »Wir könnten Amerika komplett lahm legen« für sich genommen ließe vermuten, ein Vertreter von Al-Qaida habe die »Main-Post« zum Interview geladen. Der Blick auf das darunter plazierte Foto aus dem Film »Rosenstraße« erbringt dann sogleich die Richtigstellung. Es handelt sich bloß um Katja Riemann. Die ist bislang als wenig interessante Schauspielerin aufgefallen, sie hat aber auch ein hochpolitisches Anliegen, will sie doch, daß Europäer endlich »den Arsch hochkriegen«, um die USA, an die bloß zu denken Riemann »den Magen umdreht«, in die Knie zu zwingen. Was dafür zu tun ist? »Wir gehen auch nicht mehr in amerikanische Filme, wir gehen nicht mehr zu McDonalds und wir kaufen auch nicht mehr Nike oder Coca Cola ... Wir brauchen die (Amerikaner) eigentlich gar nicht. Wir sollten das einfach mal machen, dann könnten die einpacken.«

Gleichzeitig betont die Aktrice mit dem treudeutsch-schlichten Gemüt ihre Sehnsucht nach dem Aufgehen in einer durch die Friedensbewegung reformierten Volksgemeinschaft. »Erschüttert«, nicht etwa von mitgeführten Hamas-Fahnen und Saddam-Postern, sie meint das nämlich positiv, habe sie »die Demonstration vor dem Irakkrieg in Berlin, an der ich auch teilgenommen habe. Man wußte, man ist jetzt mit vielen Millionen Menschen überall in Europa verbunden.« Daß Riemann diejenigen nicht mag, die »nur die Geschichten der Deutschen als Täter und nicht die Geschichten von Deutschen auch als ›Helden‹« erzählen, wie sie in Bezug auf ihren neuen Kitschfilm (vgl. Kuhlbrodt) äußert, ist bei diesem Weltbild selbstverständlich.

Mit solchen Bekenntnissen, die einspruchslos und in Großaufmachung gedruckt erscheinen, findet das mickrige Feuilleton der »Main-Post« endgültig den ideologischen Anschluß an den Politikteil des Blattes. Kürzlich war dort zu lesen, nicht die Terroristen vom Schlage der Hamas und Al-Qaida müßten bekämpft, »sondern die Gründe für den Radikalismus aus dem Weg geräumt werden«. Die »Gründe«, das weiß, wer es wissen will, liegen in der Existenz Israels und der Vereinigten Staaten.

Peter Fasel

Würzburg

Brautiganophil

KONKRET 9/03: »Angenehm abartig« von Peter O. Chotjewitz

Vielen Dank für die Besprechung. Es gibt immer Hoffnung, wenn man auf Menschen stößt, für die Brautigan ein bißchen mehr ist als einfach ein Autor mehr. Eben deshalb kleine Beckmesserei am Rande: Brautigan hat sich natürlich nicht auf

seiner Ranch in Montana erschossen, sondern in Bolinas. In Montana hätte er auch echte Schwierigkeiten mit dem Blick aufs Meer gehabt.

Peter O. Chotjewitz

Stuttgart

Konkret 10/03, S. 9

Hermann L. Gremliza

Eiskalter Nachkrieg

Die USA waren und sind, spätestens seit dem Korea-Krieg, die bei weitem aggressivste imperialistische Macht; ihre Opfer zählen nach Millionen; wer, wie ich, ihr mörderisches, verhaßtes Militär auffordert, in der BRD zu bleiben und die Reste des Besatzungsrechts nicht aufzugeben, sondern notfalls mit aller Macht wahrzunehmen, muß Schlimmeres fürchten: eine große Koalition der Wähler von Kohl, Meyer-Vorfelder, Schönhuber und Gorbatschow, den Abriß der Mauer, die Wiedervereinigung, »die Deutschen« und Deutschland, Deutschland über alles. Ami stay here!

Der Appell, der im Juli 1989 an dieser Stelle stand, verhallte ungehört. Die Regierenden der USA hatten Besseres zu tun, als die einsame Stimme eines Hamburger Kommunisten wahrzunehmen, der über *Gods own country* so despektierlich redete. Sie hörten auf ihre Freunde, auf Kohl und Brandt und die »FAZ«.

Das haben sie nun davon. Berauscht von der Vorstellung, das »Reich des Bösen« (Ronald Reagan) endgültig von der Weltkarte zu streichen, haben sie sich mit der Liquidierung der Nachkriegsordnung einen Gegner erschaffen, der sie insgeheim schon heute nach dem verschwundenen sich zurücksehnen läßt. Er besitzt, wovon dieser nur prahlte, ökonomisch, technisch, auch militärisch. (Zu welch jämmerlichem Haufen die Rote Armee längst heruntergekommen war, kann den beobachtenden Diensten nicht verborgen geblieben sein.) Und nun haben sich die USA durch ein tölpelhaftes politisches Personal auch noch in einen Konflikt manövrieren lassen, aus dem sie, wenn alles schlechtgeht, nicht einmal, wie noch in Vietnam, durch eine ehrenhafte Kapitulation sich werden befreien können.

In alle Welt hatten die Deutschen posaunt, daß sie keinen Krieg wünschten gegen den Irak. Dabei wünschte die Berliner Regierung nichts dringlicher als den Krieg – geführt von den USA, gegen den Willen der sogenannten Völkergemeinschaft und ohne Legitimation durch die Vereinten Nationen; einen Krieg, in dem alle außer den Irakern, die wenigstens ihren Folterherrn loswurden, verlieren sollten, insonders die USA und Israel, und niemand etwas gewinnen konnte außer Deutsch-Europa und Al-Qaida (auch als Synonym für den ganzen islamistischen Islam).

Was die USA können, und besser als alle andern, haben sie in Jugoslawien und Afghanistan gezeigt: draufhauen und abhauen. Das hat dort genügt, wo sie Alliierte hatten, die genug Geld und Leute schickten, um den Nachkrieg zu führen und an dessen Scheitern Mitschuld zu übernehmen. Bushs »Koalition der Willigen« aber ist eine der allzu Billigen: hier ein Prime Minister, der über seine politischen, ökonomischen und intellektuellen Verhältnisse lebt, dort dreitausend arbeitslose Polen unter Waffen, für deren Einsatz die EU noch schmerzhafte Gebühren kassieren wird, und drumherum, zwischen Litauen und Pakistan ein paar Maulhelden, die keinen Mann und keinen Groschen schicken. Bleibt Berlusconi, mit dem Bush wirklich ein besonderes Schnäppchen erjagt hat: Erst klammert er sich, ein gnädiges Lächeln erhoffend, an den deutschen Kanzler, der ihn am Abend zuvor in der Arena von Verona durch stürmische Umarmung von Romano Prodi, Berlusconis Gegner, abgestraft hatte, dann stellt sich Bushs Williger aller Welt als Parteigänger Benito Mussolinis vor, der niemand umgebracht, sondern seine Gegner nur »ferienhalber« in die Verbannung geschickt habe. (Zur Erinnerung: Bei der Eroberung Libyens hatte Berlusconis Duce Giftgas eingesetzt. Von den zehntausend Juden, die er nach Deutschland deportierte, haben keine fünf Prozent überlebt. Einem Bewunderer Mussolinis kann es also ganz recht sein, wenn Hamas und – man muß wohl sagen: – ihr Arafat heute besser dastehen als seit Jahren.)

Knapp achtzig Milliarden Dollar mehr pro Jahr hat Bush für seinen Krieg beim Kongreß beantragt, und der weiß nicht, bei welchem Gläubiger er noch was kriegt. Für seinen Weg vor die Vereinten Nationen, die er im Frühjahr noch verhöhnte, empfiehlt die deutsche Friedenspresse (hier die »Süddeutsche Zeitung«) dem Präsidenten deshalb äußerste Bescheidenheit:

Diesmal müßte er sich eigentlich kleinmütig geben, weist seine Jahresbilanz doch Verluste aus … Der Irak ist nicht befriedet, geschweige denn im Aufschwung … Amerika erfährt einen dramatischen Ansehensverlust in allen Weltregionen. Es droht zum Führer ohne Gefolgschaft zu werden.

Ganz wie es Schröder und Fischer sich erträumt haben. Der Leitartikler von Springer, der durch eine Klausel des Anstellungsvertrags zur Solidarität mit den USA verpflichtet ist, rät Bush dringend zur Umkehr:

Hinter der Kurskorrektur Washingtons steht nicht nur innenpolitischer Druck, sondern auch das unausgesprochene Eingeständnis, im Irak nicht mehr so recht weiterzuwissen. Dies verschafft am Potomac der Einsicht zunehmend Gewicht, daß sich die US-Strategie des Alleingangs und des Ausscherens aus dem transatlantischen Konsens, wie sie seit dem Anschlag auf das World Trade Center verfolgt wurde, am Ende doch nicht auszahlt. Amerika bewegt sich auf die UN und damit auch auf seine »abtrünnigen« Partner zu und wird dies durch den Zwang der Ereignisse weiter tun müssen.

Drastischer noch der US-Wissenschaftler Minxin Pei vom Carnegie Endowment for International Peace, wiederum bei Springer:

Wenn die USA nicht in der Lage sind, die Probleme in der Bronx und in Harlem oder in den Slums von Washington D. C. in den Griff zu bekommen, warum sollten sie dann Probleme wie Armut, schlechtes Government und Kriminalität in Haiti, Kambodscha oder im Irak in den Griff bekommen?

Die USA stehen, was ihre wirtschaftlichen und organisatorischen Ressourcen angeht, lange nicht mehr so glänzend da wie 1945, als sie das Problem schlechtes Government in Deutschland in den Griff genommen und bekommen haben. Es waren aber nicht zuerst ihre Dollars, die damals halfen, es war ihre Bereitschaft, die Einführung der Demokratie den vorhandenen, zur Führung von Wirtschaft und Verwaltung ausgebildeten Eliten anzuvertrauen: die Konzerne dem Freundeskreis des Reichsführers SS, die Polizeiführung den Beamten der Gestapo, die Dienststellen den Leitern der Einsatzgruppen, die Armee den Offizieren der Wehrmacht, die Gerichte den Leuten vom NS-Rechtswahrerbund, die Presse den Mit- und Zuarbeitern von Goebbels' Propagandaministerium und der Propagandakompanien, die bald den Grundstock so mancher Springer-Redaktion bildeten. Daß sie diesem Erfolgsrezept im Irak heute nicht konsequent folgen, ist der ehrenwerteste unter den Gründen ihres Scheiterns. Die Deutschen hätten nicht gezögert.

Sie brauchten es nicht, sie haben den Krieg auch so gewonnen. Vor ein, zwei Monaten haben kleingläubige Kommentatoren noch darum gebangt, ob Minister Rumsfeld seinem deutschen Kollegen je wieder die Hand geben werde. Heute erwidert Struck, wenn er nach deutscher Hilfe im Irak gefragt wird, aufs pampigste: »Keine Soldaten, kein Geld ... Wir müsse den Amerikanern nicht irgendwelche Geschenke anbieten.« Erst müsse, sagt sein Kanzler, die politische Macht im Irak den UN und dann den Irakern zurückgegeben werden.

Aber wie sie die USA zu dem Krieg, gegen den sie auftrat, animiert hatte, wird die deutsche Regierung die Übertragung der Verantwortung der USA für den Irak an die UN, die sie fordert, so lange wie möglich hintertreiben. Jeder Tag, den die USA dort bleiben, verlieren sie nicht nur Leute, sondern auch sehr viel Geld und Ansehen, also Macht. Und die wächst ihren Gegnern zu. Wer Amerika haßt, muß diesen Krieg lieben.

Konkret 10/03, S. 10

Herrschaftszeiten

Koste es, was es wolle 1

11. August, »Spiegel«:

Der Internist Michael de Ridder über die Rationierung der Medizin für Alte:

»Spiegel«: Wenn man dem Patienten die Hüftoperation verweigern würde ...

De Ridder: ... wäre er mit Sicherheit todgeweiht. Er würde bettlägerig und bekäme in seinem Alter höchstwahrscheinlich ziemlich schnell eine Lungenentzündung oder -embolie ... Das wäre nicht nur unethisch, sondern im übrigen auch dumm. Die einmaligen Kosten einer Hüftgelenksoperation sind ja viel geringer als die Folgekosten, wenn der Patient chronisch krank ist. Schmerzmittel, Transportkosten, Arztbesuche, das kostet in der Summe viel mehr.

Brauner Look

15. August, »Financial Times Deutschland«:

Mit Hakenkreuz, Reichsadler und Runen der SS wirbt eine Boutique in Hongkong. Die in der ehemaligen britischen Kolonie beheimatete Bekleidungsfirma Izzue stattete ihre 14 Läden mit Symbolen aus der Zeit des Nationalsozialismus aus, um den »militärischen Look« ihrer Bekleidung zu unterstreichen. Kunden des Geschäfts passieren ein großes Hakenkreuz auf einer Metalltonne.

Braune Begeisterung

20. August, »Welt«, Interview mit Hanns-Eberhard Schleyer:

»Welt«: Ihr Vater war in seiner Jugend ein überzeugter NS-Anhänger. Wie hat er seine Haltung Ihnen gegenüber begründet?

Schleyer: Deutschland stand nach dem Versailler Diktat wirtschaftlich und sozial am Abgrund, es herrschte hohe Arbeitslosigkeit, das Land war ausgegrenzt aus der Völkergemeinschaft. Das waren Gründe für ihn, sich zu engagieren, etwas zu tun, sich zu begeistern.

Einer gegen alle

21. August, »Stern«:

Der notorische Populist (Gerhard Schröder) ist dabei, sich mit allen anzulegen ... Mit den Gewerkschaften, deren Aufstand er in eine historische Niederlage verwandelt hat; ... mit den Arbeitslosen, die er unter hohen Mobilitätsdruck setzt; mit den Sozialhilfeempfängern, die er zu jeder Art von Arbeit zwingen will; ... mit den Rentnern schließlich, denen er verwegen einschenkt, sie hätten sich für »etliche Zeit« Zuwächse abzuschminken – im Klartext: Auch sie werden verlieren. Namentlich der Kraftakt, die Ausgestoßenen und Verweigerer des Arbeitsmarkts in Jobs zu drücken, verdient jeden Respekt.

Je früher eine Kastration durchgeführt wird, desto größer ist ihr lebensverlängernder Effekt.

Der »Spiegel« zum Thema »Männer«

Weisungsgemäß erledigt

23. August, »Hamburger Morgenpost«:

Die Ausländerbehörde macht Anwälten die Arbeit gezielt schwer. Der »Mopo« liegt eine Dienstanweisung vor, in der die Sachbearbeiter angewiesen werden, ärztliche Gutachten aus der Akte zu entfernen, bevor die Anwälte Einblick nehmen. Als der Hamburger Rechtsanwalt Arne Dahm die Akte seines Mandanten einsah, fand er darin folgende Notiz: »Akte vor Einsichtnahme durch RA Dahm gut durchlüften.«

Stefan Berglund vom UN-Flüchtlingshilfswerk UNHCR: »Es ist unheimlich, daß sich in Hamburg so eine Situation entwickeln konnte, ohne daß andere Bundesländer oder der Bund dagegen interveniert haben.«

In Dummiform

25. August, »Spiegel«:

Die in der Pisa-Studie belegten Bildungsmängel deutscher Schüler machen nun auch der Bundeswehr zu schaffen ... Für die Offiziersanwärter – ausnahmslos Abiturienten – ließ Schulkommandeur Norbert Finster eigens Wochenend-Nachhilfekurse in Mathematik einrichten. Auch in der deutschen Sprache hapere es, beklagen Lehrer an der Institution im bayerischen Fürstenfeldbruck: In Aufsätzen, die zu Beginn der Ausbildung geschrieben werden müssen, fänden sich »Rechtschreibfehler im zweistelligen Bereich«.

Hühner-KZ

4. September, »Welt«:

Deutsche Schnitzelesser werden vom Herbst an, spätestens aber Anfang 2004, öffentlich als Profiteure des Holocaust gebrandmarkt. So plant es die radikale Tierschutzorganisation People for the ethical Treatment of Animals, kurz: Peta. Deren rund 20.000 Mitglieder starke deutsche Sektion wird eine umstrittene Kampagne aus den USA übernehmen, die den Mord der Nationalsozialisten an den europäischen Juden mit dem Töten von Schlachttieren gleichsetzt ... Es fällt schwer, zu glauben, daß die Organisation nicht wissen sollte, daß die Nazis nicht nur Massenmord an Menschen begingen, sondern zugleich erwiesenermaßen Tierfreunde waren. Sie erließen strenge Tierschutzgesetze, sie haben das Schächten verboten und Kampagnen gegen die »Tierversuche der jüdischen Schulmedizin« gestartet, deren praktische Folge bekanntermaßen Versuche der arischen Schulmedizin an jüdischen Menschen waren.

Dialektik der Aufklärung 1

4. September, »Welt«:

»Die gesamte deutsche Linke konnte sich mehrere Jahrzehnte nicht realistisch zu Medien verhalten, weil sie Adornos bissig-schmissige Bildungsbürger-Aphorismen gegen Film, Fernsehen und Massenpresse wörtlich genommen hatte«, sagte (Peter) Glotz ... Ihm selbst habe die Rezeption der *Dialektik der Aufklärung* eine »lebenslange Neurose« ver-schafft.

Nicht koscher

4. September, »Kontraste«, Bericht über die Schließung eines kleinen Ladens in Berlin-Reinickendorf:

Berlin. Brunowstraße. Vor sieben Jahren hat sich Dieter T. hier einen bescheidenen Traum erfüllt, einen kleinen Tante-Emma Laden mitten im Kiez ... Im Mai vergangenen Jahres stellt der gläubige Jude seinen Laden auf ein koscheres Lebensmittelgeschäft um, neben Kaffee und Brötchen gibt es jetzt auch Delikatessen aus Israel ... Draußen weht die israelische Fahne, die Schaufenster beklebt er mit dem Davidstern ...

Nachbarn: »Der Mann, der hat auf einmal, aus welchen Gründen weiß ich nicht, hat der so einen Judenstern, so eine Flagge da rausgehangen und ein Käppi auf dem Kopf gehabt, hat er vorher nicht. Seitdem ist da keiner mehr hingegangen. Na, außerdem war er ja vorher ein Normaler, einer wie wir, wir sind auch keine Ausländerfeinde oder irgendwas, aber wenn der auf einmal die Judenfahne raushängt, na da fassen wir uns an den Kopf und fragen, was ist denn jetzt los.« ...

»Nachdem die Scheibe eben mit einem Stein eingeschlagen worden war, haben wir schon alle Angst gehabt, daß noch mehr passiert. Es hätte ja auch mal eine Flasche fliegen können, so ein Molotowcocktail. Die Fahne hing, und dann war das mit der Scheibe, und da hat er sich denn selber mit geschadet.«

Gute Gründe

6./7. September, »Süddeutsche Zeitung«:

In 106 Ländern der Erde wurde im vergangenen Jahr nach Angaben von Amnesty International systematisch gequält. Nach Schätzungen der Arbeitsgemeinschaft der Psychosozialen Zentren für Flüchtlinge und Folteropfer sind knapp 20 Prozent der Flüchtlinge, die nach Deutschland kommen, physisch oder psychisch gefoltert worden. Jedes Jahr sind das fast 25.000 Menschen.

Koste es, was es wolle 2

8. September, »Spiegel«:

Ziemlich überstürzt hat der Bund eine Änderung des Sozialhilfegesetzes auf den Weg gebracht ... Daß der Politikbetrieb so schnell (auf »Florida-Rolf«) reagierte, hat selbst leitende »Bild«-Redakteure in Hamburg erstaunt. Das scheine fast ein wenig übertrieben, findet einer ... Stütze ins Ausland bekommen künftig ... Menschen, die entweder langfristig im Krankenhaus oder Pflegeheim liegen müssen oder im Gefängnis sitzen. Auch Müttern, die im Ausland um ihre Kinder kämpfen, wird geholfen, ebenso jenen, die 24 Monate lang ohne Unterbrechung Sozialhilfe im Ausland bezogen haben.

Die Sozialhilfe wird noch teurer als vor der Reform. Denn die Höhe der Unterstützung richtet sich nach dem Lebensstandard der jeweiligen Länder, in denen die Bedürftigen leben. Im Durchschnitt liegt die Sozialhilfe für Bundesbürger im Ausland bei monatlich 374 Euro – rund 200 Euro niedriger als in Deutschland. Für jeden, der die Heimreise antreten sollte, muß das Amt die Flugkosten und dann, in den meisten Fällen, eine deutlich höhere Unterstützung zahlen als bisher.

Experten

10. September, »Welt«:

Glaubt man den Angaben der zitierten Friedensaktivisten, so gab es während des (Irak-)Krieges 7.219 tote Zivilisten, auf alliierter Seite wird die Zahl der gefallenen Soldaten bis Juli mit 254 angegeben. Es bestehe kein Zweifel, daß dies »viele, zu viele Menschen« seien, stellen die Autoren der Studie (der Konrad-Adenauer-Stiftung), Karl-Heinz Kamp und Markus Bodler, klar. Allerdings seien viele Voraussagen bedeutend höher gewesen. Der Krieg werde »vielleicht Hunderttausende unschuldige Menschen« das Leben kosten, mutmaßte etwa SPD-Generalsekretär Olaf Scholz im Februar, Bundestagspräsident Wolfgang Thierse sprach von den »Millionen Menschen in Bagdad, die Opfer von Bomben und Raketen werden«.

Die mit der Führerrede

10. September, »Süddeutsche Zeitung«:

Das Münchner Filmmuseum hat alle drei Parteitagsfilme von Leni Riefenstahl zusammengebracht ... Als wir ihr davon eine Kassette schickten, sagte sie, so könnten wir den Film nicht zeigen, es fehle die mittlere der drei Rollen, die mit der »Führerrede« – sie sprach das aus wie zwei Silben: »Frrrede« – , und dies sei ja das Zentralstück des Films und im übrigen »die schönste Frrrede« von allen ... von der Aufnahme und vom Schnitt her die gelungenste.

Dialektik der Aufklärung 2

15. September, »Frankfurter Allgemeine Zeitung«:

... auch in Europa blühen die Verschwörungstheorien von links und von rechts. So ist im Sommer 2002 das Buch des aus der extremen französischen Linken kommenden Thierry Meyssan in deutscher Übersetzung (*11. September 2001 – Der inszenierte Terrorismus. Auftakt zum Weltenbrand?*) erschienen – mit dem Untertitel *»Kein Flugzeug traf das Pentagon!«* und im eigens dafür in Kassel gegründeten Verlag »Editio de Facto. Verlag für Analyse und Aufklärung des Zeitgeschehens«. Inhaber des Verlags ist der Franzose Pierre Krebs, ein auch in Deutschland aktiver Rechtsextremist.

Konkret 10/03, S. 12

Horst Pankow

Road to Nowhere

Die Roadmap, der »ergebnisorientierte Fahrplan« zum Frieden in Nahost, gilt als gescheitert. Es ist um ihn nicht schade.

Vor ein paar Monaten bekam ich eine denkwürdige E-Mail: Sie enthielt die Reproduktion eines bekannten Gemäldes aus dem frühen 19. Jahrhundert, das Napoleon in Imperatorpose auf einem sich aufbäumenden Pferd zeigt, allerdings mit der Besonderheit, daß das Gesicht des berühmten Korsen durch das des Texaners George W. Bush ersetzt worden war. Ich bekam diese E-Mail als Mitglied einer Mailing-List, die sich der Solidarität mit Israel verpflichtet fühlt, in der Nachrichten und diverse Texte zum Thema verschickt werden und gelegentlich Mitglieder eigene Überlegungen und Vorschläge formulieren. Bushs Konterfei habe sie in die Imperatorendarstellung montiert, erklärte die Collagistin in wenigen Zeilen, weil dessen Rolle für den heutigen Nahen Osten möglicherweise eine ähnliche sei wie die des Korsen weiland für das alte Europa. Außerdem habe doch auch der alte Hegel angesichts des Einzugs Napoleons in die preußische Hauptstadt Berlin angemerkt, er habe den »Weltgeist zu Pferde« gesehen. Daß der Weltgeist manchen noch immer als das unverwüstliche Stehaufmännchen gilt, das mal als List der Vernunft (Hegel), mal als »der alte Maulwurf« (Marx) sein Wesen sogar als gegenwärtiger Weltmachtchef zu treiben fähig ist, war der heitere Aspekt dieser E-Mail. Der beunruhigende bestand darin, daß offenbar auch Leute, denen die Solidarität mit Israel als Konsequenz aus der massenmörderischen Geschichte des Antisemitismus am Herzen liegt, sich nicht der Frage stellen mögen, in welchem Verhältnis das Wirken des Weltgeistes zu den historischen Topoi »Deutschland« und »Auschwitz« steht.

Da nimmt es nicht Wunder, daß auch für die aktuelle Verkörperung des Weltgeistes diese Frage nicht relevant ist, sondern daß sie sich ihrer Rolle gemäß im wesentlichen auf die Verbreitung von Zuversicht konzentriert. Eine »Neuordnung des Nahen Ostens« hatte der US-Präsident seit Mitte vergangenen Jahres angekündigt, eine Neuordnung, die neben einer »Demokratisierung« der Region auch Sicherheit für Israel *und* die Schaffung eines palästinensischen Staates beinhalten sollte. Das waren große Worte, die vor allem ein Dilemma und äußerst bescheidene Lösungsstrategien bemänteln sollten. Denn die erfolgreichen Anstrengungen des Weltgeistes in den vergangenen Jahrzehnten, am sinnfälligsten repräsentiert durch das Gesamtkunstwerk der Niederringung des kommunistischen Welt(geist)feindes, konfrontierte den Akteur mit einem ernüchternden Ergebnis: Nachdem endlich die im Kalten Krieg mit utopischen Heilserwartungen befrachtete internationale Freizügigkeit für die Kapitalverwertung erreicht war, standen die Eliten der einstmals imperialen Mächte so gänzlich unheroisch da wie die Vorstände einer x-beliebigen Firma, d. h. ihre Fähigkeit zur Gestaltung dessen, was sie für die Welt halten, mußte jetzt von ihnen und ihren Konkurrenten an der Produktivität ihrer Nationalökonomien und dem Wert ihrer nationalen Währungen – sprich ihrer Kaufkraft – gemessen werden.

Das mittlerweile von idealistischen Politikbegleitern nahezu mythisch aufgeladene Datum 9/11 konnte insofern nicht – wie von manchen Begleitern ersehnt – zur Kreierung eines neuen Weltfeindes, diesmal islamischer Provenienz, führen, sondern nur zu einem sehr pragmatisch kalkulierten Vorgehen. In Afghanistan vertrieb man zunächst das Taliban-Regime und überließ die weitere Initiative den Deutschen. Die inthronisierten vor zwei Jahren im Bonner Vorort Petersberg die Führungsclique der heutigen »Islamischen Übergangsrepublik Afghanistan« und werkeln seither am Aufbau eines Shariah-kompatiblen Polizeiapparates.

Der kalkulierte und realisierte schnelle Sieg über das Saddam-Regime im Irak schien zunächst die betriebswirtschaftliche Rechnung des postmodernen Weltgeistes zu bestätigen. So grauenhaft Saddam im Inneren gegen Aufbegehrende und gegen nicht ins nationale Entwicklungskonzept passende Untertanen auch vorging, für einen äußeren Gegner vom Format der USA und ihrer Alliierten war der seit dem 91er Krieg nur noch teilsouveräne Irak eine leichte Beute. Daß nun – so sieht es zumindest derzeit aus – die betriebswirtschaftliche Rechnung gerade wegen ihrer Einpreisung eines kostengünstigen Kriegs sich als Milchmädchenrechnung blamiert, die USA im Irak möglicherweise eine islamistische Pandora-Büchse geöffnet haben, was der US-Präsident in seiner Ansprache vom 8. September dieses Jahres auch indirekt eingestand, als er den Nachkriegs-Irak zur »zentralen Front« im »Krieg gegen den Terrorismus« erklärte, bekräftigt einmal mehr das grundsätzlich angebrachte Mißtrauen sowohl gegen die angeblichen zivilisatorischen Potenzen der gegenwärtigen Weltmächte als auch gegen die Weltgeisterei ihrer unberatenen Proselyten, denen hierzulande ihre – jederzeit leicht dokumentierbare, denn Engagierte neigen zur Vielschreiberei – Einsicht in die unheilvolle geschichtliche Konstitution der deutschen Verhältnisse (noch?) verbietet, mit dem Ticket »neokonservativ« zu reüssieren.

In betriebswirtschaftlichen Rechnungen haben nicht nur Arme und Unproduktive keinen Platz, sondern auch die, deren zweifelhafte Reputation für Irritationen bei künftigen Geschäftsbeziehungen sorgen könnte, müssen möglichst – wenn es schon nicht anders geht – auf eine Randposition gedrängt werden. So erging es im bürgerlichen Wirtschaftsleben häufig jüdischen Geschäftspartnern, und so ergeht es spätestens seit dem 9/11 dem Staat Israel. An der eilends ins Leben gerufenen »Allianz gegen den Terror« durfte er nicht teilnehmen, ebensowenig wie am glorreichen Feldzug gegen die Saddam Husseinsche »Weltbedrohung«. Dafür bekam er aber einen »Friedensfahrplan« aufgeherrscht, den weder er noch

sein Widersacher, die vernichtungsantisemitische Palästinenservolksgemeinschaft, anders als ausschließlich verbal akzeptieren konnte.

Um den lästigen Israel-Palästina-Konflikt möglichst kostensparend in ihre betriebswirtschaftliche Rechnung zu integrieren, initiierte die Firma USA Ende letzten Jahres eine Konferenz mit den konkurrierenden Firmen EU und Russische Föderation sowie dem gemeinsamen Dachverband Uno. Das temporäre Firmenkonsortium mit der sinnigen Selbstbezeichnung »Nahost-Quartett« legte dann am 20. Dezember ein Ei, dem die Teilnehmer den Namen »Ein ergebnisorientierter und zielgerichteter ›Fahrplan‹ für eine dauerhafte Zwei-Staaten-Regelung zur Beilegung des israelisch-palästinensischen Konflikts« gaben. Unter der Bezeichnung »Roadmap« wurde es schließlich am 1. Mai dieses Jahres von George W. Bush einer nicht übermäßig interessierten Öffentlichkeit vorgestellt.

Das Kartenwerk ist in drei »Phasen« unterteilt. »In Phase I«, heißt es darin, »verpflichten sich die Palästinenser dazu ..., umgehend und bedingungslos die Gewalt einzustellen; unterstützende Maßnahmen von Seiten Israels sollten hiermit einhergehen. Palästinenser und Israelis nehmen ihre Sicherheitskooperation ... wieder auf, damit Gewalt, Terrorismus und Aufhetzung durch umstrukturierte und wirkungsvolle palästinensische Sicherheitsdienststellen beendet werden ... Israel unternimmt alle erforderlichen Schritte, um die Normalisierung des palästinensischen Lebens zu unterstützen. Israel zieht sich aus den seit dem 28. September 2000 besetzten palästinensischen Gebieten zurück, und beide Seiten stellen als Sicherheitsleistung und Kooperationsfortschritt den damaligen Status quo wieder her. Israel stellt ferner ... jede Siedlungstätigkeit ein.«

Die »Roadmap« geht also von einer Äquivalenz »beider Seiten« aus. Nun ist die eine Seite, der israelische Staat, erkenn- und im Rahmen staatlicher Möglichkeiten berechenbar, aber wer sind denn eigentlich »die Palästinenser«, welche Institution oder Organisation repräsentiert sie, und ist zu berechenbaren Übereinkommen bereit? Die Hamas, der Jihad, die Fatah, die sogenannte Autonomiebehörde und ihr Scheinparlament, die diversen rivalisierenden Clans? Die zynische Demütigung der israelischen Seite, die aus dieser Gleichsetzung spricht, wird noch verstärkt durch zwei fast gleichlautende Formulierungen in der Beschreibung der »Phase I«: »Alle offiziellen palästinensischen Institutionen stellen jede Hetze gegen Israel ein.« Das wäre ja schon mal was, könnte man denken, doch dann liest man einige Zeilen weiter: »Alle offiziellen israelischen Institutionen stellen jede Hetze gegen Palästinenser ein.« Der Text vermeidet jede Klarstellung darüber, wer oder was eine »offizielle Institution« sei oder sie repräsentiere. Palästinensische »Institutionen« wie etwa die »Autonomiebehörde« oder die bewaffneten Verbände und ihre Publikationen kennen kaum eine Mißhelligkeit, an der nicht der zionistische Erzfeind und »Bodenräuber« die Verantwortung trägt, während alle staatlichen Institutionen Israels (sie sind dort als solche umstandslos erkennbar) und die meisten politischen Parteien eine palästinensische Staatsgründung auf nichtterroristischer Basis befürworten und entsprechende Angebote seit Jahren machen. Und was die inoffiziellen Institutionen betrifft: Jedem Beobachter der israelischen Medienlandschaft fallen die aus kritischer Sicht teilweise haarsträubend naiv anmutenden Beiträge zur Rechtfertigung der palästinensischen Sache auf, während man in palästinensischen Medien ausschließlich Verteufelungen Israels serviert bekommt.

In der entscheidenden »Phase I« wird auch die Einstellung »jeder Siedlungstätigkeit« von Israel verlangt. Nun siedelt aber nicht der Staat Israel in den palästinensischen Gebieten, sondern Juden, die aufgrund ihrer religiösen Überzeugung zu dieser Siedelei sich berufen fühlen und für deren Sicherheit der israelische Staat aufgrund seines Selbstverständnisses sich nicht zu Unrecht in der Verantwortung sieht. Auch wenn es unter den Siedlern an Staatsbürgerverrücktheit leidende Menschen geben mag, die eine dauerhafte Ausdehnung des israelischen Territoriums anstreben, zielt doch die Forderung nach Einstellung »jeder Siedlungstätigkeit« auf eine völkische und religiöse Homogenisierung; die Verfasser der »Roadmap« formulieren damit: »Juden raus aus Palästina«.

Wenn der »ergebnisorientierte Fahrplan« heute als gescheitert gilt – nur seine Initiatoren wollen davon noch nichts wissen – , dann vor allem wegen einer Passage, die im Nahen Osten zu Recht allen Beteiligten als lachhaft erscheint. Ebenfalls über die »Phase I« heißt es dort: »Alle palästinensischen Sicherheitsorganisationen werden zu drei Diensten zusammengefaßt, die einem mit den entsprechenden Befugnissen ausgestatteten Innenminister Bericht erstatten.« Als »Sicherheitsorganisationen« werden hier die antijüdischen Killerorganisationen Al-Aksa-Brigaden, Hamas, Jihad etc. bezeichnet. Jeder ihrer Anführer möchte wahrscheinlich Innenminister werden, und ihr heutiges Wirken darf getrost schon als Vorschein einer palästinensischen Souveränität gewertet werden – das massenhafte und wahllose Abschlachten von Menschen, die das Unglück hatten, unter das Prädikat »Jude« zu fallen, und die gezielte Liquidierung von unliebsamen Personen in den eigenen Reihen. Was letztere betrifft, so kann man Berichte der internationalen Presse dahingehend resümieren, daß wöchentlich die Leichen von mindestens zehn Menschen in den Straßen der palästinensischen Großstädte Gazah und Ramallah gefunden werden, die als »Kollaborateure Israels« »hingerichtet« wurden.

Vor dem Hintergrund der »Phase I« ist es fast schon überflüssig, sich mit den beiden darauf folgenden Phasen zu beschäftigen. Für »Phase II« wird formuliert, daß es auf der Grundlage einer erfolgreichen ersten Phase zwischen Juni und Dezember 2003 – also jetzt – darum gehen soll, »einen unabhängigen palästinensischen Staat mit vorläufigen Grenzen und Merkmalen der Souveränität« zu installieren. »Wie bereits festgestellt«, heißt es dann weiter, »kann dieses Ziel nur erreicht

werden, wenn das palästinensische Volk eine Führung hat, die entschieden gegen den Terror vorgeht sowie willens und fähig ist, eine funktionierende Demokratie auf der Grundlage von Toleranz und Freiheit aufzubauen.« Dies ist ebenso allgemein wie interpretationsfähig ausgedrückt, es kann im Grunde auf jede Situation und Konstellation angewandt werden, denn Dogmatiker in Sachen Demokratie und Toleranz waren die Eliten der Sache des demokratischen Weltgeistes bekanntlich noch nie, und Anzeichen, daß sie es werden könnten, sind der hinterhältigen Pseudo-Good-Will-Phraseologie der »Roadmap« nicht zu entnehmen. So sieht denn auch »Phase III« für das Jahr 2005 eine »Vereinbarung über den endgültigen Status« vor, »um Fortschritte in Richtung einer baldmöglichst zu erzielenden Nahost-Einigung zwischen Israel und Libanon sowie zwischen Israel und Syrien zu fördern«. Da der Libanon über keine reale staatliche Souveränität verfügt, seine wesentlichen Entscheidungen als Ergebnis des Bürgerkrieges in den siebziger und frühen achtziger Jahren von Syrien diktiert werden, erscheint das Assadsche Folterreich hier gleich zweimal als seriöser Partner.

»Jedem, der sich ein wenig im politischen, psychologischen, religiösen Sumpf des Nahen Ostens auskennt«, schrieb der niederländische Romancier Leon de Winter im Juni in der »Zeit«, »wird, wenn er das liest, sofort aufgehen, daß dieser Plan von Bürokraten stammt, die keinerlei Gespür haben für die Bösartigkeit und Komplexität der historischen Wunden der betroffenen Parteien.« Der Autor kommt schließlich zu der Feststellung: »Und daraus ergibt sich, daß Israel erst Frieden finden kann, wenn die gesamte Region liberalisiert und demokratisiert ist und von einem entwickelten, wohlhabenden Mittelstand getragen wird. Es kann noch ein Jahrhundert dauern, bis dieses Paradies anbricht.« Diese Feststellung ist deshalb bedeutsam, weil sie von jemandem stammt, der zwar als europäischer Jude um die Wichtigkeit der Existenz und Sicherheit Israels weiß, aber sonst von ideologiekritischer Erkenntnis über den Zusammenhang von Ökonomie und staatlicher wie quasistaatlicher Gewalt nicht viel wissen will. Das heißt, jeder kann im Grunde durch bloßen Augenschein erkennen, was geht und was nicht.

Jeder kann, braucht aber nicht. Und die Repräsentanten des demokratischen Weltgeistes können sowieso anders. Nach der Formulierung der »Roadmap«, jedoch vor ihrer Veröffentlichung, wurde in der demokratischen Staatenwelt der Ruf nach einem »gemäßigten Palästinenserführer« laut, der aufgrund seiner Gemäßigtheit in der Lage sei, als palästinensischer Garant des »Friedensfahrplans« zu fungieren. Die Wahl fiel auf Mahmud Abbas; der wurde am 19. März vom Präsidenten der »Autonomiebehörde«, Arafat, als palästinensischer »Ministerpräsident« bestätigt. Abbas ist wie Arafat Gründungsmitglied von PLO und Al Fatah. Wie viele der alten Führungsgarde hatte er sich eine goldene Nase als Export-Import-Unternehmer verdient, während er den Judenhaß Jüngerer bediente und sie in »antizionistischen« Aktionen verheizte.

Abbas ist aber nicht nur Unternehmer, er ist auch Historiker. 1982 wurde er im damals noch sowjetischen Moskau mit einer Dissertationsschrift promoviert, die er später unter dem Titel *The Other Side: The Secret Relationship between Nazism and the Zionist Movement* veröffentlichte. Darin bestreitet er wie die europäischen Geschichtsrevisionisten die Existenz der deutschen Vernichtungslager und behauptet, insgesamt seien weit weniger als eine Million Juden getötet worden. Vor allem aber versucht er, ein auf die Beherrschung des Nahen Ostens gerichtetes Komplott zwischen Nazis und Zionisten nachzuweisen. Dies machte ihn möglicherweise in den Augen des »Nahost-Quartetts« zum »Gemäßigten«, denn mehrheitsfähig ist die Gleichsetzung von Nazis und Zionisten unter politisierenden Palästinensern mit ihren Nazi-Sympathien wohl nicht.

Mahmud Abbas verkörpert jenen Typus des Antisemiten, der den Juden zwar den Tod wünscht, der aber, bis es so weit ist, nichts gegen Geschäfte mit ihnen hat. Vielleicht wäre er durchaus die richtige Wahl im Sinne des unter Budgetknappheit leidenden demokratischen Weltgeistes gewesen. Genau das aber kann man nicht wissen. Denn unter seiner Ägide geschah nichts, um die in der »Roadmap« an die palästinensische Seite gerichtete Minimalforderung einer Zusammenfassung der »palästinensischen Sicherheitsorganisationen zu drei Diensten« umzusetzen. Im Gegenteil befleißigten sich diese Organisationen einer regen Attentatstätigkeit. Bluti- ger Höhepunkt war das Massaker vom 20. August, als ein Hamas-Mitglied, biederer Familienvater und Prediger in einer Moschee, sich mit 21 orthodoxen Juden in Jerusalem in die Luft sprengte. Israel, das aufgrund seiner Geschichte und der Geschichten seiner Bürger nur zu gut weiß, daß es sich auf die Segnungen von Weltgeist, Demokratie und Zivilisation im Zweifelsfall nicht verlassen kann, sah sich zur Gegenaktion veranlaßt. In der Tradition jüdischen Widerstands griffen israelische Einheiten Hamas-Führer an und töteten einige. Die konsequent formulierte israelische Drohung, man werde zurückschlagen, bis die gesamte Hamas-Führung liquidiert sei sowie der Nachweis, daß es nicht bei Worten bleibe, bedeutete das Aus für Abbas. Moderater Antisemitismus ist in der fanatisierten palästinensischen Gesellschaft nicht mehrheitsfähig. Und so marschierte denn zwei Tage vor Abbas' Rücktritt der maskierte Killermob vor dem palästinensischen Parlament auf und forderte den Tod des »Verräters«.

Nachfolger des unglücklichen Abbas ist Mahmud Qurei. Der Autokrat Arafat ernannte den Bankier und Diplomaten angeblich wegen seiner Geschicklichkeit in den Verhandlungen, die 1994 zum Abschluß des sogenannten »Oslo-Friedensabkommen« führten. Dies könnte durchaus symbolische Bedeutung haben. Das Oslo-Abkommen wurde – offenbar weil es das Sicherheitsbedürfnis Israels bestätigte, indem es festschrieb, daß vor Etablierung eines Staates Palästina alle strittigen Fragen geklärt werden sollten – von palästinensischer Seite durch Massenmorde an Juden ausgehebelt. Bei Abschluß dieses Artikels gefiel sich Qurei noch in der Rolle des eitlen Zauderers. Kokett bat er die USA

und die EU, ihn bei der »Fortsetzung des Friedensprozesses« zu unterstützen. Glaubt irgend jemand, die demokratische Welt und ihr »Nahost-Quartett« werden sich durch die soeben gemeldeten zwei Selbstmordattentate mit mindestens 17 toten Israelis in ihrer Entscheidungsfindung beeinflussen lassen?

Horst Pankow schrieb in KONKRET 8/03 über die Friedenspreis-Verleihung an Susan Sontag

Konkret 10/03, S. 15

Ilka Schröder, André Anchuelo

Vermittlung gegen Israel

Warum die EU die Hamas nun doch verbietet und trotzdem ihren palästinensischen Freunden treu bleibt.

Wenn wir feststellen, daß Hamas und Islamischer Djihad wirklich den Frieden ablehnende Terrorgruppen sind, könnte es sein, daß wir den EU-Standpunkt ändern müssen.« Für den terroristischen Charakter dieser Organisationen gebe es aber keine Beweise. Es war nicht irgend jemand, der Ende August diese überraschende Feststellung traf, sondern Maurice Gourdault-Montagne, hochrangiger Berater des französischen Präsidenten Jacques Chirac.

Vielleicht hätte Gourdault-Montagne in der 1988 beschlossenen und weiterhin gültigen Charta der Hamas nachschauen sollen. Dem Manifest zufolge strebt die Hamas danach, »das Banner Allahs über jedem Zentimeter Palästinas zu entfalten«, Israel werde so lange existieren, »bis der Islam es ausgelöscht hat«, die »Befreiung Palästinas« sei »für jeden Moslem die höchste persönliche Pflicht, wo immer er sich befindet«. Was sie von sogenannten Friedensprozessen wie der Roadmap oder einem Waffenstillstand hält, hat die Organisation bereits damals festgelegt: »Für das Palästina-Problem gibt es keine andere Lösung als den Djihad. Friedensinitiativen sind reine Zeitverschwendung, eine sinnlose Bemühung.« Die Moslems müßten »die Juden bekämpfen und sie töten.« So sieht die Hamas-Politik heute noch aus.

Die letzten Jahre haben gezeigt, daß der Aufruf zur Zerstörung Israels und der Befreiung der Welt von den Juden keine leere Drohung war. Hunderte Israelis kamen bei Selbstmordmassakern der Hamas ums Leben, Tausende wurden verletzt. Auch Führungskader des »politischen Arms« wie Abdel Aziz Rantisi oder der euphemistisch »geistlicher Führer« geheißene Scheich Ahmed Yassin haben immer wieder zum Judenmord aufgerufen und sich zu zahlreichen Mordanschlägen bekannt. Egal ob Zivilist oder Soldat: »Jeder Jude ist ein Siedler, und es ist unsere Pflicht, ihn zu töten«, so die Hamas in einem Flugblatt.

Man darf davon ausgehen, daß diese Fakten auch in Paris bekannt sind. Trotzdem lautete die bisherige französische Empfehlung an Israel, mit der Hamas politische Verhandlungen zu führen – weil sie bei den Friedensbemühungen eine wichtige Rolle einnehme. Die Chirac-Regierung stand mit dieser Haltung nicht allein. Mit Bedacht hatte der EU-Außenministerrat vor anderthalb Jahren lediglich den »militärischen Arm« der Hamas, die Izzedin-al-Kassam-Brigaden, auf die EU-Liste terroristischer Organisationen gesetzt. Noch Ende Juni erläuterte ein Sprecher der Europäischen Kommission die offizielle Haltung der EU: »Man kann nicht sagen, daß die Hamas als Ganzes eine terroristische Organisation ist, und sicher ist das nicht unsere Position.«

Seit dem informellen EU-Außenministertreffen Anfang September 2003 ist sie das nun aber offenbar doch. Jedenfalls gibt es jetzt einen »Konsens« (Frankreichs Außenminister Dominique Villepin) und eine »vollständige Übereinstimmung« (Villepins britischer Kollege Jack Straw) über das Verbot der »Hamas als Ganzes«. Es ist kaum anzunehmen, daß dieser Sinneswandel auf Druck der USA und Israels zustande kam. Vielmehr dürfte das Massaker, das ein Hamasmitglied am 19. August in Jerusalem anrichtete, den Ausschlag gegeben haben. Dabei interessierte sich die EU weniger für die 22 ermordeten israelischen Zivilisten. Vielmehr führte die neue politische Situation zum Brüsseler Positionswechsel: Man fürchtete, daß die Roadmap wegen der Insubordination der eigenen islamistischen Protegés scheitern könnte.

Angesichts dieser Entwicklungen stand man in Europa offenbar vor der Frage, wie man mit der Roadmap weiter verfahren sollte. Einerseits können die EU-Granden mit ihr durchaus zufrieden sein. Wie vielfach übersehen wird, konnte sich etwa Deutschlands Außenminister Fischer im Nahost-Quartett mit seinem Postulat durchsetzen, daß die palästinensische Staatsbildung von »entscheidender Bedeutung« sei, was daran abzulesen ist, daß die Roadmap – entgegen der bisher unumstößlichen Doktrin sowohl Israels als auch der USA – einen palästinensischen Staat bereits vor Gewährleistung auch nur formaler Sicherheitsgarantien für Israel anvisiert. Doch soweit wird es sobald nicht kommen. Weswegen andererseits die EU weiterhin die Aussicht lockt, bei einer Eskalation des Konflikts schneller und massiver als über die Roadmap »vermitteln« zu können: per Entsendung von »friedenschaffenden Truppen« nämlich – was europäische Medien bereits offen fordern. Zur Realisierung dieser Absicht kann das Hamas-Verbot durchaus nützlich sein. Es ermöglicht der EU, sich als neutraler Vermittler zu präsentieren, während man die nötige Eskalation dann eben Arafat und seinen Al-Aqsa-Brigaden überläßt.

Gemäß der Roadmap ist die Palästinensische Autonomiebehörde (PA) verpflichtet, »sichtbare Anstrengungen« zu unternehmen, »Gruppen, die, wo auch immer, gewaltsame Angriffe auf Israelis planen und durchführen« mitsamt der »Fähigkeiten und Infrastruktur der Terroristen (zu) zerschlagen«. Um die PA von dieser unangenehmen Aufgabe zu entbinden, vermittelte die EU Verhandlungen zwischen Hamas, Djihad und Fatah – unter Ausschluß Israels – , aus denen eine einseitige Waffenruhe hervorging, mit der der Roadmap-Forderung nach Zerschlagung der Terror-Infrastruktur der Stachel gezogen wurde. Auf arabisch heißt die Feuerpause »Hudna«, was gemäß islamischer Überlieferung bloß eine zeitlich befristete, taktische Waffenruhe zur Auffrischung der eigenen Kampfkraft bedeutet. Anders gesagt: Die EU führt

Friedensverhandlungen mit antisemitischen Terrororganisationen und sorgt so dafür, daß sie einsatzfähig bleiben für den absehbaren Fall, daß PA und EU sie wieder gebrauchen können. So vermittelt die EU ihren Nahostfrieden – gegen Israel.

Immer wieder wurde aus israelischen Sicherheitskreisen genau davor gewarnt – daß Hamas und Djihad die Hudna nutzen würden, um sich zu reorganisieren und aufzurüsten. Den Beweis für die Berechtigung dieser Sorge lieferte die Hamas Ende August selbst, als sie die Reichweite einer Kassam-Rakete soweit erhöht hatte, daß sie damit vom Gazastreifen aus die israelische Großstadt Ashkelon erreichte. Mutmaßliches Ziel des Flugkörpers war das städtische Elektrizitätswerk, das glücklicherweise verfehlt wurde. Wiederholt wurden auch Versuche registriert, über Tunnel und per Schiff neue Waffen, Sprengstoff und Munition einzuschmuggeln. Doch in Europa empörte man sich lieber über den Bau der israelischen Sicherheitsmauer und die angeblich schleppende Freilassung palästinensischer Gefangener. Das wurde Israel als Torpedierung des Friedensprozesses angekreidet, obwohl die Roadmap weder die Mauer verbietet noch eine Freilassung palästinensischer Terroristen verlangt.

Bereits vor dem Attentat von Jerusalem und dem Raketenangriff auf Ashkelon gab es Dutzende kleinerer Anschläge. Und die Al-Aqsa-Brigaden der Fatah – die mit der Hamas zeitweise recht erfolgreich um den Titel der effektivsten Judenkiller konkurriert haben – schlossen sich der Waffenruhe erst gar nicht an. Auch daran zeigt sich, wie ernst die PA die Friedensangebote meint, wenn sich nicht einmal die Terrorbrigaden der Regierungspartei ihr anschließen. Trotzdem hoffte die PA, und mit ihr die EU, damit den Schein zu wahren, die Roadmap-Forderung nach Zerschlagung der Terrorinfrastruktur erfüllt zu haben. Doch nachdem die Hamas mit dem Jerusalemer Anschlag überdeutlich gemacht hatte, daß sie sich auch an die Hudna nicht mehr gebunden fühlt, nahm Israel den Kampf gegen die Islamisten endgültig selbst in die Hand. PA-Premierminister Abbas, dem die EU die Rolle zugedacht hatte, die Hamas in den Roadmap-Prozeß zu integrieren, war damit gescheitert und trat zurück. Der Streit innerhalb der PA, wie viele und wie ernst gemeinte Zugeständnisse an Israel nötig sind, um mit der Vernichtung dieses Staates voranzukommen, wird weitergehen. Der Krieg auch.

Ilka Schröder debattierte in KONKRET 7/03 über Deutschlands Relaunch; *André Anchuelo* ist Politologe und arbeitet derzeit an einem Buch über die »Al-Aqsa-Intifada«

Konkret 10/03, S. 16

Thorsten Fuchshuber

Rechtsfreier Raum

Die Bundeswehr soll in einer leidlich befriedeten Region Afghanistans den Terror bekämpfen, der im restlichen Land auf der Tagesordnung steht.

Es kommt selten vor, daß die in Afghanistan tätigen Hilfsorganisationen und NGOs einer Meinung sind mit den dort stationierten US-Militärs. In einem Punkt jedoch ist das der Fall: Das nordafghanische Kunduz ist in ihren Augen der sicherste Ort im ganzen Land. Ganze vierzig US-Soldaten sind dort bislang als sogenanntes Provincial Reconstruction Team (PRT) tätig. Sie überwachen vor allem die Verteilung der Gelder, mit der die Region von der afghanischen Regierung bedacht wird. Sonst hält sich die Truppe im Hintergrund.

Doch mit der von der Bundesregierung geplanten Ausweitung des Afghanistan-Einsatzes wird das Stadtbild künftig wohl stärker von Militär geprägt sein. Denn ein Anfang September gefaßter Beschluß des Bundeskabinetts sieht vor, 230 Soldaten in die »Oase des Friedens« (»Spiegel Online«) zu entsenden, wo sie zum Jahreswechsel das US-Team ablösen sollen. Geplant ist, daß sie dann vor allem zivile Helfer schützen sowie beim Aufbau der Elektrizitäts- und Wasserversorgung und beim Ausbau der Straßen Hilfe leisten. Zudem sollen sie verschiedene Projekte im Bildungs- und Gesundheitswesen unterstützen. Bereits Ende August war deshalb ein Erkundungsteam mit Vertretern der Bundeswehr und des Auswärtigen Amtes nach Kunduz geflogen, um die Lage zu sondieren.

Die Nachricht, daß die Deutschen für die genannten Aufgaben mehr als fünfmal so viele Bewaffnete in die Stadt bringen wollen wie die amerikanischen Streitkräfte, löste unter den US-Militärs Verblüffung aus. Um zu verstehen, hätten sie das TV-Programm der Deutschen Welle einschalten sollen. Denn dort gab Gerhard Schröder noch vor der Rückkehr seiner Kundschafter bekannt, der anvisierte Einsatz sei »unser ganz spezifischer Beitrag zum Kampf gegen den internationalen Terrorismus, sowohl materiell wie auch militärisch«. Der »ganz spezifische Beitrag« mutet grotesk an: Die Bundeswehr soll in einer leidlich befriedeten Region den Terror bekämpfen, während im restlichen Land Gewalt und Unterdrückung auf der Tagesordnung stehen.

Mit der Beseitigung des Taliban-Regimes wurde eine zwar relative, jedoch unstrittige Verbesserung der Lebensverhältnisse der Afghanen erreicht. Doch sie droht nun unter der Herrschaft der Warlords und unter dem Terror der sich neu formierenden Taliban mehr und mehr rückgängig gemacht zu werden. Zu leiden hat vor allem die zwischen allen Fronten stehende Zivilbevölkerung.

Während der Einfluß der Übergangsregierung unter Hamid Karzai kaum über die Hauptstadt Kabul hinausreicht, bauen sich die radikalen Islamisten vor allem im Süden, an der Grenze zu Pakistan, einen neuen Machtbereich auf. Die US-amerikanische Tageszeitung »Salt Lake Tribune« berichtete Anfang September gar, daß die Rückkehr der Taliban auf eine gewisse Akzeptanz stoße, »weil sie die einzig vorhandene Alternative gegenüber einer Anarchie anbieten, in der Mord und Raub zum Alltag gehören und es den rivalisierenden Warlords gleichgültig ist, wessen Kinder im Kreuzfeuer umkommen«.

Fraglich ist jedoch, ob die »Akzeptanz« der Taliban nicht eher aus der Tyrannei resultiert, die sie bereits wieder auszuüben in der Lage sind. Sie werden für Attentate auf Mitarbeiter internationaler Hilfsorganisationen ebenso verantwortlich gemacht wie für Bombenschläge auf Schulen, die es wagen, Mädchen zu unterrichten. Die Terrorakte, zu denen die Taliban sich mitunter offen bekennen, verfehlen ihre Wirkung nicht: Vielerorts trauen Eltern sich nicht mehr, ihre Töchter in die Schule zu schicken, auch aus Angst vor Übergriffen auf dem Schulweg. Verschiedene Hilfsorganisationen mußten ihre Tätigkeit im Süden des Landes einschränken oder ganz abbrechen.

Mitte August überrannten mehrere hundert islamistische Kämpfer in zwei Städten der Provinz Paktika die Polizeiwachen und töteten zwölf Polizisten. Ungefähr zur gleichen Zeit kamen bei einem Bombenanschlag auf einen Bus 15 Menschen ums Leben, an die hundert weitere wurden landesweit bei Anschlägen und Feuergefechten getötet.

Sollte es den Taliban samt ihrem geflohenen Anführer Mullah Muhammad Omar gelingen, im Grenzgebiet zu Pakistan »wieder eine territoriale Basis aufzubauen, wäre Washingtons militärischer Sieg zunichte gemacht«, schrieb unlängst dazu die »New York Times«. Dies scheint man im Weißen Haus ähnlich zu sehen. Die im Süden Afghanistans stationierte, 11.500 Soldaten umfassende multinationale Kampfgruppe, die unter dem Anti-Terror-Mandat »Enduring Freedom« firmiert, startete Ende August eine großangelegte Aktion. Dabei seien in zwei Wochen »mindestens 200 Kämpfer getötet worden, die verdächtigt wurden, den Taliban anzugehören«, wie der kommandierende US-General John R. Vines sagte. An der Offensive, die von Angehörigen der US-Armee als die »größte seit über einem Jahr« bezeichnet wurde, waren vermutlich auch die 100 Soldaten des deutschen »Kommandos Spezialkräfte« (KSK) beteiligt.

Bis zu 1.000 Taliban-Kämpfer vermuten die Militärs allein in der Gegend nordöstlich der einstigen islamistischen Hochburg Kandahar. Wo die islamistische Guerilla präsent ist, terrorisiert sie die Zivilbevölkerung. Wer ihre Feinde unterstütze, so die Drohung, werde mit dem Tode bestraft.

Doch auch die Machtkämpfe rivalisierender Warlords führen zur Chaotisierung der Lage und immer mehr Todesopfern. Die von den Anti-Terror-Truppen kaum behelligten Regionalherrscher zwingen die Zivilbevölkerung dazu, sich ihrem Regime zu unterwerfen. Auf einer Veranstaltung in Brüssel im vergangenen Mai wies eine Vertreterin der antifundamentalistischen afghanischen Frauenrechtsorganisation Rawa darauf hin, daß der »War on Terrorism« zwar die Taliban entmachtet habe, nicht jedoch den »religiösen Fundamentalismus, welcher der Hauptgrund für all unser Leid ist«. Unter den Anführern der früheren Nordallianz etwa würden Frauen kaum weniger unterdrückt als unter dem Regime des Mullah Omar. So fühlen sich selbst in Kabul etwa 65 bis 70 Prozent der Frauen noch immer gezwungen, die Burka zu tragen.

Die Organisation Human Rights Watch (HRW) führte von Januar bis Juni 2003 eine Untersuchung über Menschenrechtsverletzungen im Südosten Afghanistans durch. Dem Bericht zufolge sagten nahezu alle befragten Frauen, das Leben sei jetzt besser als unter den Taliban. Es gebe keine Gesetze mehr, die sie davon abhielten »zu studieren, zu arbeiten und ohne Burka bzw. ohne Begleitung eines engen männlichen Verwandten« auf die Straße zu gehen. Sie gaben jedoch auch zu Protokoll, daß die Realität in weiten Teilen des Landes anders aussieht. Dort werden Frauen und Mädchen oftmals von Bewaffneten unter Druck gesetzt. In den Städten Jalalabad und Laghman seien Frauen gar von Regierungsvertretern mit dem Tod bedroht worden, falls sie sich weigerten, eine Burka zu tragen. Vielerorts ist sexuelle Gewalt gegen Frauen, Mädchen und Jungen an der Tagesordnung.

Die Anzahl der Schülerinnen – nach dem Sturz der Taliban gingen etwa die Hälfte aller Mädchen und jungen Frauen zur Schule – nimmt kontinuierlich ab: Auch im Einflußbereich der Warlords der Nordallianz werden Mädchenschulen angegriffen und Schülerinnen auf dem Weg in den Unterricht belästigt und attackiert. Laut HRW sind afghanische Polizeikräfte an den Übergriffen beteiligt. Dies wird unter anderem darauf zurückgeführt, daß einige der früheren Mudjahedin und jetzigen Mitglieder der Übergangsregierung von Rechten für Frauen nichts wissen wollen. Insbesondere gilt das für den Gründer der islamischen Partei Ittihad-e Islami, Abdul Rabb al-Rasul Sayyaf. Sayyaf lehrt islamisches Recht an der Universität Kabul und ist an den Vorbereitungen zur verfassunggebenden Versammlung für Afghanistan beteiligt.

Der HRW-Bericht erwähnt zahllose bewaffnete Raubüberfälle und Entführungen und beschreibt weite Teile des Landes als rechtsfreien Raum. Warlords erhöben Wegezölle und trieben illegal Steuern ein. Drahtzieher seien oftmals Regierungsmitgliedern nahestehende Banden oder Sicherheitskräfte, die de facto Immunität genießen.

In Kürze soll nun die Kommunistische Partei Afghanistans verboten werden. Sie gefährde die Souveränität des Landes, begründete Justizminister Abdul Rahim Karimi den Entschluß. Die Aktivitäten anderer Parteien würden bis zur Annahme eines Parteiengesetzes ebenfalls eingeschränkt.

Die wirtschaftliche Lage der Menschen ist weiter katastrophal. So beträgt beispielsweise der Mietpreis einer kleinen Wohnung im Außenbereich von Kabul das vierfache eines durchschnittlichen Monatslohns. Oftmals werden Löhne gar nicht ausbezahlt. Die Wasser- und Stromversorgung ist schlecht, Kinderarbeit keine Seltenheit. Angesichts der großen Armut und der wenigen Arbeitsplätze ist der Opiumanbau für viele die einzige Chance, um sich über Wasser zu halten. Kein Wunder also, daß Afghanistan wieder zum weltweit größten Opiumproduzenten mit geschätzten Einnahmen von jährlich fünf Milliarden Dollar geworden ist. Doch der Opiumanbau bindet viele Menschen besonders fest an die Warlords, die, ausgerüstet mit Privatarmeen, den Drogenhandel organisieren.

Die Konflikte rivalisierender Kriegsherren haben vor allem im Norden des Landes dazu geführt, daß Hilfsorganisationen ihre Arbeit einschränken oder abbrechen mußten. Es sei ein »Klima der Angst, das jenem unter den Taliban nicht unähnlich ist«, entstanden, erklärte eine Vertreterin von Human Rights Watch im April in Genf. Die Anführer der früheren Nordallianz würden jedoch, kritisiert Rawa, von der »Allianz gegen den Terror« und Präsident Hamid Karzai nach wie vor hofiert, statt bekämpft. Der Mangel an Sicherheit, steigende Armut und Arbeitslosigkeit sowie das Fehlen einer funktionierenden Ökonomie seien aber deutliche Beispiele dafür, wie abstrus die Vorstellung von einem »Kompromiß mit den Fundamentalisten« sei. Solange die Warlords nicht entmachtet würden, sei »die Rede von freien und fairen Wahlen und einer neuen Verfassung« bereits im Ansatz blamiert und würde bestenfalls dazu dienen, das »Regime der fanatischen Fundamentalisten zu legitimieren«.

In der Tat wurde die für Oktober geplante Verabschiedung einer neuen Verfassung verschoben. Die Ratsversammlung Loya Jirga, die sich laut Rawa mehrheitlich aus Bandenchefs zusammensetzt, will nun frühestens im Dezember über die Konstitution entscheiden. Mittlerweile bezweifeln UN-Vertreter öffentlich, ob die für Juni 2004 angesetzten Präsidentschaftswahlen überhaupt stattfinden werden.

In dieser Situation also entschließt sich die Bundesregierung, ihr verstärktes Engagement in Afghanistan auf Kunduz zu konzentrieren. Damit dies im Rahmen der internationalen Schutztruppe Isaf geschehen kann, muß zuvor die Uno eine Ausweitung des bislang auf Kabul beschränkten Mandats beschließen. Denn die bereits eingesetzten vier PRTs laufen unter der Ägide von »Enduring Freedom« und damit unter amerikanischer Führung. Dies will die deutsche Regierung nach Möglichkeit vermeiden. Sie verweist darauf, daß man sich der Führungsrolle der UN verpflichtet fühle, weshalb ein entsprechendes Mandat unabdingbar sei. Trotzdem äußerte beispielsweise der außenpolitische Sprecher der FDP-Fraktion, Werner Hoyer, den Verdacht, Verteidigungsminister Struck strebe in Wirklichkeit einen Einsatz im Rahmen des Anti-Terror-Mandats an.

In Berlin wird dieser Unterschied wohl als nachrangig betrachtet. Denn der Grund für den eiligen Marschbefehl nach Kunduz dürfte vor allem in der Erwägung liegen, daß Deutschland sich auf diese Weise von der Erwartung frei machen könnte, sich an einem möglichen Uno- oder gar Nato-Einsatz im Irak zu beteiligen. Zwar würde man einen entsprechenden Beschluß im Sicherheitsrat wohl abnicken, könnte die aktive Mitarbeit aber mit dem Hinweis auf die personelle Auslastung der Bundeswehr auf ein Stück Symbolik reduzieren. Aus diesem Grund ist mittlerweile bereits von bis zu 450 Soldaten die Rede, die ihren Dienst in Kunduz antreten sollen. Das Signal an die befreundeten islamischen Regimes und Geschäftspartner ist in beiden Fällen unmißverständlich: Die Kriege in Afghanistan und im Irak sind keine deutschen Kriege.

Thorsten Fuchshuber schrieb in KONKRET 9/03 über den Psychotherapeuten Bert Hellinger

Konkret 10/03, S. 18

Gerrit Brüning

Öl für die Welt

Die USA halten den Irak besetzt, um sich seine Rohstoffe anzueignen. Wirklich?

Der Pulverdampf über dem Irak hat sich noch nicht verzogen, da machen US-Konzerne schon Geschäfte. Halliburton-Tochter Kellogg Brown and Root, berichtete die amerikanische Presse, soll für mehrere hundert Millionen Dollar irakische Ölanlagen wieder herrichten und Militärcamps unterhalten. Die Aufträge für Dick Cheneys früheren Arbeitgeber summieren sich damit auf 1,7 Milliarden Dollar. Der Baukonzern Bechtel werde für über 350 Millionen die irakische Infrastruktur ausbessern. Bechtel verdankt der US-Besatzung damit insgesamt gut eine Milliarde Dollar Umsatz. Im Aufsichtsrat sitzt der Bush-Berater George Schultz.

Haben also Oskar Lafontaine und andere recht? Geht es im Irak »um Öl«? Betreiben die USA eine »rohstoffpolitische Kolonisierung«, wie Jürgen Todenhöfer vermutete? Neben den üblichen Verdächtigen unterstellte auch Gerhard Schröder Amerikanern und Briten kalten Materialismus: Die Ölvorkommen des Irak müßten dort bleiben, wo sie in Wirklichkeit nie gewesen waren: unter der Kontrolle des irakischen Volkes.

Bush hat beschlossen: »Es wird keinen Rückzug geben, auch wenn es Jahre dauert.« Doch warum nehmen die USA die Mühen im Irak auf sich? Wenn sie sich für die eigenen Opfer nennenswerte Mengen Öl aneigneten, wäre das in den Augen vieler Deutscher ein Motiv. Doch nichts dergleichen findet im Irak statt.

Friedenstreiber Ölwirtschaft

Sobald George W. Bush im Januar 2001 sein Amt angetreten hatte, beauftragte er seinen Vizepräsidenten Cheney, eine Studie über die Perspektiven der US-Energiepolitik auszuarbeiten: den »Bericht der Gruppe für die Entwicklung einer nationalen Energiepolitik«, kurz: »Cheney-Report«. Mit dabei: die amerikanische Energiewirtschaft. Sie hoffte, die neue Administration um den »Öl-Mann« Bush würde die Klagen über die wirtschaftlichen Nachteile der Iran-Sanktionen erhören und die Beziehungen mit dem Schurkenstaat verbessern. Auch Cheney hatte als Chef von Halliburton die US-Sanktionen gegen Iran und Libyen kritisiert. Als Vize-Präsident und zusammen mit Colin Powell, der ebenfalls am »Report« mitarbeitete, stellte Cheney den Nutzen der Sanktionen generell in Frage. Ein Vorentwurf des Berichts forderte offenbar nachdrücklich, die Sanktionen gegen Iran, Libyen und Irak wegen ihrer Bedeutung für die weltweite Ölversorgung zu überprüfen. Als die Presse dieses Ansinnen publik machte, bekräftigte Bush ausdrücklich, er unterstütze die Sanktionen. Die Wortwahl im »Report«, der im Mai 2001 erschien, wurde abgemildert. Nach wie vor empfiehlt er jedoch, Sanktionen gegen Staaten, die den Besitz von Massenvernichtungswaffen anstreben, zu überdenken und die Energiesicherheit dabei zu berücksichtigen.

Kurz vor dem »Cheney-Report« war im April 2001 eine Studie des Baker-Instituts erschienen: »Strategische Herausforderungen der Energiepolitik für das 21. Jahrhundert«. Die Experten aus Politik und Wirtschaft gehen weiter als der »Cheney-Report«: Die Regierung solle die Politik gegenüber dem Irak so gestalten, daß sie den Antiamerikanismus in der Region verringere. Ausländische Investitionen in irakische Ölfelder sollten weniger beschränkt, Ölsanktionen könnten schwerlich dauerhaft aufrechterhalten werden. Demnach sprach sich die amerikanische Energiewirtschaft und die ihr nahestehenden Politiker unmißverständlich für ein weniger aggressives Vorgehen gegen den Irak aus.

Doch dann kam der 11. September, belastete die Beziehungen mit Saudi-Arabien und warf damit auch energiestrategische Fragen auf. Würde die amerikanische Energielobby nun doch für einen Angriff auf den Irak trommeln, um die unzuverlässigen Saudis durch einen neuen proamerikanischen Ölstaat im Zweistromland zu ersetzen? Dagegen spricht, daß nichts und niemand Saudi-Arabien als Öllieferanten für die Weltwirtschaft ersetzen wird. Die Terroranschläge scheinen die Energiestrategen eher noch darin bestärkt zu haben, auf eine Verbesserung der Beziehungen mit dem Irak zu drängen: Das Baker-Institut aktualisierte ein Jahr nach dem 11. September 2001 seine Studie zur Energiesicherheit. »Ironischerweise«, kritisierte der Autor Joe Barnes, habe Washington durch seine Sanktionspolitik bewirkt, daß der Irak viel weniger Öl produziert, als er könnte. Während die Regierung verzweifelt versuchte, Saddam Hussein weltpolitisch zu isolieren, machte die amerikanische Ölwirtschaft gute Geschäfte mit ihm. Von dem Öl, das der Irak im Winter vor dem Krieg exportierte, gingen täglich 1,1 Millionen Barrel (à 159 Liter) oder 62 Prozent an US-Ölgesellschaften.

Auch Zeitungskommentatoren beharrten darauf, daß man an das irakische Öl auch ohne Krieg käme. »Kein Blutvergießen nötig«, notierte die »Washington Post«, wenn nur die UN-Sanktionen aufgehoben würden. Was die Lage in Saudi-Arabien betreffe: Auch militante antiamerikanische Extremisten an der Macht würden ihr Öl auf den Weltmarkt bringen müssen. Selbst feindliche Staaten verkauften gerne an die USA. Von einem dauerhaft garantierten Zugriff auf das irakische Öl ging der Kommentator Thomas W. Lippman dagegen nicht aus. Richtig und selbstverständlich ist also, daß die amerikanische Energiewirtschaft sich für die Ölvorkommen im Irak interessierte. Richtig ist aber auch, daß sie gerade aus diesem Grund

eine diplomatische Politik gegenüber Saddam Hussein befürwortete und daß Cheney dafür von Bush zurückgepfiffen wurde. Der Krieg gegen den Irak resultiert nicht aus dem Einfluß der Öl-Lobby auf das Weiße Haus. Aus ihrer Sicht sprach sogar vieles gegen einen Krieg: Saddam Hussein könnte im Zuge einer Taktik der »verbrannten Erde« die Ölfelder anzünden und unbrauchbar machen; die Ölpreise könnten kriegsbedingt steigen und die kriselnde US-Wirtschaft in eine Rezession stürzen.

Benzinwut im Ölstaat

Der Krieg mündete weder in ein Inferno, noch stürzte er die Weltwirtschaft in die Katastrophe. Die irakische Ölindustrie nahm kaum Schaden. Aber auch nachdem die größeren Kampfhandlungen beendet und die UN-Sanktionen aufgehoben sind, laufen Produktion und Export nur langsam wieder an. Die Anlagen leiden unter Plünderern und Saboteuren, ein Teil des Öls wird gestohlen. Anfang des Sommers wurden 800.000 Barrel am Tag gefördert. Ende Juni lief der Ölexport wieder an. Zweimal je eine Million Barrel wurden verschifft, vermutlich aus Lagerbeständen und nicht aus laufender Produktion. Ein »symbolischer Akt«, sagt Rainer Wiek vom »Energie-Informationsdienst«. Seit Ende Juli geben die Ölquellen an guten Tagen immerhin 1,2 Millionen Barrel her, knapp halb soviel wie vor dem Krieg, gemessen an den Möglichkeiten ein Rinnsal.

In Basra kam es im August zu gewaltsamen Ausschreitungen, weil nicht genug Benzin und Diesel in die Stadt gelangten. Mehr als ein bis anderthalb Millionen Barrel pro Tag wird der Irak auch am Ende dieses Jahres nicht exportieren können, schätzt Gerald Butt vom »Middle East Economic Survey«. Ende Juli wurden erste längerfristige Verkaufsvereinbarungen zwischen der Zivilverwaltung und ausländischen Ölgesellschaften geschlossen. Bis Ende des Jahres sollen täglich 650.000 Barrel fließen: an amerikanische Firmen, aber auch an die französische Total und Sinochem in China. Bislang kann Öl nur aus dem südlichen Teil des Landes ausgeschifft werden, da die Pipeline von Kirkuk zum Mittelmeerhafen in Ceyhan noch nicht dauerhaft funktioniert. Am 13. August transportierte die Leitung erstmals seit dem Krieg wieder Öl. Drei Tage später setzten Saboteure sie in Brand, so daß der Betrieb für mehrere Wochen eingestellt werden mußte.

Trostpflaster

Die USA haben es zur Priorität gemacht, die Ölindustrie wiederzubeleben. US-Zivilverwalter Paul Bremer hofft, bis zum Ende des Jahres 3,5 Milliarden Dollar aus dem Export einzunehmen. Die Kosten des Wiederaufbaus werden sich jedoch im selben Zeitraum auf 7,3 Milliarden, mehr als das Doppelte, summieren. Die Zeit danach wird nicht billiger: Bremer benötigt knapp 30 Milliarden, um in den nächsten Jahren die Iraker wenigstens mit Strom und sauberem Trinkwasser zu versorgen. Während diese Projekte sich langfristig selbst tragen könnten, schlägt das Militär nur negativ zu Buche: Allein die bisherigen Kosten des Krieges werden auf mehr als 70 Milliarden Dollar geschätzt, jeden Monat kommen vier Milliarden für die US-Truppen hinzu. Täglich stirbt im Durchschnitt ein Soldat. Rumsfelds Stellvertreter Paul Wolfowitz sieht kein Ende der Belastungen: »Es ist unmöglich, abzuschätzen, was der Wiederaufbau des Irak tatsächlich kosten wird.«

Wenn Bechtel und Halliburton im Irak währenddessen zwei oder drei Milliarden Dollar umsetzen und, großzügig geschätzt, 200 Millionen Gewinn machen, hört sich das nach sehr viel Geld an. Gemessen daran, daß die Kosten für die USA vermutlich längst die 100-Milliarden-Marke überschritten haben, sind diese Gewinne ein Witz. Angenommen, die Übergangsverwaltung hätte die Aufträge nicht aus sachlichen Gründen, sondern Vetter Cheney zuliebe an Halliburton vergeben. Folgt daraus, daß diese Geschäfte sich nicht nur als angenehmer Nebeneffekt ergaben, sondern den Krieg motivierten? Erklärt das private Interesse des Herrn Vizepräsidenten, daß die Mehrheit des Establishments und der Bevölkerung in den USA die Invasion befürwortete?

Kein Monopoly

Solange sich die politische Lage im Irak nicht konsolidiert hat, kann von einem Öldorado keine Rede sein. Ausländische Investoren werden längerfristige und milliardenschwere Verträge nur mit einer stabilen Regierung abschließen, die innerhalb wie außerhalb des Landes anerkannt und nicht binnen kurzem durch ein anderes Regime ersetzt werden kann, das alle Verträge zerreißt. Genau das ist der russischen Ölgesellschaft Lukoil, einer chinesischen Firma sowie einer dritten nicht näher genannten passiert, wahrscheinlich der französischen Total. Der von den USA eingesetzte Ölminister Thamir Ghadhban kündigte Ende Mai eine Reihe von Verträgen aus der Regierungszeit Saddam Husseins. Das hiesige Vorurteil will, daß hier ein Monopol für US-Konzerne entsteht. Ghadhban verwies jedoch darauf, daß einige Kontrakte gegenüber den Investoren zu großzügig oder nur Vorverträge im Verhandlungsstadium gewesen seien. Während des UN-Embargos stand der Irak wirtschaftlich unter Druck und konnte nicht gerade wählerisch sein, was die Angebote der Investoren anging. Die neue Verwaltung wird den Wettbewerb um die Lizenzen anregen, um möglichst hohe Gewinne für den Wiederaufbau zu erzielen.

Überdies spricht wenig dafür, daß amerikanische Firmen die französische, russische und chinesische Konkurrenz ausschließen wollten. Die Vorstände verantworten sich nicht vor Regierungen, sondern vor ihren Shareholdern und entscheiden ausschließlich nach ökonomischen Kriterien. Und die besagen, daß selbst der größte Konzern der Welt, ExxonMobil, sich an ein Ölvorhaben im seltensten Fall alleine heranwagt. Um das Risiko gerade in krisenanfälligen Regionen zu teilen, splitten oft vier bis sechs große Firmen ein Projekt zu Anteilen von jeweils zehn oder zwanzig Prozent unter sich auf. Ein solches Konsortium bemüht sich um diejenigen Firmen, die Expertisen mitbringen. Im Irak sind das Franzosen, Russen und Chinesen. Zwischen den Konzernen, anders als zwischen den Regierungen, sieht Rainer Wiek auf lange Sicht »keine große Diskrepanz«.

Sobald die Verhältnisse im Irak sich stabilisieren, wird ein militärisches Engagement der USA im Irak schon aus Kostengründen nicht mehr durchzusetzen sein. Wenn der Rubel in fünf oder zehn Jahren richtig rollt, sind die meisten GIs längst wieder zu Hause und die USA_nicht mehr die alleinige Macht im Irak. Mit einer Ölkolonie hat der Irak momentan nur insofern etwas gemein, als das Land den sogenannten Kolonialherren wirtschaftlich mehr schadet als nutzt.

Das Öl und der Krieg

Öl spielt in einem Krieg inmitten der ölreichsten Region der Erde insofern eine Rolle, als die Welt- und damit die US-Wirtschaft seit fünfzig Jahren auf dem billigem Angebot dieses Rohstoffs beruht. Ganz egal, ob nun Exxon oder Lukoil und Total oder staatliche Firmen die irakischen Ölfelder verwalten: Stockt der Ölfluß aus dem Golf, steigen die Preise überall und bedrohen die Konjunktur. 1973 trieb der arabische Boykott den Preis für ein Barrel Öl, in heutigem Dollarwert ausgedrückt, auf über 40 Dollar, die iranische Revolution 1979 gar auf knapp 80 Dollar. 1990, am Ende des iranisch-irakischen Krieges, hatte der Irak die iranische Armee und Luftwaffe so stark geschwächt, daß er Kuwait erobern und kurz darauf die saudischen Ölfelder bedrohen konnte. Der Ölpreis stieg auf über 30 Dollar, die USA schritten ein. Sie fürchteten jedoch nach wie vor, daß der Irak oder der Iran stark genug werden könnten, die arabische Halbinsel zu überrennen, ohne daß Saudi-Arabien sich dagegen wehren könnte. Dies geht aus einem Artikel des früheren Clinton-Beraters Kenneth M. Pollack in »Foreign Affairs« hervor. Amerikanische Soldaten haben beide Staaten über ein Jahrzehnt daran gehindert, so große Ölreserven an sich zu reißen, daß sie die Verbraucherländer tatsächlich effektiv erpressen könnten. Andererseits lösen die stationierten Truppen auf der arabischen Halbinsel das Problem nicht auf Dauer: Sie kosten viel Geld und beflügeln den militanten Islamismus. Um diesen gordischen Knoten zu zerschlagen, haben die USA sich vorgenommen, den Nahen und Mittleren Osten politisch umzugestalten. Ökonomisch verhalten sie sich dabei als Lückenbüßer für den Rest der Welt. Wenn es nach der Energieversorgungssicherheit ginge, müßten sich die USA vergleichsweise wenig um die politischen Vorgänge in der Region bekümmern: Japan bezieht 78 Prozent seiner gesamten Ölimporte aus dem Golf, China 38, Europa immerhin noch 27, die USA dagegen nur 20 Prozent.

Den Ölfluß für die Weltwirtschaft können die USA nicht sichern, ohne ihre Dominanz über den Nahen Osten zu festigen. Was Europäern und Chinesen ökonomisch recht ist, muß ihnen politisch allerdings noch lange nicht billig sein. Ein Dilemma, bei dem es nicht um die spärliche wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Saddam Hussein geht. Wenn amerikanische Waffen sprechen, hört den europäischen Diplomaten niemand mehr zu. Wenn die USA die Staaten in Nahost zur Abrüstung bewegen, setzt China weniger Raketen im Iran ab und erhält dafür weniger Öl. Der direkte amerikanische Zugriff auf irakische Ölfelder bedroht China dagegen nicht. Die USA brauchen die irakischen Förderanlagen nicht zu renovieren, um irgendwann einmal möglichen Rivalen den Ölhahn zudrehen zu können. 95 Prozent des Öls aus den Golf-Staaten, darunter das nach China, verschiffen Tanker durch die Straße von Hormusz. Und durch diese Meerenge kreuzt die US-Marine. Um die chinesische Ölzufuhr zu kontrollieren, war kein Blutvergießen nötig.

Gerrit Brüning befragte in KONKRET 8/03 den gewesenen PDS-Vorständler Diether Dehm

Konkret 10/03, S. 20

Gert Ockert

Verfolg uns, Wahn!

Drei neue Bücher verbreiten eine ganz eigene »Wahrheit« über die Anschläge vom 11. September. Und jeder fünfte Deutsche glaubt daran.

Auffällig ist natürlich, daß ganz wenige Juden umgekommen sind.

Horst Mahler in »Panorama«, ARD, 21.8.2003

Der altböse Feind

Es gibt Verschwörungen. Es existieren soziologische und historische Theorien über Verschwörungen. Und in den Löchern, die jede gesellschaftswissenschaftliche Theorie hat, wühlen die Verschwörungsspekulanten.

Um die Invasion in der Schweinebucht 1961 zu organisieren, bedurfte es vieler Täter, die sich heimlich verabredeten, ehe sie ins Debakel aufbrachen. Wie und warum die US-Regierung, die Mafia und die exilierten Schergen des kubanischen Diktators Batista sich zusammentaten, um Fidel Castro zu stürzen, ist von Historikern gründlich aufgeklärt worden; und gleichfalls, weshalb jene Invasion ein slapstickartiges Fiasko wurde. Daß der Anführer des Komplotts, Präsident John F. Kennedy, zwei Jahre später von den gleichen Miami-Kubanern und CIA-Agenten ermordet wurde, die er »im Stich lassen« mußte, weil er für sie keinen Weltkrieg riskieren wollte, ist reine, wenngleich eine sehr beliebte, Spekulation.

Tat, Theorie und Phantasie gehen beim Phänomen der politischen Verschwörung unentwirrbar durcheinander. Das gilt auch und allmählich sehr widerwärtig für die Terrorangriffe auf das World Trade Center und das Pentagon am 11. September 2001. Es *hat* eine Konspiration stattgefunden: nämlich die islamistischer Kamikaze-Mörder zum Zweck der Auslöschung möglichst vieler Amerikaner und zweier weltbekannter Gebäude. Der Beweis für diese Verschwörung ist das Ereignis selbst, die Zerstörung des World Trade Centers und eines Seitenflügels des Pentagon und der gewaltsame Tod von fast dreitausend Menschen.

Aus blanker Phantasie bzw. purem Wahntraum erwuchsen die Motive der Attentäter. Sie waren fest überzeugt von einem satanischen Komplott der Juden und der Yankees gegen die Welt und die Moslems. Mit dem Twin Tower hatten sie das wichtigste Symbol des verhaßten »jüdisch-amerikanischen Finanzimperialismus« im Visier, mit dem US-Kriegsministerium den Ort, von dem aus ihnen eine schmachvolle militärische Niederlage nach der anderen zugefügt worden war.

Es ist nicht ungewöhnlich, sondern die Regel, daß reale Verschwörungen von Verschwörungsphantasten ausgebrütet werden. Hätten die US-Geheimdienste nicht fest daran geglaubt, mit dem Castro-Regiment oder der Regierung Allende wäre der Kommunismus nur mehr zehn Minuten von der Weltherrschaft entfernt, sie würden nicht ihre enorme kriminelle Energie entfesselt haben, um Kuba zu ruinieren und Chile in eine Folterkammer zu verwandeln. Und die furchtbarste Konspiration der Weltgeschichte, die der Deutschen zur Vernichtung der europäischen Juden, entsprang der irrsinnigen Überzeugung, es hätten die Juden ein globales Komplott geschmiedet zur »Ausmerzung« der Deutschen und ihrer »arischen« Hilfsvölker. Adorno und Horkheimer haben als psychischen Defekt des elimatorischen Verschwörers in der *Dialektik der Aufklärung* die Paranoia ausgemacht; dieser Befund bleibt gültig.

Verfolgt von lauter Feinden, die man nicht sehen, nur ahnen kann, fühlen sich aber nicht bloß die Verschwörer, sondern auch all jene, die konspirative Weltmodelle entwickeln, weil ihnen die offenbaren politischen Verbrechen nicht genügen, um sich in der kapitalistischen Kultur unbehaglich zu fühlen. Die richtige Vermutung, es würde im waltenden Industriefeudalismus, in dieser globalen Gesellschaft der Rackets und Oligarchen, die Polis nur dem Namen nach noch bestehen, der Einzelne den bürokratischen Apparaten ohnmächtig ausgeliefert sein, schlägt bei den Komplottspekulanten um in eine Welt, die regiert wird von Phantomen. Weil man denen, die das Sagen haben, alles mögliche Böse unterstellen kann, wird ihnen auch noch das Unmögliche angehängt.

Für die erwiesene Gewalttat – also z. B. die Verwüstung des World Trade Centers – können die Konspirationsspekulanten nicht einfach die verantwortlich machen, die nachweislich Täter waren. Es muß immer ein anderer dahinterstecken – und zwar auf keinen Fall der, den die offiziellen Stellen als Hintermann ausgemacht haben. Man gibt sich nicht damit zufrieden, daß Osama Bin Laden seit vielen Jahren im Verborgenen Attentäter ausbilden läßt und zur Auslöschung erstens Israels und zweitens der USA aufruft. Man *weiß* ja, daß die CIA mit dem saudiarabischen Millionär regelmäßig Kontakt aufnahm, und weil man zugleich ignoriert, daß es zum Job von Nachrichtendienstlern gehört, notfalls mit dem Teufel zu reden, um Informationen zu sammeln, wird sogleich von einer Kommandostruktur gefaselt, die im Weißen Haus begann, über Langley gesteuert und von Mohammed Atta exekutiert wurde.

Wenn Horst Mahler als vormaliges Mitglied einer konspirativen Vereinigung, nämlich der RAF, heute »die Juden« verdächtigt, sie hätten die Anschläge vom 11. September »erfunden« oder, wahlweise, selber eingefädelt, dann führt er exemplarisch vor, wohin die paranoide Deformation, die er als Terrorist erwarb, letzten Endes immer führt: zum Lieblingsfeind aller völkisch Bewegten, seien sie Volksbefreier oder Volkstumswahrer, hin zum Ewigen Juden.

Es wäre vermessen, Vorgeschichte und Tat des 11.9. in allen Einzelheiten ohne Hilfe aus den Riesenapparaten des FBI, der CIA, der NSA oder des Mossad aufklären zu wollen.

Andreas von Bülow

Pannen aus System

Die aktuelle US-Regierung ist, wie fast alle ihre Vorgängerinnen, geprägt von Halbwissen, Arroganz, Opportunismus, interner Mißgunst und Stümperei. Das liegt am US-Wahlsystem zum einen und an der kapitalistischen Racket-Gesellschaft zum anderen, in welcher Intelligenz einen erheblich geringeren Stellenwert besitzt als die richtige Witterung für den je angebrachten Verrat an den eigenen Interessen. Für die kapitalistischen Oligarchen sind Wichtig- und Geheimnistuerei strukturelle Notwendigkeiten. Wo sich alle gegenseitig belauern, um eine Schwäche zu finden, die den anderen zu Fall bringen kann, ist es allerdings angeraten, sämtliche Regierungsentscheide für geheim zu erklären, die über die Subventionierung z. B. des Weißkohlanbaus hinausgehen.

Der 11. September hat eklatante Mängel im Zivilschutz der so-called mächtigsten Nation der Erde enthüllt. In einem Land, wo per Flugzeug mehr Passagiere befördert werden als mit der Eisenbahn, ist es freilich keine besonders grandiose Leistung, Waffen in einen Jet zu schmuggeln und das Flugpersonal einzuschüchtern. Die Piloten sind nicht viel besser geschult als die Stewardessen, und weil die Gehälter auch eher mies ausfallen, hat niemand große Lust, gegenüber einem Hijacker im Cockpit den Helden zu markieren. Die Fluglotsen wiederum, die den täglichen Stoßverkehr am Himmel der USA zu beobachten haben, werden für ihren Schichtdienst nicht wesentlich besser entlohnt als das Wachpersonal, das die Fluggäste filzen soll, und sie, die Radarscouts, reagieren entsprechend gleichgültig auf Störmeldungen. So einfach, so privatisiert.

Die offiziellen Wahrer der sozioökonomischen Ordnung, die »gewählten Vertreter des Volkes« und ihre Exekutive können es selbstverständlich nicht zulassen, daß herauskommt, wie der Laden läuft. Bzw. daß ihr eigener Laden nicht mehr liefe, sobald sie versuchten, die Renditen der Konzernherren zu beschneiden, um das alberne Sicherheitsbedürfnis der Lohnsklaven zu erhöhen. Wenn der Verschwörungsphantast Andreas von Bülow sich ausführlich und beinahe überzeugend darüber wundert, wie schnell die Trümmer des World Trade Center verklappt und eingeschmolzen wurden, dann hat er präzis einen jener blinden Flecken erwischt, die in der Argumentation der US-Regierung nach den Attentaten entstehen mußten. Die Zwillingstürme sind so schnell zu Schutt geworden, weil sie seit ihrer Einweihung Schrott waren. Dies und somit die blinden Flecken der zuständigen Behörden einzugestehen, hätte mindestens drei Kabinettsmitgliedern Bushs sowie dem »Helden« der September-Katastrophe, also dem Rassisten und Dollfuß-Imitator Rudolph Giuliani, den Kopf gekostet. Der Stempel »Top Secret« ist in solchen Fällen schlicht Pflicht.

Und wer angesichts der Demütigungen, die der US-Besatzungsarmee im Irak täglich zugefügt werden, immer noch meint – wie von Bülow, Bröckers, Wisnewski und 20 Prozent der Deutschen – , die »mächtigste Nation der Welt« sei dies wahrhaftig und außerdem schrecklich durchtrieben, wer weiterhin der Illusion anhängt, es gebe neben den eliminatorischen Plänen Bin Ladens einen Masterplan irgendwelcher US-amerikanischer Think-tanks, der Tausende amerikanische Opfer in Kauf nimmt, um einen Krieg zu führen, der außer eigenem Blut auch Geld und Prestige kostet und nichts bringt, was ein paar schön getarnte Schmiergelder nicht auch gebracht hätten – : Wem diese schmutzige Realität nicht genügt, dem kann man die »braune Jauche« (Bröckers) schwerlich aus dem Hirn spülen. Es ist ermüdend, Menschen zu widersprechen, die aus Widersprüchen eine Ideologie gezimmert haben. Mit Verschwörungsphantasten läßt sich nicht debattieren. Am Ende haben sie immer recht. Bzw. rechts.

Eines der schrecklichsten Verbrechen der Menschheitsgeschichte ist nach fast zwei Jahren völlig unaufgeklärt.

Matthias Bröckers u. Andreas Hauß

Eine Frage des Atems

Soll man ernsthaft diskutieren mit den Phantasten und Spekulanten? Soll man versuchen, sie auf die zahllosen logischen Widersprüche in ihren Plädoyers hinzuweisen? Soll man sich abarbeiten an den vielen Vermutungen, die sie hinstreuen wie Knallerbsen, um dann, sobald sie, die Knallschoten, sich in die Enge getrieben fühlen, die pampige Frage zu hören: »Was sollte das alles?« (Wisnewski).

Sie sind es nicht wert, so wenig, wie es Verschwörungsspekulanten je gewesen sind. Sie halten einen Zipfel der Wahrheit in den Händen, doch in ihren verwandelt er sich flugs in einen Klowisch. Sie haben die Bildung und übrigens auch die Ironie nicht, aus den ohnmächtigen Bulletins der Mächtigen mehr zu machen als eine Konspirationsphantasie. Im Trio der aktuellen Nine-Eleven-Komplottdichter ist Gerhard Wisnewski übrigens mit Abstand der dümmste und unleserlichste. Während Bülow und Bröckers sich immerhin noch bemühen, seriös zu wirken wie, sagen wir mal, Sam Spade, blökt Wisnewski von der ersten Zeile an herum wie Mickey Spillane (nach einer Lobotomie).

Das ARD-Magazin »Panorama« nahm sich am 21. August die Chefautoren der deutschen Nine-Eleven-Konspirationsphantasien vor. Der Verlag Zweitausendeins, der mit Bröckers' Spinnereien einige hunderttausend Euro verdient hat, mochte sich nicht gefallen lassen, als Hauslieferant für die Ideologie von Oi-Heads und anderen Horstis enttarnt zu werden und verschickte sogleich eine Presseerklärung u. a. dieses Inhalts: »Daß man Mahler seine abstrusen antisemitischen Thesen, hinter allem stecke eine jüdische Weltverschwörung, (in dem »Panorama«-Beitrag) darstellen ließ, verfolgte wohl nur den einen Zweck, die Buchautoren Bröckers & Hauß, die diese These in keiner Weise vertreten, mit dieser braunen Jauche übergießen und in Zusammenhang bringen zu können.« Das empört den Verlag, der es sich mit seiner sauberen grünalternativen Kundschaft nicht verderben mag, und entsetzt den profitorientierten Autor, der die Widerstände seiner Leser gegen offenen Antisemitismus unterschätzt hat.

Er teilt seiner Pressesprecherin natürlich nicht mit, daß er in seinem Bestseller *Verschwörungen, Verschwörungstheorien und die Geheimnisse des 11.9.* vom Vorjahr ein ganzes Kapitel (»The Kosher Conspiracy«) von elf Seiten der angeblichen Beteiligung der Juden an den Attentaten gewidmet hat: »(Eingedenk) des Hinweises von Hannah Ahrendt, daß Hitler letztlich zu einem ›Schüler‹ der von ihm als Propagandainstrument eingesetzten Verschwörungstheorie wurde ..., können wir Sharon unterstellen, daß seine Konsequenzen aus Auschwitz darin bestehen, Hitlers rassistischen Verfolgungswahn ›mehr oder weniger‹ unbewußt zu kopieren.« Das hätte Horst Mahler nicht verleumderischer formulieren können. Und Thesenritter Bröckers hatte auch gar nichts dagegen, am 30. Juni 2003 mit dem Neonazi Mahler einen Saal zu teilen, aus dem linke Störenfriede entfernt wurden. Aber: »Derartige Hetzgeschichten ... werden von Bröckers/Hauß ... klar beim Namen genannt und als ›Nebelkerzen‹ bezeichnet, die den einzigen Zweck haben, ›dem antisemitischen Affen Zucker zu geben‹ und von den eigentlichen Spuren abzulenken.«

Die »eigentlichen Spuren« sehen bei Bröckers, Band eins, allerdings so aus: »Weil er (Ariel Sharon) ... aus Israel kommt, braucht er nur mit dem Generalverdacht des Antisemitismus zu drohen – und schon hat er Ruhe.«

Ruhe, glaubte der konspirationsfanatische Bröckers, hätte er auch, und zwar vor seinen Kritikern, wenn er antisemitische Spekulationen aus der Fortsetzung seines Bestsellers heraushält. So einfach geht's aber nicht. Schließlich werden *wir Kritiker* alle feist finanziert von der CIA und dem Mossad. Und wir haben einen sehr langen Atem. Wir halten sogar den Gestank aus, der aus Bröckers', von Bülows und Wisnewskis Büchern strömt. Bis jetzt.

Matthias Bröckers/Andreas Hauß: *Fakten, Fälschungen und die unterdrückten Beweise des 11.9.* Zweitausendeins, Frankfurt a. M. 2003, 333 Seiten, mit Video-CD, 14,90 Euro

Andreas v. Bülow: *Die CIA und der 11. September. Internationaler Terror und die Rolle der Geheimdienste.* Piper, München 2003, 270 Seiten, 13 Euro

Gerhard Wisnewski: *Operation 9/11. Angriff auf den Globus.* Knaur, München 2003, 420 Seiten, 12,90 Euro

---

Gert Ockert schrieb in KONKRET 7/03 über einen Massenmord in Kabul

Konkret 10/03, S. 22

Ralf Schröder

Lesen als Volksfest

Michael Moores Bestseller »Stupid White Men« und »Querschüsse«, erklären den Deutschen nicht nur Amerika. Sie sprechen ihnen vor allem aus der Seele.

Seit einigen Monaten sympathisieren fast alle hiesigen Bücherleser mit einem Mann, der über die Deutschen folgendes schrieb: »Alle unsere Familien, ob jüdisch oder nicht jüdisch, wurden irgendwie durch sie in Mitleidenschaft gezogen. Die Weltkarte ist durch den Zweiten Weltkrieg für immer verunstaltet, und gleichgültig, ob es in Bosnien knallt oder im Nahen Osten oder ob Skinheads die Bürger von Idaho terrorisieren, all diese Konflikte haben ihre Wurzeln in den Taten der Deutschen. Und wie wurde Deutschland für diese Sünden bestraft. Es wurde eines der reichsten Länder der Welt! Und das in nur drei Jahrzehnten! Wie um alles in der Welt konnten wir das zulassen?«

Wie um alles in der Welt können Deutsche plötzlich Vergnügen daran finden, so etwas zu lesen? Weil der Autor wenige Augenblicke später durch ein flottes Witzchen deutlich macht, daß alles nicht so gemeint ist: »Wenn wir wirklich das Richtige tun und obendrein die Deutschen hätten bestrafen wollen, hätten wir den Überlebenden Bayern geben sollen. Bayern ist ein wirklich schönes Land! Und es hätte die Deutschen sehr geschmerzt, Bayern zu verlieren. Daß die Juden Palästina bekamen, tat den Deutschen überhaupt nicht weh. Aber wenn diese Schweinehunde Bayern an die Juden verloren hätten, das hätten sie wirklich gespürt. Israel hat nur 28.076 Quadratkilometer, Bayern hat über 72.000!«

Die Überlegung, die Opfer zu einem Leben im Land der Täter zu zwingen, ist hinsichtlich ihrer gedanklichen Mechanik und in ihrem Jargon typisch für den in New York lebenden Journalisten, Autor und Filmemacher Michael Moore, der im allgemeinen und in seinem eigenen Verständnis auch als Satiriker gilt. Was Moores Beliebtheit angeht, konnte dessen deutscher Verlag, Piper, Anfang September eine großartige Zwischenbilanz ziehen. Das Buch *Stupid White Men*, dessen amerikanischer Untertitel *... and Other Sorry Excuses for the State of the Nation!* sich in der deutschen Ausgabe in *Eine Abrechnung mit dem Amerika unter George W. Bush* verwandelt hat, führte seit Monaten die »Spiegel«-Bestsellerliste an und die Zahl der verkauften Exemplare hatte soeben die Millionengrenze überschritten. Moores *Querschüsse*, eine Gesellschaftsanalyse aus der Mitte der Clinton-Ära, lag auf Rang zwei der Verkaufslisten, und sein international preisgekrönter Film »Bowling for Columbine«, der den Waffen-Fetischismus der Amerikaner lächerlich macht, wurde zur erfolgreichsten je in deutschen Kinos gezeigten Dokumentation.

In den zahllosen Rezensionen, die seine Abhandlungen hervorgerufen haben, firmiert Moore u.a. als »die schärfste Waffe der amerikanischen Linken gegen das politische und ökonomische Establishment« (»Taz«), »Nervensäge« und »Brachialsatiriker« (»FAS«), »Amerikas unterhaltsamster Agitator« (»SZ«), »Zuspitzer, Emotionalisierer, Demagoge« (»SZ«), »investigativer Showmaster« (»Zeit«), »Provokateur« und »Rächer der kleinen Leute in Amerika« (»FAZ«), »Einzelkämpfer gegen das Establishment« (»FAZ«), »netter Nachbar« (»Junge Welt«), »populärster Satiriker der USA« (WDR) und »Diagnostiker eines fetten, kranken Industriestaates« (www.wortgestoeber.de).

Entsprechend haben seine Arbeiten u.a. folgende Beurteilungen erhalten: »fabelhaftes Talent, Leute aus der Reserve zu locken, um sie dann gnadenlos vorzuführen« (»FAS«); »präzise Medienbeobachtung und scharfe Analysen« (»SZ«); »Sinn für Selbstironie« (»SZ«); »Moore zeigt in seinem Buch, wie man’s spaßpolitisch macht, ohne harmlos oder peinlich zu sein« (»Junge Welt«); »höhnische Studie über die Vereinigten Staaten« (»FAZ«); »Kultstatus« (»Taz«); »brillant argumentiert« (»FR«); »fetzig und auf den Punkt« (»Max«); »hoch intelligente und gallebittere Satire« (»context politik wissenschaft kultur«); »diese Generalabrechnung mit den USA trifft ins Zentrum des amerikanischen, d.h. eines überhöhten, Selbstwertgefühls« (www.michas-buchkritik.de); »mit bestechender Schärfe und gnadenlosem Humor analysiert er die Schwächen der Supernation« (WDR-Kulturweltspiegel); »er nimmt dabei kein Blatt vor den Mund« (www.wortgestoeber.de); »schonungslose Abrechnung« (www.southspace.

com); »sein Text gleicht oft einer Nachhilfestunde zur Geschichte der USA« (»Taz«); »bringt recht trockene und meist deprimierende Fakten zum Zustand der USA« (www.ceiberweiber.at).

Den Boom, den amerikakritische Sachbücher anläßlich des US-Überfalls auf den Irak erlebten, kann man durchaus so deuten, daß die Deutschen ihre Abneigung gegen die Supermacht gerne von dritter Seite bestätigt sehen wollen. Dieses Bedürfnis bedient Moore hinreichend: Amerika werde von einer selbstsüchtigen und nach Hegemonie strebenden »Junta« regiert, deren Vorsitzender durch Wahlbetrug ins Weiße Haus gelangt sei. Die Truppe sei eine echte Gefahr für den Weltfrieden, den Tierschutz, den Rechtsstaat, die Dritte Welt, die Demokratie sowie für die Gleichberechtigung der Schwarzen, und zudem sei eine wirkliche Opposition nicht vorhanden.

Daß allerdings *Stupid White Men* und *Querschüsse* vom hiesigen Publikum mit einer schier grenzenlosen Versessenheit konsumiert werden, hat eine ziemlich einfache Ursache: Moore verfährt in seiner Kritik, als habe er zuvor sämtliche Neurosen, Wahnvorstellungen und Verfolgungsängste der Deutschen studiert. Jedes Ressentiments wird bedient, und keine

skeptische Ahnung bleibt ohne Echo. Allerdings, und das erst erklärt den Siegeszug dieser Bücher wirklich, fungieren die amerikanischen Zustände als Muster für die universell angelegte und deutscheste aller Vermutungen: daß man unentwegt betrogen und hereingelegt wird.

In einem »offenen Brief« an George Bush klagt Moore, die Studienbeihilfe für Studenten, die wegen eines Drogenvergehens verurteilt wurden, sei gestrichen worden, »während verurteilte Mörder immer noch Beihilfen erhalten«. Das kennt der Deutsche natürlich: Die Schwerverbrecher führen im Knast ein Luxusleben, der kleine Mann kommt für die Kosten auf. Moore gibt bekannt, er betreibe keine Mülltrennung, weil alle Abfälle nachher doch wieder gemeinsam auf einer Deponie landen. »Wir werden reingelegt. Also hörte ich mit dem Recyceln auf.« Auch dies: Eine der Verschwörungen, die den deutschen Naturfreund schon lange umtreiben. Moores Auto stammt von Honda. Wird der Autor gefragt, warum er keinen amerikanischen PKW gekauft hat, fordert er den Frager auf, doch einmal die eigene Karosse genau zu inspizieren. Moore zeigt ihm »das Schildchen mit MADE IN BRAZIL auf dem Motor, MADE IN MEXICO auf dem Kühler oder den Aufdruck MADE IN SINGAPORE auf dem Radio« – und schon weiß der desillusionierte Zeitgenosse, daß er mit seiner Kaufentscheidung keineswegs, wie beabsichtigt, dazu beigetragen hat, amerikanische Arbeitsplätze zu sichern. Auch über solche Mißstände ist in deutschen Eckkneipen und Salons schon manch bitteres Wort verloren worden.

Von entsprechender Qualität sind die Maßstäbe, mit denen Moore das politische Führungspersonal seines Landes überprüft. Im »Offenen Brief« an Bush heißt es: »Du hast noch nie einen Beruf gehabt, der mit Deinem jetzigen Amt vergleichbar wäre. Soviel ich weiß, hast Du 20 Jahre überhaupt keinen Beruf gehabt ... Anstatt Dir die Präsidentschaft zu verdienen, hast Du sie geschenkt bekommen, und das gleiche gilt auch für alles andere in Deinem Leben. Geld und Name allein haben Dir alle Türen geöffnet. Ohne besondere Anstrengung oder besonders harte Arbeit oder besondere Intelligenz oder Phantasie wurde Dir ein privilegiertes Leben beschert.« Die Passage klingt, als habe Moore sich ein gehöriges Stück deutscher Mentalitätsgeschichte angeeignet, denn wo wüßte man besser als zwischen Sylt und Starnberg, daß ehrliche Arbeit fast immer um ihren verdienten Lohn gebracht wird und der Müßiggänger triumphiert? Moore kennt natürlich den Weg, daran etwas zu ändern: »Wenn sich nicht normale, anständige Leute um ein politisches Amt bemühen, bleibt der Job den Schurken überlassen.« Zum Glück ist es nicht immer so, daß Satire und geistige Umnachtung in eins fallen.

Mitentscheidend für Moores Erfolg bei den deutschen Lesern dürfte auch eine bestimmte Art der Persönlichkeitsspaltung sein. Moore tritt zwar offensiv für das Recht auf Abtreibung, gegen Rassismus, gegen Schwulenhetze, gegen das Knastsystem und auch ansonsten als liberaler Patriot auf, verhängt aber gleichzeitig über seinen Präsidenten ein Urteil, das durchweg am Wertekanon des rechten Spießers orientiert ist: »Kurz gesagt, Du warst ein Trinker, ein Dieb, vielleicht ein Verbrecher, ein nicht verurteilter Deserteur und ein Muttersöhnchen ... Bei allem, was anständig und heilig ist, tritt um Gottes Willen sofort zurück und mach Deinem ach so wichtigen Familiennamen ein bißchen Ehre.« Ähnliche Bewußtseinszustände zeigte im Falle des Irakkrieges das Millionenheer der liberal gesinnten deutschen Pazifisten, die energisch von den USA eine Beachtung des Völkerrechts einklagten, der eigenen Regierung aber für die völkerrechtswidrige Bombardierung Belgrads noch heute äußerst dankbar sind.

Unter Moores Einladungen zum hemmungslosen Assoziieren ist – bezogen auf ihre Attraktivität für das deutsche Gemüt – zweifellos jene die erfolgreichste, die den Kapitalismus in seiner neoliberalen Variante als eine verbrecherische Veranstaltung denunziert. In einem Land, dessen Leserbriefschreiber Politik gerne als »Volksbetrug« bezeichnen und dessen linke Opposition betriebswirtschaftlich motivierte Rationalisierungsmaßnahmen im Begriff der »Massenarbeitslosigkeit« als willkürliche Attacke auf das proletarische Kollektiv reflektiert, kommt es gut an, wenn jemand unentwegt die »Geldgier« bzw. die »Raffgier« der Unternehmen anprangert. Vergleicht man Moores Werke mit den globalisierungskritischen Erfolgsbüchern der vergangenen Jahre, dann ist festzustellen, daß der Verzicht auf den akademischen Ton sehr unmittelbar an den Kern jener deutschen Religion heranführt, die zwischen 1933 und 1945 im Staate herrschte und danach in den Fugen der Sozialstaatsideologie weiterlebte.

Moore beklagt, die Gewinnsucht der Großkonzerne hindere die Leute daran, »sich ein anständiges Leben aufzubauen«, und im Zweifelsfalle stehe die Politik immer zum Kapital statt an der »Seite der amerikanischen Arbeiterfamilien«. Aber »der durchschnittliche Amerikaner spürt, was los ist«: Der amerikanische Traum – »wenn du hart arbeitest und es deinem Unternehmen gut geht, dann geht es dir auch gut« – ist »in Rauch aufgegangen«, und an seine Stelle ist der »amerikanische Alptraum« getreten: »Du arbeitest hart, dem Unternehmen geht es gut – und du wirst entlassen.« Dementsprechend findet man in den Büchern immer wieder Passagen wie diese: »Konzernchefs feuern Tausende von Arbeitskräften und werden dabei selbst immer reicher. Der Chairman von AT&T Robert Allen entläßt 40.000 Arbeiter und verdient dabei 16 Millionen Dollar im Jahr.«

Einer der wichtigsten Anklagepunkte in Moores Büchern ist folgerichtig die Verlagerung von Fabriken und Fertigungsstätten ins Ausland. In *Querschüsse* fordert der Satiriker die Unternehmer auf, »Amerikaner zu beschäftigen« und nennt ein Kapitel »Sammelbilder mit kriminellen Konzernchefs«. Um die »kriminellen Elemente« kenntlich zu machen, die »gar nicht aussehen wie Verbrecher«, hat Moore einen richtigen Steckbrief entworfen, der neben Fotos und

Lebensläufen auch den Punkt »vernichtete Arbeitsplätze« enthält und säuberlich auflistet, wer um der Profitsteigerung willen im Ausland fabrizieren läßt. Den Begriff des Verbrechens faßt Moore so, daß sich im Bedarfsfalle jeder Depp als Opfer der Konzernkriminalität fühlen darf: »Bruch strafrechtlicher oder zivilrechtlicher Bestimmungen sowie andere Aktivitäten, die wir zweifelsfrei als illegal oder unmoralisch ansehen müssen.« Entsprechend streng fällt denn auch das Fazit des Satirikers aus: »Wir leben in einer Gesellschaft, die Wirtschaftsverbrecher belohnt und mit Ehren überhäuft – beispielsweise Firmenchefs, die direkt und indirekt die Ressourcen unserer Erde ausplündern und dabei den ›Shareholder's Value‹, den Aktienprofit für sich und ihre Aktionäre, über alles stellen.« Die unscharfe und moralisch grundierte Definition des Verbrechens dürfte die deutschen Leser begeistern, denn anstelle des positiven Rechts verehrt man hier traditionell lieber höhere Werte wie Gerechtigkeit und gesundes Volksempfinden.

Moores Bücher gehören zu den unappetitlichsten Produkten, die die Kritik an der globalisierten Marktwirtschaft und die damit meist identische Kritik an den USA bisher hervorgebracht hat. Selten wurde der national orientierte fordistische Vollbeschäftigungskapitalismus und sein angeblich großes Herz für kleine Leute dermaßen mystifiziert, und selten wurde dermaßen dreist die Tatsache ignoriert, daß die bürgerliche Wirtschaft auch die menschliche Arbeitskraft nur als eine Ware und keineswegs zur Erreichung höherer Ziele nutzt. Die krude Personalisierung und Personifizierung der allseits sichtbaren gesellschaftlichen Zerrüttung ist das denkbar primitivste Gegenteil von Aufklärung – und beweist erneut, wie rasch nach der Wende von 1989/90 die Kapitalismuskritik wieder einmal auf die Halluzination reduziert ist, zugunsten von Fortschritt und Wohlstand müsse man die Marktwirtschaft dringend von ihren artfremden Elementen befreien.

Dazu passend hat auch die deutsche Abteilung der proletarischen Avantgarde Moores Manifeste in den Fundus der wichtigen Ideen aufgenommen. Für das Pressefest ihrer Zeitung, das die Partei mittlerweile »Volksfest der DKP« nennt, kündigten die hiesigen Kommunisten neulich den Vortrag von Texten aus *Stupid White Men* an. Die Überschrift der Einladung hatten die Genossen extra satirisch gestaltet: »Wir hauen auf den Bush!«

Ralf Schröder porträtierte in KONKRET 9/03 die neue außerparlamentarische Opposition

Konkret 10/03, S. 24

Markus Bickel

Back to the Balkans

Zwei Jahre nach den Terroranschlägen von New York hat die US-Regierung die geostrategische Bedeutung Südosteuropas wiederentdeckt.

Als jugoslawischen Innenminister sah man Zoran Zivkovic selten lächeln. Ende Juli aber, nach der Rückkehr von seinem Antrittsbesuch in den USA, strahlte der Nachfolger Zoran Djindjics: »Unsere Beziehungen haben sich auf allen Ebenen verbessert«, pries der serbische Premier in Belgrad das von Nato-Krieg und fast einem Jahrzehnt Wirtschaftsboykott zerrüttete Verhältnis zur Regierung in Washington. Es sei »das beste in fünfzig Jahren«.

Wie um alle Erinnerungen an die Ära des im Oktober 2000 gestürzten jugoslawischen Präsidenten Milosevic zu vertreiben, verkündete Zivkovic kurzerhand noch den Beginn einer neuen transatlantischen Allianz: »Wir rechnen damit, bald ein neues Kapitel in den serbisch-amerikanischen Beziehungen beginnen zu können, basierend auf einer starken strategischen Partnerschaft.« Erst am Ende seiner Lobrede auf die Regierung Bush schien dem außenpolitisch völlig unerfahrenen Ministerpräsidenten aufzufallen, daß sein im März erschossener Vorgänger noch jemand anderem eine solche Partnerschaft angedient und große Hoffnungen daran geknüpft hatte. »Das heißt nicht«, räumte Zivkovik ein, »daß die Zusammenarbeit mit der EU für uns keine Priorität mehr hat.«

Doch der Eindruck, der von Djindjic erst im Januar 2001 vom Bürgermeister in Nis zum Innenminister in Belgrad beförderte Zivkovic habe einen nachhaltigen außenpolitischen Richtungswechsel vollzogen, läßt sich seit seiner USA-Reise nicht mehr verwischen. Drei Jahre nach dem Sturz Milosevics und sechs Monate nach dem Mord an Djindjic steht den Bewohnern Serbiens und Montenegros damit abermals ein politischer Neuanfang ins Haus – mit ungewissem Ausgang. Und auch für das völkerrechtlich weiterhin zum verfassungsrechtlich längst aufgelösten Bundesstaat Jugoslawien gehörende Kosovo bleibt unklar, was Zivkovics Neuorientierung mit sich bringen wird.

Nur so viel scheint sicher: Das Ziel von Djindjics Demo-Kumpel aus Frankfurter Tagen, Joschka Fischer, sowie des hohen EU-Repräsentanten für die Gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik (Gasp), Javier Solana, Belgrad als Garanten für Stabilität in Südosteuropa auf die Seite der Europäischen Union zu ziehen, wird sich vorerst nicht verwirklichen lassen. Die Strategie der bis zum Seitenwechsel Zivkovics vielleicht bedeutendsten außenpolitischen Akteure auf dem Balkan – Berlin und Brüssel – , Serbien-Montenegro mit eher langfristig angelegten ökonomischen Angeboten politisch kurzfristig an die EU zu binden, ist offenbar nicht aufgegangen.

Im Gegenteil: Weil Zivkovic die Perspektive einer Mitgliedschaft in der Union eines fernen Tages, auf keinen Fall aber vor 2010, vorläufig nichts nutzt, hat er sich für eine US-Militärhilfe in Millionenhöhe entschieden. Auch die Zustimmung zur angestrebten Aufnahme in das Nato-Unterstützungsprogramm Partnership for Peace (PfP) erteilt am Ende immer noch das Pentagon – nicht irgendein namenloser General der trotz aller deutsch-französischen Anstrengungen weiterhin noch nur im Aufbau befindlichen Europäischen Sicherheits- und Verteidigungsunion (ESVU; vgl. KONKRET 6/02). Und Fischers erst im August erneuerter Anspruch, demzufolge die ehemaligen jugoslawischen Teilrepubliken nach den Kriegen der neunziger Jahre »nicht mehr Teil der transatlantischen Rückversicherung« sein dürften? Eine vorerst an den aktuellen US-amerikanisch-europäischen Diskrepanzen, die eben nicht nur im Irak, sondern auch in Europa ihre Spuren hinterlassen, gescheiterte Absicht.

Die Bush-Administration hat die zu Beginn ihrer Amtszeit bewußt ignorierte geostrategische Bedeutung des Balkan zwei Jahre nach den Terroranschlägen von New York und Washington wiederentdeckt. Keine Spur mehr vom öffentlich zur Schau getragenen Desinteresse Donald Rumsfelds etwa, der noch im Frühjahr 2001 wissen ließ, daß die US-Armee ihr Personal nicht ausbilde, »um es dann als Polizisten nach Bosnien zu schicken«.

Vorbei auch die Zeiten, als Bushs Berater vorschlugen, der EU den Balkan zu überlassen. Kurz nach Bushs Wahlsieg hatte Richard Perle vehement auf den raschen Abzug aller GIs aus den Protektoraten in Bosnien und dem Kosovo gedrängt: »Die Problemlage stellt sich inzwischen so dar, daß sie von den Europäern komplett allein gemanagt werden kann.« Nur zu gerne überließ man Brüssel nach dem Ende des Kosovo-Krieges den ungeliebten Part des wirtschaftlichen Ausputzers, eine »Führungs«-Rolle, die die EU gezwungenermaßen schon in den neunziger Jahren in Südosteuropa übernommen hatte: 17 Milliarden US-Dollar humanitärer und Entwicklungshilfe aus den EU-Staaten standen bis Ende 1999 nur 5,5 Milliarden aus Washington gegenüber.

Die Anschläge vom September 2001 bewirkten eine auch regionale Konzentration der US-Außenpolitik. Im Kampf gegen den internationalen Terrorismus, so die Wahrnehmung im Weißen Haus, war der Balkan allenfalls noch ein Nebenschauplatz. Daß man aus Afghanistan und dem Iran eingesickerte islamistische Kämpfer während des Bosnien-Krieges noch mit Waffen unterstützt hatte, spielte zunächst keine Rolle – die Berater Bushs setzten ganz auf den Krieg gegen das Taliban-Regime in Afghanistan und die Beschaffung stichhaltiger Beweise gegen Saddam Hussein, um im Zuge

eines militärisch durchgesetzten Machtwechsels im Irak für eine Neuordnung des gesamten Nahen Ostens sorgen zu können.

Und auch nachdem in Kabul die Regierung Hamid Karzai installiert war, stand zunächst die Eröffnung weiterer Fronten andernorts auf dem Programm: Kenia, Indonesien, Dschibuti und Somalia wurden als Keimzellen bereits bestehenden oder künftigen Terrors ausgemacht. Für das ohnehin erst von Bushs Vorgänger Bill Clinton und dessen Sondergesandten Richard Holbrooke 1993 zum strategischen Interessengebiet erklärte Südosteuropa konnte sich Bush, darin seinem Vater gleich, bis Ende vergangenen Jahres nicht erwärmen.

Nach dem Sturz Milosevics im Oktober 2000 hegten die EU-Außenpolitiker deshalb wohl nicht ganz zu Unrecht die Hoffnung, endlich die bereits auf dem EU-Gründungsgipfel in Maastricht im Dezember 1992 anvisierte Großmachtrolle übernehmen zu können. Mit dem von Fischer und Bundeskanzler Schröder nach Ende des Kosovokrieges aus der Taufe gehobenen, von Ex-Kanzleramtschef Hombach gemanagten Stabilitätspakt für Südosteuropa schien der Grundstein zur Übernahme hegemonialer Verantwortung gelegt – unter deutscher Führung. Durch Abschluß einer ganzen Reihe von sogenannten Stabilisierungs- und Assoziierungsabkommen, die nach dem Vorbild der in den frühen Neunzigern mit den osteuropäischen Staaten geschlossenen Europa-Abkommen die Vorstufe zur Vollmitgliedschaft darstellen, sollte die politische Anbindung des Balkan an den Euro-Block garantiert sowie das Ende der »Pax Americana« eingeleitet werden.

Und auch auf militärischer Ebene stand zum Amtsantritt Djindjics im Januar 2001 alles zum besten für die Weltmacht im Werden. So war der Anteil US-amerikanischer Soldaten an den Nachkriegsmissionen in Bosnien und dem Kosovo schon in den Jahren zuvor stetig gesunken: Stellten die USA unmittelbar nach Kriegsende 1996 etwa ein Drittel der 60.000 Mann starken Bosnien-Implementierungstruppe Ifor, so ist es in der Nachfolgemission Sfor heute nur noch ein Zehntel. Im Kosovo, wo in den vier Jahren nach Abzug der jugoslawischen Armee die anfangs 50.000 Soldaten zählende Kosovo-Schutztruppe Kfor sukzessive auf die Hälfte reduziert wurde, beträgt der europäische Anteil annähernd achtzig Prozent.

Der langsame Rückzug US-amerikanischer Soldaten aus Südosteuropa wäre wahrscheinlich weiterhin weitgehend unbemerkt vonstatten gegangen, hätte im Frühjahr 2001 nicht ein Kleinkrieg in der bis dahin als stabil geltenden exjugoslawischen Teilrepublik Mazedonien für Aufregung in den westlichen Hauptstädten gesorgt. Nach dem Vorbild ihrer Schwesterorganisation im Kosovo hatten die panalbanischen Separatisten der Nationalen Befreiungsarmee UCK einen bewaffneten Aufstand im Norden des Landes losgetreten, der in Brüssel und Washington Befürchtungen auslöste: Eine weitere personalintensive Präsenz konnte und wollte man sich nach den schlechten Erfahrungen mit den nach Ende der Nato-Intervention 1999 als ethnonationalistische Vertreiber auftretenden Ex-Verbündeten der UCK im Kosovo nicht leisten.

Statt dessen drängte Washington den obersten EU-Außenpolitiker, Ex-Nato-Chef Solana, zu entschlossenem Eingreifen. Mit dem Abkommen von Ohrid im August 2001 gelang das der EU-Diplomatie zwar mehr schlecht als recht, doch zur Belohnung für ihre zivilen Bemühungen sollte dem 15-Staaten-Block zum ersten Mal das Oberkommando für eine – wenn auch kleine – Militäroperation angedient werden. Daß es bis zur Übernahme der Nato-Mazedonien-Mission »Allied Harmony« durch die lediglich rund 300 Mann umfassende EU-Einheit Eufor bis März 2003 dauerte, war nicht Behinderungen durch US-Militärs, sondern einem Streit zwischen Griechenland und der Türkei über den Zugriff auf Nato-Ressourcen geschuldet.

Auf ihrem Gipfeltreffen in Kopenhagen im Dezember 2002 allerdings dürften die EU-Außen- und Sicherheitspolitiker zum vorerst letzten Mal von neuen militärischen Aufgaben geträumt haben, die sie unabhängig von Nato und USA im Südosten Europas durchführen können. Ihre Absichtserklärung, nach erfolgreichem Anlaufen der EU-Mazedonien-Operation »Concordia« im Frühjahr 2004 auch das Sfor-Oberkommando in Bosnien zu übernehmen, kommentierten Angehörige der Bush-Administration zunächst nicht. Doch kurz nach Beginn des Irakkrieges folgte ein erstes Veto. Anfang September dann dasselbe Spiel: Die Forderung von Verteidigungsminister Peter Struck, Mitte nächsten Jahres die Sfor-Spitze mit einem EU-General zu besetzen, lehnten US-Militärs als »voreilig« ab.

Auch das Ende für die in erster Linie von Paris und Berlin als Beweis sicherheitspolitischer Stärke gepriesene Mazedonien-Mission kommt früher als erwartet: Da die Regierung von Ministerpräsident Branko Crvenkovski den Konflikt mit den panalbanischen Separatisten der UCK-Nachfolgeorganisation Albanische Nationalarmee (AKSh) für beigelegt hält, läuft das Eufor-Mandat im Dezember aus. »Damit ist die Nato wieder der wichtigste Spieler im Land«, freute sich nach Bekanntwerden des EU-Beschlusses im Juli Craig Ratcliff, Sprecher von General Alvarez del Manzano, der in Skopje das Nato-Verbindungsbüro leitet.

Offenbar brachte der bereits im Vorfeld des Irakkrieges zutage getretene transatlantische Bruch Rumsfeld und seine Berater zu der Erkenntnis, daß man der EU auf militärischem Gebiet besser nicht freiwillig das Feld überlassen sollte. Aufgewertet worden war die strategische Bedeutung Südosteuropas zu diesem Zeitpunkt bereits durch den Nato-Beitritt Bulgariens und Rumäniens – was den USA nicht nur zusätzliche strategische und logistische Optionen eröffnet, sondern auch den Betrieb weiterer US-Militärbasen in Westeuropa, und da vor allem in Deutschland, grundsätzlich entbehrlich macht. Im März

nutzte die US-Armee zum ersten Mal Flugpisten der neuen Verbündeten im bulgarischen Burgas und nahe der rumänischen Hafenstadt Konstanza, um den Nachschub ins Kriegsgebiet zu sichern. Der Streit mit der Türkei verliert für die USA so ebenfalls an Bedeutung, weil der Zugang zum Schwarzen Meer nun durch Basen in Bulgarien und Rumänien kompensiert werden kann.

Erste Anzeichen einer geostrategischen Rückbesinnung der Regierung Bush auf den Balkan zeichneten sich schon im Sommer vorigen Jahres ab. Regierungen aus fast 140 Staaten hatten sich da bereits bereit erklärt, das Gründungsstatut des Internationalen Strafgerichtshofs (ICC) in Den Haag zu unterzeichnen. Was fehlte, war die Unterstützung aus den USA: Weil die Regierung in Washington politisch motivierte Schauprozesse gegen ihre weltweit operierenden Peacekeeper fürchtet, lehnt sie das Gericht bis heute ab. Mehr noch: Um zu verhindern, daß andere Staaten Klagen gegen US-Staatsbürger einreichen, verabschiedete der Kongreß im letzten Jahr den sogenannten American Service Member's Protection Act (Aspa), der die Zahlung von Militärhilfen an Länder verbietet, die sich bis zum 1. Juli dieses Jahres nicht zum Abschluß bilateraler Immunitätsabkommens bereit erklären sollten. Nur Nato-Mitglieder und eine Handvoll enger Verbündeter sollten von dem Gesetz ausgenommen werden.

Während sich die EU-Staaten als vehemente Verfechter des neuen Weltgerichts entpuppten, saßen die Regierungen von Ljubljana bis Skopje plötzlich zwischen allen Stühlen. Denn obwohl inzwischen sämtliche frühere jugoslawische Teilrepubliken, ebenso wie Albanien, Rumänien und Bulgarien, in die EU wollen, kann sich kaum eines der südosteuropäischen Länder den Verzicht auf US-amerikanische Militärunterstützung dauerhaft leisten. Nur Slowenien, das bereits bei der Beitrittsrunde im Mai 2004 dabei sein wird, schlug sich von Beginn an auf die Seite der EU. Kroatien, das gemeinsam mit Mazedonien und Albanien als nächster Nato-Kandidat gilt, folgte nach einigem Zögern; den vorübergehenden Verlust von knapp zwei Millionen US-Dollar Militärhilfe kann die Regierung in Zagreb offensichtlich verkraften.

Weiter südlich jedoch sieht es schlecht aus für die ambitionierten Pläne einer gemeinsamen europäischen Außenpolitik, die nach ihrer feierlichen Proklamation in Maastricht ohnehin auf einem Jahrzehnt der Mißerfolge im eigenen Machtbereich aufbauen muß. Nicht anders beim Streit um die ICC-Immunitätsabkommen: Ein gutes Jahr, nachdem die USA ihr Ultimatum verkündeten, haben sie sich auf dem Balkan mit ihrer Forderung nach Straffreiheit für Soldaten, Diplomaten und Angehörige von Uno-Peacemaking- oder Peacekeeping-Einsätzen weitgehend durchgesetzt.

Als erstes kippten Albanien und Rumänien. Tirana wollte seine Anfang 2003 erworbene Mitgliedschaft im Nato-Programm Partnership for Peace nicht aufs Spiel setzen, und der begeisterte Empfang, den mehr als 100.000 Rumäninnen und Rumänen George Bush im November vorigen Jahres in Bukarest bereiteten, als dieser dem gerade in die Nato aufgenommenen Schwarzmeeranrainer seine Aufwartung machte, spricht Bände: Die EU, so die Botschaft, kann warten. Auch Bulgarien hat angekündigt, trotz aller EU-Beitrittsambitionen ein entsprechendes Abkommen mit Washington zu unterzeichnen.

Daß sie sich gegen die militärische Dominanz der USA mittelfristig nicht durchsetzen und damit auch den Kampf um die uneingeschränkte Unterstützung ihrer Position im Streit um den Strafgerichtshof verlieren würden, dämmerte den EU-Staaten schon Ende September 2002. In einem vor allem auf Druck Italiens und Großbritanniens zustande gekommenen Kompromißpapier nahmen sie Abschied vom Prinzip, bilaterale Nichtauslieferungsabkommen grundsätzlich abzulehnen. Um den USA entgegenzukommen, sahen sich vor allem deutsche Regierungsvertreter gezwungen, von ihrer starren Haltung abzuweichen. »Wir sind gegen Sonderabkommen«, hatte Fischer kurz vor dem Treffen in Brüssel klargestellt. Am Ende schaffte es der Außenminister gerade noch, die Verpflichtung durchzusetzen, daß mutmaßliche amerikanische Kriegsverbrecher wenn schon nicht in Den Haag, dann zumindest in den USA vor Gericht gestellt werden sollen.

Mit der Aufnahme dieser Klausel in ihr Abkommen mit den USA versuchte im Mai denn auch die bosnische Regierung, den Interessenkonflikt zwischen angestrebter EU-Mitgliedschaft und dem weiteren Bezug von US-Militärzahlungen in Höhe von jährlich 73 Millionen Dollar zu verwischen. Doch der Sprecher der EU-Kommission in Sarajevo, Frane Maroevic, quittierte den Deal mit einer unverhohlenen Warnung: »Die Entscheidung wird sich auf Bosniens Bestrebungen um Aufnahme in die EU auswirken.« Das kleine Nachkriegsland, in dem heute noch knapp 12.000 Nato-Soldaten, darunter 1.500 GIs, stationiert sind, strebt den Beitritt bereits 2009 an, ein Ziel, das von französischen und deutschen Diplomaten in Sarajevo auf Nachfrage allerdings mit einem breiten Lächeln kommentiert wird.

Auch Mazedoniens Aufnahmeantrag, den die Regierung von Ministerpräsident Crvenkovski bis Jahresende in Brüssel einreichen will, dürfte möglicherweise länger in der Schublade liegen bleiben als dem Antragsteller recht ist. Denn wie ein Jahr zuvor seine Kollegen in Tirana und Bukarest war der mazedonische Premier nach einem Besuch des stellvertretenden US-Vizeverteidigungsministers Paul Wolfowitz im Juni eingeknickt. Der Grund: Rumsfelds Vize drohte mit der Streichung von zehn Millionen Dollar Militärhilfe, Geld, auf die die Anfang September wie schon beim Kleinkrieg vor zwei Jahren in Einsätze gegen panalbanische Separatisten verwickelten mazedonischen Sicherheitskräfte nicht verzichten können. Irene Guzlova, Sprecherin des EU-Sondergesandten in Skopje, Alexis Brouhns, schloß zwar direkte Sanktionen aus, erklärte aber, daß man sich »in Brüssel an die Entscheidung erinnern« werde.

Nur bei der Regierung Serbien-Montenegros sind Bush und Rumsfeld offenbar bereit, Abstriche von der Doktrin völliger Straffreiheit für ihre Landsleute zu machen. Weil man in Washington fürchtet, den nach dem Mord an Djindjic ohnehin fragilen Bundesstaat mit weiteren Forderungen zu sehr zu belasten, beließ man es während Zivkovics Antrittsbesuch bei sanften Drohungen: Neben der Festnahme des vom Uno-Kriegsverbrechertribunal in Den Haag wegen »Verbrechen gegen die Menschheit« gesuchten Exgenerals Mladic soll die Exekutive in Belgrad ihre Klage gegen Nato-Mitglieder fallen lassen, die noch Milosevic während des 78tägigen Bombardements im Frühjahr 1999 angestrengt hatte. Dann, so die Botschaft aus Pentagon und Weißem Haus, stünde auch der baldigen Aufnahme ins Nato-Programm Partnership for Peace nichts mehr im Weg. Schmackhaft gemacht wurde Zivkovic die Zusammenarbeit zudem mit der Offerte, serbischen Firmen Aufträge beim Wiederaufbau im Irak zukommen zu lassen.

Den vielleicht besten Grund, sich nicht zu sehr von den zuletzt im Juni auf dem sogenannten Westbalkan-Gipfel der EU in Thessaloniki verkündeten Beitrittsverheißungen irritieren zu lassen, lieferte übrigens der höchste Vertreter des Euro-Blocks in Serbien-Montenegro selbst. »Glauben Sie nicht an Märchen«, warnte der Leiter des Belgrader Büros der Europäischen Kommission, Jan Willem Blankert, die Führung des nach Rumänien größten Balkan-Staates kurz nach der Rückkehr Zivkovics aus Washington davor, auf einen schnellen EU-Anschluß zu setzen: Schließlich hätten auch die zehn neuen Mitglieder zehn Jahre auf den Beitritt warten müssen.

Markus Bickel ist freier Journalist und lebt in Sarajevo

Konkret 10/03, S. 27

Oliver Tolmein

Märtyrer Schily?

NPD, Al Aksa, Metin Kaplan: Was bedeuten die Niederlagen des Bundesinnenministers vor deutschen Gerichten?

Bundesinnenminister Schily hadert mit der bundesdeutschen Justiz. In drei bedeutsamen Verfahren kassierte der ehemalige Strafverteidiger allein im letzten halben Jahr schwere Niederlagen – alle drei bemerkenswerterweise auf dem Terrain, das Schily am wichtigsten ist: Der Kampf gegen den Terrorismus.

Das Bundesverfassungsgericht hat mit Beschluß vom 28. März 2003 den Antrag der Bundesregierung, vertreten durch den Bundesinnenminister, auf Verbot der NPD eingestellt. Das Bundesverwaltungsgericht hat am 16. Juli einem Eilantrag der vom Bundesinnenministerium verbotenen Al-Aksa-Organisation entsprochen, demzufolge dieses Verbot mit all seinen Folgewirkungen vor einer Entscheidung in einem Hauptverfahren nicht vollzogen werden darf, eine Entscheidung, die in den Medien knapp und nicht ganz korrekt so resümiert wurde: »Schily scheitert mit Verbot der Al Aksa in Deutschland / Islamistischer Verein darf weiter Spenden sammeln.« Schließlich verhinderte das Verwaltungsgericht Köln, daß der Islamist Metin Kaplan, der bis März 2003 eine vierjährige Haftstrafe abgesessen hatte, aufgrund ausländerrechtlicher Bestimmungen in die Türkei abgeschoben wird, wo ihm ein weiteres Strafverfahren droht.

Im März 2003 hatte das Oberlandesgericht Düsseldorf bereits Kaplans Auslieferung an die Türkei verhindert. Die Begründung der Gerichte ist im Kern identisch: Sowohl das OLG als auch das Verwaltungsgericht halten die Gefahr für erheblich, daß Kaplan in der Türkei aufgrund von Aussagen, die unter Folter erpreßt wurden, verurteilt werden könnte, obwohl die türkische Regierung der Bundesrepublik umfassende Zusicherungen gegeben hat, daß dergleichen nicht geschehen werde. Diese Zusicherungen alleine böten aber keine ausreichende Gewähr, argumentierte das Verwaltungsgericht Köln, was sich auch daran zeige, daß ein Schwager Kaplans vor kurzem aufgrund von unter Folter erzwungener Aussagen verurteilt worden sei. Der »Spiegel« hat die gescheiterte Ausweisung Kaplans mit ähnlichen Verfahren in anderen EU-Staaten verglichen, die ebenfalls meist gescheitert sind, und resümiert: »Egal welches Parteibuch, egal ob harte oder weiche Linie: Vor dem Gesetz sind am Ende alle Innenminister gleich – gleich machtlos.«

Weder die Entscheidungen in Sachen Kaplan, noch die anderen hier erwähnten Verfahren sind bei näherer Betrachtung allerdings tatsächlich als Absage der Justiz an den »starken Staat« zu verstehen. Entgegen der veröffentlichten Meinung hindern sie auch die Bekämpfung terroristischer Aktivitäten islamistischer oder nazistischer Gruppierungen nicht. Am Beispiel Kaplan wird das evident: In dem Verfahren, das seinen Abschluß voraussichtlich auch erst in einigen Monaten vor dem Oberverwaltungs- oder gar Bundesverwaltungsgericht finden wird, geht es nicht um die Frage, ob einem gefährlichen Straftäter das Handwerk gelegt wird oder nicht. Gegenstand des Prozesses ist lediglich die Frage, ob ein Abschiebungshindernis für Kaplan besteht, ob er also weiterhin von deutscher Polizei observiert und vor deutschen Gerichten angeklagt werden kann bzw. muß oder ob das künftig in der Türkei erledigt werden soll.

Der Beschluß des Bundesverwaltungsgerichts kratzt entgegen seiner aufgeregten Kommentierung durch die Medien ebenfalls kaum an der Substanz Schilyscher Sicherheitspolitik. Schon daß es sich dabei um ein Verfahren des vorläufigen Rechtsschutzes handelt, signalisiert, daß hier nichts Dauerhaftes entschieden, sondern lediglich auf dürrer Faktenbasis eine Interessenabwägung vorgenommen wurde. Al Aksa wird in dem Verfahren kein Freibrief ausgestellt; der Verein muß überdies nach dem Gerichtsbeschluß dem Bundesinnenministerium künftig einen detaillierten Nachweis der Verwendung von Spendengeldern vorlegen, die nach Auffassung von Schilys Beamten zu erheblichen Teilen der Hamas zufließen sollen. Zu bedenken ist vor allem aber, daß es in diesem Verfahren um ein Verbot der in der Tat wenig sympathischen islamistischen Vereinigung Al Aksa nach Paragraph 14 Absatz 2 Nr. 4 Vereinsgesetz geht, der nach dem 11.9. neu geschaffen wurde. Er ermöglicht, daß »Ausländervereine ... verboten werden (können), soweit ihr Zweck oder ihre Tätigkeit Gewaltanwendung als Mittel zur Durchsetzung politischer, religiöser oder sonstiger Belange unterstützt, befürwortet oder hervorrufen soll«.

Damit ist eine Sonderreglung für Vereine geschaffen, »deren Mitglieder oder Leiter sämtlich oder überwiegend Ausländer sind«, die an sich schon in problematischer Weise weit über Bestimmungen hinausgeht, die auf deutsche Vereine anwendbar sind. Das Bundesverwaltungsgericht ist in seinem Beschluß davon ausgegangen, daß der ohnedies schon weit gefaßte Tatbestand aber wenigstens tatsächlich und nicht nur auf Verdacht erfüllt sein muß. Ein »Verdachtsverbot« soll es nicht geben. Konkret geht es in dem Verfahren um die Frage, ob mit Spenden, die Al Aksa für »Märtyrer« sammelt, wie das Bundesinnenministerium behauptet, tatsächlich Spenden für die Familien von Selbstmordattentätern gemeint sind, die auch zum Zwecke weiterer Selbstmordattentate beschafft werden. Nach Auffassung des Bundesverwaltungsgerichts ist diese Interpretation mit dem vorgelegten Beweismaterial allenfalls möglich: »Der beschließende Senat hat Zweifel, ob der Umstand, daß Hilfeleistungen in Palästina ein ›Unterstützungsklima‹ (in den Worten der Antragsgegnerin: ›positiv bewertendes Milieu‹, ›affirmatives Umfeld‹) schaffen und damit in ungewisser Weise auch Selbstmordattentate gefördert

werden, ein Vereinsverbot rechtfertigen kann. Die Entscheidung über diese Fragen muß dem Hauptsacheverfahren vorbehalten bleiben.« Daß die EU-Staaten Anfang September beschlossen haben, die Hamas auf die Liste der terroristischer Organisationen zu setzen, wird Schilys Position in diesem Hauptsacheverfahren stärken.

Im Verbotsverfahren gegen die NPD sieht die Lage allerdings anders aus: Hier hat der ehemalige RAF-Verteidiger Schily endgültig gegen die von seinem ehemaligen Kollegen Mahler vertretene NPD verloren. Allerdings hatte Schily in diesem Fall nicht die Mehrheit der Bundesverfassungsrichter gegen sich. Aufgrund der besonderen Anforderungen eines Parteiverbotsverfahrens reichte der NPD, daß sich drei Richter ihre Auffassung zu eigen machten, der zufolge die vielfältigen V-Mann-Aktivitäten in ihren Reihen ein nicht behebbares Verfahrenshindernis darstellen. Daß eine Mehrheit von vier Richtern gegenteiliger Ansicht war, half Schily nicht, weil in Parteiverbotsverfahren eine Zweidrittelmehrheit erforderlich ist.

Bemerkenswert sind weniger die drei Gerichtsentscheidungen an sich, die an keinem Punkt eine offensive Interpretation rechtsstaatlicher Prinzipien vorgenommen oder mit einem besonderen Engagement einem Abbau gefährdeter Grundrechtspositionen Einhalt geboten hätten. Auffallend ist vielmehr, wie die Beschlüsse, die – mit Ausnahme der Feststellungen zum NPD-Verbotsantrag – lediglich, eher zurückhaltend als engagiert, grundlegende Prinzipien umgesetzt haben, als schwere Niederlagen des Bundesinnenministers aufgenommen und oft als Schwäche des Rechtsstaates bewertet wurden. »Keine Freiheit für die Feinde der Freiheit!« Der Wahlspruch ist bekannt. Neu ist allerdings, daß er zunehmend auch Anhänger im ehemals bürgerlich-liberalen Lager findet. Die deutschen Gerichte sind gewiß keine Bastion gegen dieses freiheitsfeindliche Denken. Doch ist immerhin erfreulich, daß manche Kammern und Senate im gegenwärtigen Trend eher die Retro- als die Avantgarde bilden.

Oliver Tolmein schrieb in KONKRET 9/03 über Folter als Auslieferungshindernis

Konkret 10/03, S. 28

Günther Jacob

Ablaßhandel

Über die symbolische Sanierung »belasteter Orte« durch die »Wehrmachtsausstellung«.

Auseinandersetzung geglückt«: Diese freudige Vollzugzugsmeldung der »Ostsee-Zeitung« anläßlich der Beendigung der Ausstellung »Verbrechen der Wehrmacht« in Peenemünde ist für alle, »die nicht hier leben«, erklärungsbedürftig. Offenbar hatte man anderes zumindest in Rechnung gestellt: Eine überregionale Mobilisierung der Nazis (wie seinerzeit in München), öffentliche Unmutsbekundungen der Bevölkerung von Usedom, ausbleibende Touristen, abspringende Investoren, eine schlechte Presse. Doch keine dieser Befürchtungen hat sich bewahrheitet. Die in den lokalen Strukturen fest verankerten Nazis, die Usedom mit meterlangen Parolen gegen die Wehrmachtsausstellung bemalt hatten, mobilisierten wegen eines internen Streits nur 400 Anhänger zu einer Demonstration und standen ansonsten mit Plakatwänden vor dem Ausstellungseingang. Die örtliche Bevölkerung, die sich daran nicht stört, war damit beschäftigt, den Besuchern Bratwurst und Peenemünde-Kitsch zu verkaufen. Und die Urlauber hatten endlich einmal Zeit und Gelegenheit, diese »umstrittene Ausstellung« aus Hamburg zu sehen.

Was dann doch noch passierte, war so unerwartet wie folgenlos: Zwei Referenten, darunter ein israelischer Soziologe, sagten ihre Teilnahme am Begleitprogramm zur Ausstellung wegen der dort stattfindenden Verwischung des Unterschieds zwischen Tätern und Opfern des Nationalsozialismus ab (siehe »Zu Protokoll«, KONKRET 9/03). Ein »Eklat« schien sich da anzubahnen, genau das, was nach Meinung der Verantwortlichen in Mecklenburg-Vorpommern unbedingt zu vermeiden war. Man ist vorsichtig geworden in Deutschlands neuem Urlauberparadies, nachdem man wegen einer doch ganz und gar unpolitischen Feier zum 50. Jahrestag des ersten Raketenstarts von deutschem Boden aus geradezu stigmatisiert worden war. Die Aussicht auf neuen Ärger mobilisierte die PDS-Landrätin Barbara Syrbe (»Um Leib und Leben fürchten muß hier niemand«), den der CDU angehörenden Vize-Landrat Armin Schönfelder (»Die Kritik ist überzogen. Wir tun alles Erdenkliche, um die Sicherheit zu gewährleisten«), die Museumsleitung (»Die Polizei hat zugesagt, alle Referenten begleiten zu können. Die inhaltliche Kritik zeugt nicht von Sachkenntnis der Ausstellung«) sowie den Rundfunk und die Lokalzeitungen des Bundeslandes, die in der Regel kommentarlos aus dem Absagebrief zitierten. Nur der Usedomer »Nordkurier« war so innovativ, unter der Schlagzeile »Ich habe keine Angst vor Usedom« einen »Mitarbeiter für den Zentralrat der Juden in Deutschland« zu zitieren (und die Fortsetzung dieses Statement im Text zu verstecken: »Ich sehe aber das Problem, daß in der Region rechte Auffassungen von Bevölkerungsteilen unwidersprochen hingenommen werden«).

Als die negativen Schlagzeilen auch dann noch ausblieben, als publik wurde, daß die Faltblätter des Rahmenprogramms und das »Kombi-Ticket« für den Besuch der Wehrmachts- *und* der V2-Naziwunderwaffen-Ausstellung auf denselben Druckmaschinen gefertigt worden waren, auf denen auch das Propagandamaterial der Nazi-Gruppe »Pommersche Aktionsfront« gedruckt wird, war klar, daß man in Berlin, Frankfurt und München mit den vor fünf Jahren in Peenemünde eingeleiteten politischen Renovierungsarbeiten zufrieden ist. Da konnte auch eine Blockade des Ausstellungseingangs am letzten Öffnungstag durch 60 Nazis nichts mehr verderben: Man einigte sich darauf, das Publikum durch einen Nebeneingang einzulassen.

So fiel die Bilanz am 6. September rundherum positiv aus, weshalb sie auch präsentiert wurde, als habe man einen Preis im Erinnerungswettbewerb gewonnen: Mit fast 40.000 Besuchern habe man einen Rekord aufgestellt und selbst Städte wie Chemnitz und Wien überflügelt. »Mit dieser Ausstellung konnten wir unsere Position in der nationalen Museums-Landschaft festigen«, befand Dirk Zache, der Leiter des »Historisch-Technischen Informationszentrums« (HTI). Und: Es sei deutlich geworden, »daß die Region trotz rechter Demonstrationen stabil genug für diese Ausstellung« gewesen ist. Peenemünde sei zweifellos ein »hervorragender Ausstellungsort«, an dem, wie auch die PDS-Landtagsfraktion erklärte, die Wehrmachtsausstellung »gut aufgehoben« war, was die Partei »mit Stolz« erfülle.

So klingen heute Erfolgsmeldungen über eine »gelungene Auseinandersetzung mit der Vergangenheit«: Besucherrekord, Image verbessert, Position gefestigt, Stolz auf das geleistete Gedenkpensum, Nörgler blamiert. Danach kann man zur Sache kommen: Frage der »Ostsee-Zeitung« an Zache: »Man liest im Gästebuch mehrfach den eindringlichen Wunsch, ja die Forderung, daß eine ähnliche Darstellung auch von den anderen beteiligten Seiten am Krieg gezeigt werden sollte ...« Antwort: »Das stimmt, aber das ist Sache der anderen Nationen. Ich denke aber, wir sind schon mitten in jenem Prozeß, der eine gemeinsame, europäische Erinnerungskultur entstehen läßt.«

Eine vor fünf Jahren vom Fritz-Bauer-Institut in Auftrag gegebene Studie über die Ansichten von 3.500 Besuchern der Wehrmachtsausstellung ergab, daß 87 Prozent der Meinung waren, die Debatte über den Nationalsozialismus werde den

Deutschen »von außen aufgedrängt«. Jede/r Zweite verneinte die Singularität der Wehrmachtsverbrechen und erklärte, daß »andere Völker sich ähnliches zu Schulden kommen ließen« (Ilka Quindeau: *Die Einschätzung des Nationalsozialismus im Spiegel der Ausstellung Vernichtungskrieg*, Frankfurt 1998). Eine solche Studie über die 40.000 Ausstellungsbesucher in Peenemünde würde, dafür bürgt schon der hohe Anteil an Raumfahrtexperten, Kriegsveteranen, Kahlrasierten und Mitarbeitern der »Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur«, noch ganz andere Erkenntnisse zutage fördern.

Die Peenemünder Prahlerei mit hoher Besucherzahl, prominenter Position in der nationalen Museums-Landschaft und »Stabilität« der Region benennen exakt das Kalkül, aus dem heraus die Ausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung (HIS) nach Peenemünde geladen wurde: Man betrachtet die Hamburger als ein Dienstleistungsunternehmen besonderer Art, das sich auf die symbolische Sanierung »belasteter« Orte spezialisiert hat und diesen zu dem begehrten Gütezeichen »ambivalenter Gedächtnisort« verhilft. Würde man das stillschweigende Einverständnis aller Beteiligten mit einem solchen Deal unterstellen und in eine Werbeanzeige des HIS übersetzen, so könnte diese etwa folgenden Wortlaut haben: »Sie haben mit dem Image ihres Museums als rechtslastiger Wallfahrtsort ein Standortproblem? In nur sechs Wochen sind Sie es los – durch Übernahme unserer bewährten und mehrfach überarbeiteten Wehrmachtsausstellung. Anders als Christo und Jeanne-Claude bei der Reichstagsverhüllung arbeiten wir dabei auf rein wissenschaftlicher Basis.«

Die Währung, in der diese Leistung bezahlt wird, ist die vom Institut so heiß ersehnte gesellschaftliche Anerkennung. Die hat ihren Preis: »Die Wehrmachtsausstellung und das Museum Peenemünde sind Kinder der 90er Jahre, die in doppelter Hinsicht zusammenpassen. Peenemünde hat in seiner Biographie einen ebensolchen Bruch wie die Wehrmachtsausstellung. 1992 ging ein Aufschrei der Empörung weltweit durch die Gazetten, als das Technikmuseum eröffnete. Der traurige Teil der Geschichte blieb damals ausgespart. Der Bruch im Lebenslauf der Wehrmachtsausstellung kam 1999, als bewiesen wurde, daß einige Fotos und Texte nicht zusammenpaßten« (»Ostsee-Zeitung«). Mit dem Kompliment: »Die Raketenausstellung ist überdeutlich selbstkritisch« revanchierte sich das HIS für diesen aparten Vergleich. Im Geschäftsfeld der Gedenkkultur herrschen rauhe Sitten.

In Peenemünde mußte man zu keinem Zeitpunkt befürchten, die in der Wehrmachtsausstellung gezeigten Dokumente über den deutschen Vernichtungskrieg im Osten könnten das Stammpublikum und die Gelegenheitsbesucher abschrecken. Das Gegenteil war der Fall. Das Andocken an den Diskurs über »Gedenkorte« und das geschichtspolitische Spiel mit den »Ambivalenzen« zahlt sich noch besser aus als der Kult um die Nazi-Rakete: Während der Wehrmachtausstellung verdoppelte sich die Zahl der Besucher, die nur die »Vergeltungswaffe« sehen wollten. Peenemünde wird daher gerade »auch nach dem Ende der Wehrmachtsaustellung ein Besuchermagnet für viele Gäste aus nah und fern bleiben. Die Ausstellung des HTI wird ebenso gern besucht wie das U-Boot oder die Weltraumausstellung Phänomenta« (»Ostsee-Zeitung«).

Im Frühjahr des kommenden Jahres wird die Ausstellung »Verbrechen der Wehrmacht« ein letztes Mal zu sehen sein – auf dem Hamburger Kampnagelgelände. Ein großangelegtes offizielles Rahmenprogramm, zu dem auch jene Kritiker geladen sind, die die erste Wehrmachtsausstellung zu Fall gebracht haben, soll diesem am 5. März 1995 in Hamburg gestarteten Projekt einen Platz in der deutschen »Erinnerungskultur« sichern, zu der heute ganz selbstverständlich Flucht & Vertreibung, der »Bombenkrieg«, Stalingrad- und Kriegsgefangenschaftsgeschichten gehören, also »Kriegsverbrechen an den Deutschen«, wenn nicht sogar »Verbrechen an der Wehrmacht«.

Viele Linke hielten die Ausstellung in den Neunzigern für einen »Schuß vor den Bug der Leute, die den verfassungsmäßigen Auftrag der Bundeswehr gern ausweiten würden. Deren Strategie wird von der Wehrmachtsausstellung empfindlich gestört« (Klaus Theweleit, 1997). Doch die Entwicklung war eine andere. Schon vor ihrer Präsentation in Peenemünde sprach Jörg Friedrich (Autor des Bombensellers *Der Brand*) im offiziellen Rahmenprogramm der Ausstellung in Neumünster (April 2003); unmittelbar davor hatte die Ausstellung in Chemnitz mit der im selben Haus gezeigten und als Rahmenprogramm vereinbarten Ausstellung »Target Chemnitz. Eine Stadt und ihre Bewohner als strategisches Ziel der Alliierten im Zweiten Weltkrieg« kooperiert (Februar 2003).

Es ist nach wie vor nicht einfach, die Logik dieser Entwicklung nachzuzeichnen, selbst wenn man um die Anfänge der Ausstellung weiß, die zunächst nur ein Teil eines u.a. auch den stalinistischen Gulag und den Atombombenabwurf auf Hiroshima umfassenden Projekts mit dem Arbeitstitel »Gewalt und Destruktivität im 20. Jahrhundert« hatte sein sollen. Die Schwierigkeit hängt nicht zuletzt damit zusammen, daß die Betrachtung des »Inhalts« der Ausstellung kaum Auskunft über die Praktiken ihrer Verwendung gibt.

Ein Besuch der Wehrmachtsaustellung hat gleichsam eine zivilreligiöse Funktion gewonnen, die Funktion einer moralischen Selbstvergewisserung, in der sich die Besucher als handlungsfähige (statt z. B. verführte) moralische Subjekte wahrnehmen, die Verantwortung für ihre Handlungen übernehmen und damit auch die Schuld für eigenes Fehlverhalten und das ihnen nahestehender Personen. Eine erste Grenze dieser Schuldanerkenntnis bildet der Nationalismus, weil man

nicht ein guter Deutscher sein und zugleich anerkennen kann, daß sich in der (Wieder-)Existenz dieses Deutschlands, zumal des wiedervereinigten, bereits das Gegenteil einer Schuldanerkennung manifestiert. Eine zweite Grenze besteht in der Unmöglichkeit einer Abgeltung der deutschen Schuld, da die Vernichtung der europäischen Juden *geschehen ist*. Die Schuld bleibt – und mit ihr die zahlreichen Strategien ihrer Abwehr. Eine davon ist das möglichst allgemein und ohne Bezug zur eigenen Familie vorgetragene abstrakte Schuldanerkenntnis. Wie sich gerade in jüngster Zeit zeigt, ist man offenbar überzeugt, damit das Recht erworben zu haben, »auch« von der Schuld »der anderen« sprechen zu dürfen: Das Schuldanerkenntnis befreit und erlöst.

Der vermeintliche Zuwachs an moralischer Autorität erlaubt es nun sogar, von den Opfern des Nationalsozialismus eine Gegenleistung zu verlangen. Die Wehrmachtsaustellung gehört in diesem Sinn zur Ikonographie deutscher Tugendhaftigkeit, die gegen Kritiker ins Feld geführt werden kann. So wie es zum Beispiel Martin Altmeyer mit seiner Verteidigung des Rederechts der »Vertriebenen« getan hat: »Aber auch wenn das erlittene Unrecht seine Vorgeschichte hatte: Es bleibt dennoch Unrecht. Wer darin die gerechte Strafe dafür sehen will, daß Deutschland die Welt in die Katastrophe stürzte, übersieht nicht bloß, daß die Opfer unter den Deutschen zu selektiv verteilt waren - er verrechnet das Leiden (»Antwort auf Natan Sznaider und Günther Jacob«, »Taz«).

Aus dieser Sicht blockiert die Konzentration auf die Leidensgeschichte der Opfer des Nationalsozialismus das Recht »deutscher Opfer« auf öffentliche Aufmerksamkeit. Diese Blockade kann aber beseitigt und das deutsche Leiden zum Thema gemacht werden, wenn zugestanden wird, daß »wir angefangen« haben. Mit diesem heute großzügig eingeräumten Zugeständnis wird die Auseinandersetzung auf das Stichwort »Krieg« gelenkt. Die Wahrnehmung der Nazi-Zeit als »Krieg« erlaubt es den Deutschen, den Mord an den Juden als Moment eines übergreifenden (und identitätsstiftenden) historischen Ganzen darzustellen. Man zieht so den Antisemitismus und den Holocaust in die Ununterscheidbarkeit von Krieg und Verbrechen hinein, bis der Judenmord und die »deutsche Katastrophe« (Friedrich Meinecke) als Glieder einer längeren zeitlichen Kette erscheinen. Das Eingeständnis, »angefangen« zu haben, entpuppt sich als Versuch, die Verfolgung der Juden als Teil eines militärischer Konflikts auszugeben. Wer mit diesem Verständnis in die Wehrmachtsaustellung geht – und das ist die Mehrheit – kann sich getrost davor oder danach auch die V2-Ausstellung ansehen.

In der Wehrmachtsausstellung selbst wird jedoch die Gewalt gegen die Juden keineswegs als »normale« Gewalt des Krieges und »Fall unter Fällen« thematisiert. Der hohe Tauschwert dieser Ausstellung, ohne den sie zur symbolischen Sanierung solcher Orte nicht taugen würde, besteht gerade in ihrem Anspruch auf historische Wahrhaftigkeit. Um die »kathartischen Wirkungen der Erinnerungsarbeit« (Altmeyer) hervorzurufen, um sich also mit bestem Gewissen die Deutschen als eine Opfergruppe unter anderen vorstellen zu können, muß man die historischen Tatsachen nicht verfälschen, es reicht, sie anders zu kontextualisieren.

Die Anspruchsvollen können den Holocaust als einen »Fall« menschlicher Barbarei im 20. Jahrhundert anthropologisieren. Der Normalbesucher der Ausstellung wird einwenden, daß kaum jemals eine große gesellschaftliche Organisation insgesamt sauber oder unsauber gewesen ist, auch nicht die katholische Kirche und schon gar nicht die britische Luftwaffe. Man kann all diese Sichtweisen ins Rahmenprogramm einer Ausstellung auslagern, die selbst auf solche Ausflüchte verzichtet. Wie in Neumünster, Chemnitz und Peenemünde.

Die erste Bestandsaufnahme deutscher Erinnerungskultur hat Saul K. Padover 1944 und 1945 gemacht. Zur Einstellung der Deutschen zu den Verbrechen der Wehrmacht notierte er: »Niemand kritisierte die Aggression als solche. Kritisiert wurde die gescheiterte Aggression. Hitler wird vorgeworfen, den Krieg verloren, und nicht, ihn begonnen zu haben« (*Lügendetektor. Vernehmungen im besiegten Deutschland 1944/45*, Frankfurt/Main 1999). Diese Einstellung hat sich bis heute kaum geändert. Man hat aber Wege gesucht und gefunden, sie unter sich wandelnden äußeren Bedingungen (vor und nach der Wiedervereinigung) angemessen ausdrücken zu können. Zu diesem Zweck hat man sich jahrelang an den Debatten über den Holocaust abgearbeitet und dabei eine eigene Opfersprache entwickelt. Nach diesem Muster verbindet sich auch, was die Wehrmachtsaustellung über die Verbrechen der Wehrmacht zeigt, mit dem deutschen Gedächtnis. Das Wissen über den Nationalsozialismus wird in die eigene Opfererzählung inkorporiert.

In den Gästebüchern der Peenemünder Ausstellung finden sich Zeilen voller Dankbarkeit, weil man jetzt als Deutscher wieder stolz sein darf. Landfrauentrupps bedanken sich für schöne Stunden, ehemalige Peenemünder sind überwältigt von Erinnerungen. Im HIS wird sich daran niemand stören, denn daß »der Nationalsozialismus nun langsam historisiert« werde »und damit auch Frageverbote«« fallen, das, so antwortete Peter Klein in der »Taz« auf unsere Absage, »wird sich nicht verhindern lassen«. Die »Lehre« die den meisten Besuchern der Wehrmachtsaustellung schon vorher vertraut war, die sie jetzt aber guten Gewissens aus den vom HIS präsentierten Dokumenten ziehen, fällt etwa so aus, wie die des sozialdemokratischen Justizministers Erwin Sellering nach seinem Ausstellungsbesuch: »Ein Krieg ist nie sauber!« (»Nordkurier Usedom«, 4.8.03). Eine Einsicht, die sich radikalisieren läßt: »Die Legende von der sauberen Wehrmacht ist beerdigt, aber die Mär vom sauberen Bombenkrieg gegen Deutschland hält sich« (»Dresdner Neueste Nachrichten«, 2.9.03).

KONKRET dokumentierte in Heft 9/03 den offenen Brief von *Sznaider* und *Jacob* an die Peenemünder Ausstellungsveranstalter

Konkret 10/03, S. 31

Georg F□ Iberth

Klartext

Die deutsche Sozialdemokratie macht sich frei.

Olaf Scholz, der Generalsekretär der SPD, hat dem »Stern« erzählt, der Begriff »Demokratischer Sozialismus« habe in der Vergangenheit »immer Sinn gehabt. Er ist aus der Geschichte der Sozialdemokratischen Partei nicht wegzudenken.« Jetzt werde das aber anders: »Ich glaube jedenfalls, daß der Begriff für die Zukunft nur eine geringe Aussagequalität hat.« In einem längeren Papier hat Scholz nachgelegt und erweckt den Eindruck, als wolle er die alte Parole aus dem nächsten Parteiprogramm der SPD, das gerade vorbereitet wird, entfernen. Wenn ihm das gelingt, wird er Großes geleistet haben. Der Terminus »Demokratischer Sozialismus« ist nämlich ein grauslicher Unbegriff. Der einzige konkrete Inhalt, den er je hatte, ist: Verhinderung des Kommunismus.

Als Erfinder des Ungetüms in den zwanziger Jahren gilt der damals schon betagte Theoretiker Karl Kautsky. Ihm gefiel Lenins Revolution nicht, und er hielt dagegen, der von ihm gewünschte Sozialismus müsse demokratisch sein. Kautsky war eine ehrliche Haut. Er hatte bessere Tage gesehen, in denen er als radikal galt, die Revolution sich allerdings stets lieber in der Zukunft wünschte als in der Gegenwart. Inzwischen aber hatte er in der SPD, die er 1917 mit der USPD verlassen hatte und in die er 1922 zurückgekehrt war, allenfalls sonntags noch etwas zu sagen. Sein »Demokratischer Sozialismus« wurde von Gustav Noske und Friedrich Ebert gern genommen. Der schien ihnen gut zu dem zu passen, was sie selbst tatsächlich betrieben: Ermordung von Liebknecht und Luxemburg 1919, Einmarsch der Reichswehr in Thüringen und Sachsen 1923 zwecks Absetzung der Landesregierungen, die SPD und KPD dort gebildet hatten.

Nach 1945 wurde das Scheusal noch prominenter. »Demokratischer Sozialismus« war das Synonym für Sozialdemokratischen Antikommunismus. Doch soll zugegeben werden, daß die Worthülse jetzt nicht mehr vor allem mit Pulver und Blei gefüllt war, sondern mit ziemlich viel Wohlfahrt: Montanmitbestimmung, Adenauers Rentenreform, Arbeitszeitverkürzung, Steigerung der Reallöhne. Fast sah das nach einem Kapitalismus mit menschlichem Antlitz aus. Man nannte es aber anders: Die CDU sprach von der Sozialen Marktwirtschaft, die SPD unverändert vom Demokratischen Sozialismus und plauderte damit allerdings wieder einmal den global- und letztlich halt doch auch militärstrategischen Sinn und Zweck der ganzen Angelegenheit aus.

Seinen Außendienst hat der Schwurbel inzwischen erfolgreich abgeleistet. Da der Kommunismus weg ist, ist der Demokratische Sozialismus nicht mehr vonnöten. Scholz hat recht. Einige in seiner Partei sehen das aber nicht ein. Zu den Gegnern der Begriffsklärung gehören Scharping und Thierse. Der Regimentstrottel spricht aus, wie es wirklich gewesen ist: Demokratischer Sozialismus war »ein wichtiger historischer Begriff für die SPD. Er wurde von unseren politischen Ahnen geprägt als Abgrenzung zum totalitären Kommunismus.« Dankbar erinnert sich der Bürgerrechtler Thierse an die historischen Voraussetzungen seiner gegenwärtigen Ernährung. Dem »Spiegel« sagte er über den Demokratischen Sozialismus: »Der Begriff war ein Kampfbegriff der Sozialdemokratie gegen Kommunismus und Realsozialismus zur Verteidigung unserer Vision von einer gerechten Welt.« Schon recht, aber das ist eben Geschichte.

Es läßt sich fragen, warum Scholz nicht etwas großzügiger ist. Der Ladenhüter nützt zwar nichts mehr, aber schaden wird er ja wohl auch nicht. Oder doch. Das Problem liegt eben darin, daß manche Genossinnen und Genossen beim Wort »Demokratischer Sozialismus« nicht an 17.-Juni-Reden und das ehemalige Ostbüro der SPD denken, sondern an Besseres, zum Beispiel: die kassenfinanzierte Zahnprothese, Rente in erträglicher Höhe ab spätestens 65, Kündigungsschutz, Arbeitslosengeld in einem nachvollziehbaren Verhältnis zu den vorherigen Einzahlungen in die Versicherung, danach Arbeitslosenhilfe. Wenn das alles jetzt geändert werden soll, wird Scholz dem alten Begriff sogar eher gerecht als dessen Verteidiger: Wo Neoliberalismus drin ist, soll nicht Sozialismus draufstehen.

Der gegenwärtige Symbolstreit ist das Nachspiel zu den Entscheidungen, die im Frühjahr und Sommer 2003 in der SPD und ihrem Umfeld gefallen sind: Gewerkschaftliche und innerparteiliche Opposition gegen die Agenda 2010 wurde ohne große Mühe überwunden. Die Verlierer sollen sich nicht auf eine veraltete programmatische Floskel berufen können. In der CDU sorgt Angela Merkel in ähnlicher Weise für eine Sprachregelung: Sie sagt nicht mehr »Soziale Marktwirtschaft« (= Umlagefinanzierung der Altersversorgung, allmähliche Senkung der Wochenarbeitszeit), sondern »Neue Soziale Marktwirtschaft« (= weg mit dem Sozialklimbim). Blair hat es vorgemacht: New Labour beseitigte die uralte Sozialisierungsformel (»Clause Four«) aus dem Parteiprogramm. Seit Jahren war niemand mehr auf die Idee gekommen, sie anzuwenden, aber das sperrige Möbel störte im marktgängigen Logo.

Die PDS hat es noch nicht ganz so weit gebracht. Ihr Pech besteht unter anderem darin, daß sie den Demokratischen Sozialismus sogar im Namen führt. Als die Rest-SED ihn sich 1989/90 verordnete, geschah dies aus dem gleichen antikommunistischen Grund wie bei der SPD seit den zwanziger Jahren. Gewiß kann man auch milder urteilen, etwa so: Als Erich Honecker stürzte, waren die wichtigsten Produktionsmittel noch Staatseigentum, und die Partei wollte zum

Ausdruck bringen, dieses soll jetzt, anders als früher, nicht diktatorisch, sondern eben demokratisch verwaltet werden. Nach dem Wirken der Treuhand-Anstalt ist diese Geschäftsgrundlage natürlich entfallen.

Der neue PDS-Programmentwurf sucht die Leerstelle dadurch zu stopfen, daß er viele Forderungen aufschreibt, die die SPD jetzt fallen läßt. Der Demokratische Sozialist Thierse sagt: »Schon jetzt ist alles, was klug ist im Programm der PDS, von uns geklaut.« Es handelt sich aber nicht um ein Eigentumsdelikt, sondern um einen unschuldigeren, wenngleich nicht unbedingt appetitlichen Vorgang. 1945, als wir kleine Jungens waren, haben wir die Kaugummis, die die US-Soldaten ausspuckten, aufgelesen, allenfalls ein wenig abgewaschen, auf jeden Fall aber anschließend in den Mund gesteckt.

Auf Originalität wird aber nicht völlig verzichtet. Zu den Minderheiten in Deutschland, für deren Gleichberechtigung die Partei eintritt, gehören nicht nur Sinti und Roma, Dänen und Sorben, sondern auch die Friesen. Am Schluß heißt es, die PDS kämpfe »für die Überwindung des Kapitalismus«.

Dann ist da aber noch die Sache mit Mecklenburg-Vorpommern und Berlin. Hierzu lesen wir: Wenn die PDS »Regierungsverantwortung« trage, »wird sie sich immer in einem Spannungsfeld sehen: Einerseits eng mit gewerkschaftlichen Interessen verbunden, hat sie andererseits in Gesprächen und Verhandlungen gewerkschaftliche Forderungen nach dem Maßstab sozialer Gerechtigkeit mit anderen Interessen abzuwägen – denen von Arbeitslosen, von Kindern und sozial schwachen Bevölkerungsgruppen, mit Zukunftsaufgaben in der Gesellschaft.« Hier die Arbeitsplatzbesitzer – dort die Arbeitslosen, Kinder und sozial schwachen Bevölkerungsgruppen sowie Zukunftsaufgaben: Diese Sorte Klassenkampf hat 1975 Kurt Biedenkopf für die CDU entdeckt. Er nannte sie »Neue Soziale Frage«. Ihre eigene nachholende Modernisierung beschreibt die PDS so: »Das Handeln im Spannungsfeld von eigenen sozialistischen Vorstellungen, Erwartungen von Bürgerinnen und Bürgern und erreichbaren Kompromissen ist begleitet von einem ständigen Lernprozeß.«

Das dauert mir aber zu lange, spricht Olaf, der Igel, zum Hasen. Er hat erkannt: Die Zeiten, in denen es noch etwas brachte, wenn man links blinkte und rechts abbog, sind vorbei. Eindimensionalität ist besser.

Denkbar ist, daß sich Scholz nur inhaltlich, aber nicht formal durchsetzt, daß also der Begriff »Demokratischer Sozialismus« doch noch einmal ins neue SPD-Programm hineindarf, nachdem vorher festgestellt wurde, was er praktisch bedeutet: nämlich gar nichts.

Die neue Klarheit bei der SPD, die auch dann erreicht wird, ist tröstlich. Sie zeigt uns, daß der Prozeß der Selbst-Aufklärung der Menschheit über ihren wahren Zustand in kapitalistischen Verhältnissen weiter voranschreitet. Ein Hindernis, der Bluff mit dem »Demokratischen Sozialismus«, ist nun aus dem Weg.

Georg Fülberth schrieb in KONKRET 9/03 über die IG-Metall-Führungskrise

Konkret 10/03, S. 32

Stefan Frank

Die Frösche

Mitten im Frieden überfällt uns der Feind: Der Krieg der Generationen ist ausgebrochen, überall im Land haben Rentner-Gangs demographische Zeitbomben gelegt. Ein Bericht vom Kriegsschauplatz.

Als Aeneas aus dem brennenden Troja floh, trug er seinen alten Vater Anchises auf den Schultern. Nach dessen Ableben besuchte er ihn sogar noch einmal in der Unterwelt. Das tun heutzutage nur noch sehr wenige Söhne. Doch an Aeneas und Anchises fühlt man sich bei Betrachtung der Grafiken erinnert, mit denen Zeitungen Artikel über das Rentensystem illustrieren. Da sieht man, wie sich vor fünfzig Jahren vier Beitragszahler um einen Rentner kloppten, während demnächst jeder einen für sich alleine haben soll, der ihm auf den Schultern sitzt. »Deutschland vergreist!«, alarmiert der »Stern« seine Leser und zitiert Ergebnisse einer von Propheten der Bertelsmann-Stiftung verfaßten Studie. Wegen der steigenden Lebenserwartung und der niedrigen Geburtenrate zeichnen sie »ein beängstigendes Bild von unserem Land im Jahr 2050«. Der Staat sei dann bankrott, Unternehmen wanderten ab und das Land sei mausetot. »Genauso wird es kommen, wenn wir nichts dagegen tun!«

Nun sind die »Stern«-Leser aufgefordert, im »Leser-Parlament« mitzuhelfen, »den Reformstau in Deutschland abzubauen« und sich per Postkarte oder Internet entweder für eine »Bürgerversicherung« oder für eine »Gesundheitsprämie« zu entscheiden. Da wird es unter »Stern«-Lesern sicherlich heftige Debatten geben; schließlich ist die Lage dramatisch, befindet sich das Land doch im Kriegszustand: Strittig ist in den Medien bloß, ob der »Krieg der Generationen« unmittelbar bevorsteht oder ob er bereits in vollem Gange ist. Jedenfalls ist es beruhigend, daß an diesem Schauplatz endlich wieder etwas passiert, denn die Themen »Krieg der Autofahrer«, »Krieg unter Nachbarn« und »Krieg im Klassenzimmer« wurden beinahe langweilig.

Philipp Mißfelder, Jungstar der Bürgerrechtsbewegung CDU, will den Kampf aufnehmen. »Was wir momentan haben, das ist ein sozialistisches Ausbeutungssystem zu Lasten meiner Generation«, motzte er im »Tagesspiegel«, »so eine Art DDR light.« Mißfelder kann darüber urteilen wie nur wenige andere, schließlich stammt er »aus dem Ruhrgebiet, wo die Großkonzerne und der Staat alles geregelt haben«, der Stalinismus reicht dort »bis zum betriebseigenen Tennisverein«. Künstliche Hüftgelenke werden staatlich verordnet, was dazu führt, daß alte Menschen das Schuldgefühl haben müssen, »auf Kosten der Solidargemeinschaft« zu leben, während sie früher einfach »auf Krücken« umhersprangen.

Zu mobil, zu teuer: Die von Mißfelder angesprochene Entwicklung hat in den letzten Jahren einige Trendforscher dazu bewogen, von den »Neuen Alten« zu sprechen. 85jährige mit »No-Future«-Mentalität, die anfangen zu stricken und von der Nadel nicht mehr loskommen – dieses Klischee hält einer empirischen Überprüfung nicht stand, sind sich Experten einig. Die gute alte Krücke ist aus der Mode gekommen, die von Soziologen auch als »Generation KdF-Wagen« bezeichneten Alten erfreuen sich völliger Bewegungsfreiheit. Das geht leider manchmal auf Kosten der Jungen und deren Bildungschancen: »Volkshochschulkurse sind nahezu ausgebucht von Rentnern«, klagt Mißfelder.

Nein, ein »zorniger junger Mann« sei der 23jährige JU-Vorsitzende nicht, urteilt der Interviewer des »Tagesspiegel«. Wir erinnern uns: Als »angry young men« wurden Ende der fünfziger Jahre einige englische Dramatiker bezeichnet, in deren Stücken viel geflucht und geschrieen wurde, was ihnen den Ruf einbrachte, sozialkritisch zu sein. Auch Mißfelder ist sozial engagiert, sogar in seiner Freizeit setzt er sich gegen Alte und Behinderte ein. Doch ist er, wie der »Tagesspiegel«-Autor bemerkt, »zu locker, um zornig zu sein«. »Er nennt die Dinge klar und streitbar beim Namen, ohne dabei zu verhärten. Stets huscht ein leicht ironisches Grinsen über dieses Jungengesicht.«

Die Reaktionen auf die Reformvorschläge des ironisch grinsenden Jungengesichtes waren einander sehr ähnlich. Es wurde Empörung vorausgeschickt (»inakzeptabel«, »unter aller Sau«), dann applaudiert (»richtig und mutig«, »zentrales Thema der nächsten Jahre«). Bundesfamilienministerin Schmidt (»menschenverachtend«) schlug vor, Gesetzentwürfe künftig auf »Generationengerechtigkeit« zu prüfen. Katherina Reiche, die Familienministerin der Herzen, fand das von Mißfelder gewählte Beispiel »künstliche Hüfte« »nicht akzeptabel«, das Thema aber sei »wichtig«, denn es drohe die »demographische Katastrophe«. Katrin Göring-Eckardt bescheinigte Mißfelder eine »zutreffende Wahrnehmung«.

Die Medien zeigten, was ausgewogene Berichterstattung ist: Kommentare begannen mit der Beteuerung, auch alte Menschen hätten ein Anrecht auf medizinische Versorgung, und endeten mit der bedauernden Feststellung, daß dies angesichts der großen Zahl der über 60jährigen Politiker und Wähler wohl auch in Zukunft so bleiben werde. Allerlei Experten wurden interviewt, wie man die ausufernde Lebenserwartung senken könne; in Straßenumfragen und »TEDs« wurde die Bevölkerung gefragt, ob es richtig sei, daß da jemand so ein »heißes Eisen« anpacke. »Geht es den Alten zu gut?«, fragte der »Rheinische Merkur« und freute sich, daß es »durch diese Provokation gelungen« sei, »eine Diskussion anzustoßen, die jetzt in den Biergärten und Schwimmbädern geführt wird«.

Neu ist dieses Thema indes nicht; es wird bloß alle paar Jahre von den Medien aufs Neue forciert, um den Eindruck eines drängenden Problems zu erwecken. Ein »Spiegel special« berichtete bereits 1999 von der »tickenden Altenbombe«, in einem 1992 erschienenen Buch mit dem Titel *Die Altersexplosion. Droht uns ein Krieg der Generationen?* zitiert der Autor auf einem Symposion »Gesundheit im Alter« getroffene Aussagen des Professors Walter Krämer, der es begrüßen würde, »wenn alle derzeitigen aktiven Krankenkassen-Beitragszahler eine Halbierung ihrer Beiträge beschlössen, mit der Maßgabe, daß beginnend heute in zehn Jahren, wenn die ersten von uns 75 sind, keine Herzoperationen und ähnliche teure, aber nur minimal lebensverlängernde Eingriffe mehr an Bundesbürgern über 75 vorgenommen werden ... Eine zweite Möglichkeit der indirekten Rationierung, die etwa in den USA mit der generellen Mittelstreichung für Kunstherzprogramme ergriffen wurde, ist die Verweigerung bestimmter Heilverfahren für alle, für Alte und Junge gleichermaßen.«

Ein gutes Gespür für Trends hat offenbar die Eichborn-AG (bekannt durch den Bestseller *Das kleine Arschloch*), die zufälligerweise in diesem August ein Buch zur Diskussion auf den Markt brachte: *Die gierige Generation. Wie die Alten auf Kosten der Jungen abkassieren* heißt das Werk des als »Finanzexperten« vorgestellten Autors Bernd W. Klöckner. Der marode Eichborn-Verlag geht hier kein Risiko ein; Buchtitel, die auf den Neid der Leser zielen (*Nieten in Nadelstreifen, Die Abzocker* usw.), haben immer Konjunktur.

Die Rentner, das sagt ja schon der Titel, leben auf Kosten der Jungen. Das bemerkte der Autor offenbar anläßlich eines Camping-Urlaubs: »Im Urlaub auf Gran Canaria oder an der Costa del Sol – oder auch auf Rügen oder Usedom – wird besonders deutlich, wie gut es den meisten deutschen Rentnern heute geht. Auf dem Campingplatz tummeln sich überwiegend Familien mit Kindern, das Dreisternehotel nebenan wird hauptsächlich von älteren Herrschaften belegt.« Diese Beobachtung untermauert Klöckner mit einer Statistik: Pensionäre gaben laut Statistischem Bundesamt im ersten Halbjahr 1998 236 DM pro Monat für Pauschalreisen aus, Selbständige aber nur 152 DM. Damit ist zweifelsfrei bewiesen, daß Jungunternehmer in dieser Gesellschaft eklatant benachteiligt sind.

Ansonsten aber ist Klöckner als »Finanzexperte« fragwürdig, das zeigt das Kapitel über die Inflation. Um zu zeigen, daß sie »die Jungen« »enteigne«, präsentiert er eine Anzeige eines Restaurants aus dem Jahr 1969. Eine Spelunke »Zur alten Waffenschmiede« wirbt dort für folgendes »Weihnachtsmenü«: »Consommé Royale, Backhähnchen Lukullus, gefüllt, umlegt mit Spargel und feinem Gemüse, Kartoffelbällchen, Salat Excelsior, Ananas à la Princess«. Nun sollen die Leser raten, was der Fraß damals gekostet haben mag. Die Auflösung folgt auf der nächsten Seite: 6,20 DM. Nach Meinung des Autors würde dieses menschenverachtende Mahl im Jahr 1999 zwischen dreißig und sechzig Mark gekostet haben, woraus er eine »Gaststätten-Inflation« von 5,4 bis 7,8 Prozent errechnet. Finanzexperten können da nur den Kopf schütteln: Spargel im Dezember! Für diesen völkerrechtswidrigen Angriff auf den Gaumen würde heute niemand mehr als eine Mark bezahlen, woraus sich eine jährliche *Deflation* von genau sechs Prozent ergibt.

Doch man sollte nicht ungerecht sein; Klöckner gibt auch wirklich wertvolle Ratschläge zur privaten Altersvorsorge und zum Reichwerden, wie z. B.: »Zeit gewonnen, viel gewonnen«, »Sparen, sparen, sparen!«, »Spare mit der Zeit, dann hast du in der Not!« oder: »Zuviel gespart hat noch keiner!« Wichtiger Tip: Der Leser soll sich beim Bundeskanzler erkundigen, ob die von ihm in die Rentenversicherung eingezahlten Beiträge »mit mindestens 1,5 Prozent rentieren« werden. Dazu ist ein Musterbrief abgedruckt (die originelle Anrede lautet: »Sehr geehrter Bundeskanzler(in)!«). Sollte sich Bundeskanzler(in) Schröder »zu einer solchen Bestätigung außer Stande sehen, weise ich bereits jetzt darauf hin, daß ich Verfassungsbeschwerde einlegen werde«, heißt es in dem Vordruck. Es wird aber geraten, vor der Verfassungsbeschwerde sicherheitshalber einen Anwalt zu fragen. Da werden Anwälte und Richter demnächst alle Hände voll zu tun haben (Schröder, der die vielen Briefe beantworten muß, natürlich sowieso).

Um nicht als Hardliner zu gelten, schließt der Autor das Buch mit einem Kapitel, das die Überschrift »Ein versöhnliches Schlußwort« trägt. Darin fordert er die Zerschlagung der Gewerkschaften: »Thatcher-Methoden sind gefragt! ... Es ist – nach Machiavelli – weitaus weniger schmerzhaft, eine Brennessel schnell und mit einem Ruck auszureißen, als sie langsam aus dem Boden zu ziehen.« Das klingt sehr versöhnlich, und so ähnlich sieht es auch Klaus Harpprecht, Journalist und früherer Berater Willy Brandts, in einem Gastkommentar für die »Taz«. Die Gewerkschafter sollten sich »mit der 35-Stunden-Woche zum Teufel scheren«, die Alten solle man dafür in Ruhe lassen, meint der 76jährige.

Aber der klügere Teil der Bourgeoisie hat erkannt, daß Gewerkschaften, die noch schwächer sind als die derzeitige Trottel-Truppe, gar nicht mehr im Sinne des Kapitals sind. Der »Economist« beispielsweise wies unlängst in einem Artikel über die IG Metall darauf hin, daß es dank der Gewerkschaften in Deutschland kaum Streiks gibt: So seien zwischen 1991 und 2001 in den USA fünfmal mehr Arbeitsstunden durch Streiks ausgefallen als in Deutschland.

Das Hauptproblem sind also nicht mehr die Gewerkschaften, sondern die renitenten Rentner, genauer gesagt: die »teure, unbezahlbare Rentnerschwemme« (Klöckner). Angstausbrüche bekommt Klöckner, wenn er an die steigende Lebenserwartung denkt, »erschreckend ist vor allem die vom DIW prognostizierte Zahl der Hochaltrigen«. Das ist besonders arg, weil die »zunehmende Masse der Alten weiterhin fröhlich zum Arzt geht«.

Zwischen dreißig und vierzig Prozent der Kosten für medizinische Behandlung und Pflege fallen in den letzten beiden Lebensjahren an, manche sprechen sogar von sechzig Prozent. Wie sehr könnten die Sozialsysteme entlastet werden, wenn verantwortungsvolle Bürger auf diese beiden Jahre verzichteten! Das werden vielleicht nicht alle freiwillig tun. Was dann? Werfen wir noch einmal einen Blick in das versöhnliche Schlußwort. Dort heißt es, fettgedruckt in einem grau unterlegten Kasten: »Wenn man den Sumpf austrocknen will, darf man die Frösche nicht fragen!« Rezensenten, die ein literarisches Werk loben wollen, pflegen häufig zu sagen, es habe »den Zeitgeist getroffen«. Das gilt für dieses Buch in besonderem Maße.

Stefan Frank schrieb in KONKRET 9/03 über Tony, den Bläher

Konkret 10/03, S. 33

Stefan Frank

Wirtschaft im Herbst

Als ich im Juni 2002 schrieb, der US-Dollar werde fallen, lag ich damit sehr richtig. Als ich hingegen dieselbe Prognose ein Jahr später wiederholte, mochte sich der Dollar nicht mehr daran halten: Er stieg ziemlich schamlos und hatte sich im August um zehn Prozent vom Jahrestief entfernt. Was war passiert? Eine Trendwende zugunsten der US-Währung? Nein. Die Gründe, die den Dollar-Fall bewirkten, sind immer noch gültig, der langfristige Abwärtstrend intakt. Dasselbe gilt für die Aktienmärkte. Sie tendieren übrigens häufig in die gleiche Richtung wie der Dollar, und es scheint, als habe dieser durch die haussierenden Börsen Auftrieb bekommen.

Es ist aber ein Irrtum, anzunehmen, steigende Kurse deuteten auf einen Wirtschaftsaufschwung. Die stärksten kurzfristigen Aufwärtsbewegungen gibt es eigentümlicherweise immer innerhalb langfristiger Abwärtstrends. Das muß so sein, da es anderenfalls an der Börse nur Gewinner gäbe, wenn alle auf den Haupttrend setzen. Dafür aber ist sie nicht gemacht. Es muß sichergestellt sein, daß die Mehrheit immer verliert.

Sobald sich die Stimmung für den Dollar gebessert hat, kann er seinen Abwärtstrend fortsetzen. Allerdings gibt es nicht ganz unbedeutende Kräfte, die das verhindern wollen. Die japanische Notenbank druckt rund um die Uhr Geld, um eine die Exportindustrie schädigende Aufwertung des Yen zu verhindern, und auch die USA sind nicht tatenlos. Dort gibt es den »Exchange Stabilization Fund« und die 1988 von Reagan geschaffene »President's Working Group on Financial Markets« (»Plunge Protection Team«). Beide haben die Aufgabe, durch gezielte Interventionen heftige Ausschläge an den Aktien- und Devisenmärkten zu verhindern.

Die US-Zinsen machten im Juli einen Hüpfer. Daraufhin kam es am Rentenmarkt zu Verwüstungen, und zehn- bis zwanzigtausend Kunden verloren über Nacht ihre Baufinanzierung, nachdem die Hypothekenbank Capitol Commerce ihre Geschäftstätigkeit hatte einstellen müssen. Dasselbe Schicksal kann auch die beiden großen Wettbewerber Fannie Mae und Freddie Mac treffen. Die »New York Times« berichtete unter Berufung auf einen ehemaligen Fannie-Mae-Angestellten von hohen Verlusten, die dieser Konzern als Folge des Zinsanstiegs habe verbuchen müssen. Laut Bloomberg TV hat die Europäische Zentralbank sämtliche Anleihen der beiden Baufinanzierer verkauft und den nationalen Notenbanken geraten, das gleiche zu tun.

Durch den Zinsanstieg gingen die Refinanzierungen von Hypotheken um 80 Prozent zurück, die Konsumenten dürften als Folge mit dem Geldausgeben zurückhaltender werden. Nun beginnt der Oktober, über den der Börsen-Experte Mark Twain einmal sagte, er sei »einer der gefährlichen Monate, wenn man mit Aktien spekuliert. Die anderen sind Juli, Januar, September, April, November, Mai, März, Juni, Dezember, August und Februar«.

Konkret 10/03, S. 34

Sahra Wagenknecht

Hauptsache gsund

Die »Gesundheitsreform« nimmt ihren vorhersehbar schlimmen Lauf. Eine »Bürgerversicherung« könnte ihn beschleunigen.

Noch nie zuvor hat es in der fast 30jährigen Geschichte der Kostendämpfungsgesetze eine Gesundheitsreform gegeben, die Kranke und Versicherte schamloser zur Kasse gebeten hätte«, befand selbst das »Handelsblatt«. Die Rede ist vom sogenannten »Gesundheitskompromiß«, auf den sich Regierung und Opposition am 21. Juli verständigt haben. Tatsächlich ist besagter Plan zur Amerikanisierung des deutschen Gesundheitswesens der unverfrorenste Bruch der SPD mit ihrem früheren Leben als sozialreformistische Partei in der mit solchen Brüchen reich gesegneten fünfjährigen Geschichte rotgrüner Regierungspolitik.

In ungleich höherem Grade als heute schon wird die Frage von Gesundheit und Krankheit künftig wieder zu einer Frage der Bonität: Arztbesuche wird man sich leisten können müssen, ein Krankenhausaufenthalt nebst Medikation kann schnell ein kleines Vermögen verschlingen, und Zähne werden sich zumindest die in Arbeitslosigkeit oder Billigjobs Abgeschobenen künftig wohl eher wieder ziehen als mit teuren Kronen versehen lassen. Die als Modernisierung verkaufte Reform wirft uns in Verhältnisse zurück, die seit einem halben Jahrhundert Geschichte waren. Dennoch regt sich in der SPD nur noch müder Widerspruch, der wohl auch bald verstummt sein wird. 17 Fraktionsmitglieder haben sich in der innerfraktionellen Abstimmung zum Nein aufgerafft; im Bundestag waren es noch weniger.

Das Drehbuch, nach dem diese Reform Szene für Szene das Licht der Welt erblickte, bis das Endprodukt nahezu jeder für unausweichlich hielt, wurde von Profis geschrieben. Noch den vor knapp einem Jahr geschlossenen Koalitionsvertrag hatte Ulla Schmidt durch allerlei Phrasen über Solidarität im Gesundheitswesen und Ablehnung einer Zwei-Klassen-Medizin aufpoliert. Kurz darauf nahm unter Leitung des rührigen Lobbyisten Rürup jene Kommission ihre Arbeit auf, die die Öffentlichkeit ein halbes Jahr lang mit Greuelideen verschreckte: dem Plan einer gänzlichen Beseitigung der Arbeitgeberanteile etwa oder das Ersetzen der gesetzlichen Krankenversicherung durch Kopfpauschalen von 200 Euro, die dann natürlich nur eine Mindestabsicherung gewährleisten sollten.

Ende Mai schließlich legte Ulla Schmidt ihr Gesundheitsreform-Konzept auf den Kabinettstisch, das zwar deutlich an Rürup angelehnt war, in wesentlichen Fragen jedoch weniger weit ging und dadurch allgemeine Erleichterung auslöste. Zudem standen in dem Papier einige zweifellos nützliche Vorschläge, die Erstellung einer Positivliste wirkungsgleicher, aber billigerer Medikamente beispielsweise. Eine solche Liste hätte die Profite der Pharmakonzerne zwar sicher nicht nachhaltig geschmälert, schamlose Preistreiberei auf dem Arzneimittelmarkt, die wichtigste Ursache steigender Kassenausgaben, in Zukunft aber doch etwas schwerer gemacht. SPD-Kollegen, die die Abzocke und einseitige Belastung der Versicherten im Reformplan beanstandeten, wurden folgerichtig auf dessen annehmbare Seiten und die Unterschiede zum Rürupschen Maximalprogramm verwiesen. Schmidts »Gesundheitssystemmodernisierungsgesetz« atmete dadurch die für die sozialdemokratische Seele so wichtige Aura des »kleineren Übels«, das *Schlimmeres verhindern* hilft.

Damit war der Boden bereitet für des Gesundheitsdramas letzten Akt. Kaum war Schmidts Konzept in der Welt, wurde die Öffentlichkeit darauf eingestimmt, daß es bei ihm leider nicht bleiben könne. Seit die Mehrheitsverhältnisse im Bundesrat kippten, sitzt die CDU bei allen Gesetzen, die dessen Zustimmung bedürfen, de facto mit am Kabinettstisch – und auch die Gesundheitsreform ist zustimmungspflichtig. Diese Konstellation ist freilich alles andere als ein Klotz an Schröders Bein. Sie ist die ideale Basis zur Durchsetzung seiner Politik. Denn zum einen sind sämtliche in der Agenda 2010 versammelten Vorhaben so worttreu aus alten BDI-Papieren abgeschrieben, daß die CDU bei Strafe ihres Zerwürfnisses mit den Profitjägern nicht relevant zu mosern wagen darf. Zum anderen hat Schröder durch den faktischen Zwang zur Einigung mit der CDU ein wunderbares Alibi gegenüber innerparteilichen oder gewerkschaftlichen Kritikern, das selbst finsterste soziale Untaten rechtfertigen hilft. Diese Strategie hat mit der Gesundheitsreform ihre Feuerprobe bestanden; weitere Anwendungen stehen bevor, so die Zertrümmerung jener Reste gesetzlicher Altersvorsorge, die Riester im ersten Angriff noch unbeschädigt lassen mußte.

Wie absehbar, ist also in den Verhandlungen zwischen Seehofer und Schmidt ihr ursprünglicher Entwurf deutlich verschlimmert und Rürups Konzept angenähert worden. Insgesamt 23 Milliarden Euro sollen aus den Krankenkassen-Budgets durch die Reform bis 2006 herausfallen, bereits für 2004 sind, so Schmidts Ankündigung, Entlastungen von 9,9 Milliarden Euro vorgesehen. Was sich dabei hinter dem schönen Wort »Entlastung« verbirgt, sind allerdings nahezu ausnahmslos bloße Umverteilungen von Lasten. Lediglich geplante 1,5 Milliarden Euro gehen auf das Konto wirklicher Einsparungen bei den Leistungsanbietern. Der große Rest wird in Form von höheren Zuzahlungen, Sonderabgaben und Leistungskürzungen sowie höheren Rentnerbeiträgen auf die Versicherten abgewälzt. Von den angepeilten 23 Milliarden werden die abhängig Beschäftigten rund 16 Milliarden Euro direkt zahlen, davon schätzungsweise vier Milliarden Euro ab 2005 für Zahnersatz und fünf Milliarden Euro ab 2006 für das Krankengeld. Hinzu kommt der spezielle Raucher-Beitrag in

Höhe von 4,2 Milliarden Euro für einen neuen Bundeszuschuß an die notleidenden Kassen, der aus der Erhöhung der Tabaksteuer finanziert wird.

War die Ausgliederung des Krankengeldes aus der paritätischen Finanzierung bereits Teil des ursprünglichen Schmidt-Konzepts, ist die Sonderversicherung für Zahnersatz ein renditeträchtiger Erfolg der »Konsensgespräche«. Wer seine Zähne auch künftig versichern will, muß eine zusätzliche Police abschließen, was er privat oder auch bei einer gesetzlichen Kasse tun kann. Der Tarif richtet sich in beiden Fällen nicht mehr nach seinem Einkommen. In diesem kleinen Sektor, einem Einfallstor gewissermaßen, ist Rürups »Kopfgeld« bereits Realität geworden.

Hatte Schmidt noch die Vorstellung, daß Praxisgebühren nur anfallen sollen, wenn der Facharzt ohne Überweisung des Hausarztes aufgesucht wird, wird nun einmal im Quartal eine generelle Praxisgebühr von zehn Euro fällig. Es braucht nicht viel Phantasie, um sich das Ergebnis auszumalen: Geringverdienende werden in Zukunft oft wohl erst zum Arzt gehen, wenn anders nichts mehr geht. In vielen Fällen dürfte das die Behandlung nicht nur langwieriger und leidensreicher, sondern eben auch teurer machen. Die Praxisgebühr hat daher gute Aussicht, zu einem jener Spar-Bumerangs zu werden, die am Ende die Finanzmisere noch verschlimmern. Eher kostensteigernd wird wohl auch die Regelung wirken, daß Medikamente, die nicht verschreibungspflichtig sind, von den Kassen künftig überhaupt nicht mehr finanziert werden. Immerhin wird dadurch ein Anreiz geschaffen, auch in solchen Fällen harte (und daher verschreibungspflichtige) Chemie zu verordnen, wo es im Grunde ein einfaches Mittelchen täte. Denn letzteres dürfte oft mehr als jene zehn Euro kosten, die der Patient im Falle der Verschreibung maximal hinzuzahlen muß. Die Pharmakonzerne wird’s freuen. Ein noch großzügigeres Geschenk an deren Aktionäre ist die endgültige Beerdigung der Schmidtschen Positivliste, denn mit ihr stirbt auch der zaghafteste Versuch, der Preistreiberei auf dem Arzneimittelmarkt Grenzen zu setzen.

Trotz rüdester Umverteilung zu Lasten der Kranken muß daher bezweifelt werden, ob die Reform ihr Ziel, die Beiträge von derzeit 14,4 Prozent auf unter 13 Prozentpunkte zu senken, überhaupt erreichen wird. AOK-Bundesverbandschef Hans Jürgen Ahrens hat bereits angekündigt, daß die Entlastung von zehn Milliarden Euro im nächsten Jahr nicht über sinkende Beiträge weitergegeben werden kann, da sie gebraucht würde, »... um die aufgelaufenen Defizite und die weiter steigenden Ausgaben der Kassen auszugleichen«. Daß die Vorsorge für den Krankheitsfall für abhängig Beschäftigte in den nächsten Jahren so oder so erheblich teurer werden wird, ist gewiß. Wege, die Beiträge der Unternehmen zu senken, werden andererseits wohl gesucht und auch gefunden werden. Wenn das bisher beschlossene Paket dafür nicht ausreicht, streicht man eben weiter. Die Ziellinie hat Rürup in seinem Abschlußbericht markiert.

Ein alternativer Vorschlag, der jüngst von SPD-Generalsekretär Scholz aufgegriffen wurde, besteht im Umbau der lohnbezogenen Sozialversicherung in eine allgemeine Bürgerversicherung. Ganz sicher wäre die Einbeziehung sämtlicher Einkommensarten in die Sozialversicherung mehr als vernünftig. Dennoch sollte man genau hinsehen, was gemeint ist, ehe man Bürgerversicherungsvertreter mit Sympathie bedenkt. Denn es sind unter gleichem Titel sehr verschiedene Konzepte auf dem Markt.

Ein Ausweg aus der Finanznot der gesetzlichen Kassen in Richtung einer soliden Krankenversicherung jedenfalls wäre die Einbeziehung sämtlicher Einkommen nur, wenn die Beiträge erstens *einkommensabhängig* bleiben und zweitens so berechnet sind, daß sie nicht nur eine Minimalversorgung, sondern einen Vollschutz gewährleisten. Ein solcher Ansatz liefe auf eine allgemeine Versicherungspflicht in den gesetzlichen Kassen und damit auf die Abschaffung der privaten Krankenversicherung hinaus. Entsprechendes wurde Lauterbach, dem Urheber der Debatte, zwar unterstellt, von ihm aber eben auch als Unterstellung zurückgewiesen. Jedenfalls für eine Scholz- oder Schröder-kompatible Bürgerversicherung können derartige Ambitionen ausgeschlossen werden. Statt dessen kann das solidarisch-freundlich klingende Konzept auch lediglich auf Rürups Mindestsicherung hinauslaufen, zwar ebenfalls nicht durch Kopfpauschalen der abhängig Beschäftigten, sondern durch Einzahlungen aller finanziert, aber dies würde nichts daran ändern, daß eine bloße Minimalversorgung eben alle Versicherten zwingt – so sie irgend können – , sich zusätzlich privat zu versichern. Eine Bürgerversicherung nach diesem Strickmuster wäre keine Alternative zur Zwei-Klassen-Medizin, sondern ihre Manifestierung. Das »Handelsblatt« jedenfalls sieht schon eine ganz eigene Koalition entstehen: »Die Gewerkschaften fordern nachdrücklich, alle Erwerbstätigen in die Sozialversicherung einzubeziehen. Auch die Arbeitgeber hegen Sympathien, würden sie doch bei den Lohnnebenkosten entlastet.«

Unternehmerchef Hundt jedenfalls hat den Seehofer-Schmidt-Kompromis kritisiert und erneut gefordert, die gesetzliche Krankenversicherung »durch Entlastungen von mindestens 30 Milliarden Euro auf eine Basissicherung zu konzentrieren.« Rürups Kopfpauschale ist nicht der einzige Weg dahin. Auch eine »allgemeine Bürgerversicherung« könnte die Weichen in diese Richtung stellen.

Von *Sahra Wagenknecht* erschien soeben in der Edition Ost »Kapitalismus im Koma. Eine sozialistische Diagnose«

Konkret 10/03, S. 36

Bernhard Schmid

A votre santé

Gesundheitsreform auf französisch.

Eine große Reform pro Jahr, das ist doch ein guter Rhythmus«, wurde Frankreichs Premierminister Jean-Pierre Raffarin jüngst in Medienberichten zitiert. In Zeiten, da sich die Bedeutung des Begriffs »Reform« radikal gewandelt hat – früher einmal bezeichnete er die irrige Annahme, mit anderen Mitteln als der sozialen Revolution zum selben Ziel gelangen zu können – , ist für die subalternen Klassen klar, was Raffarins Statement bedeutet: Gefahr im Verzug. Ein weiteres Mal sollen sie dazu beitragen, daß die Reichen noch reicher und sie selbst noch zahlreicher werden.

Dieses Mal hat die regierende Rechte es auf das Gesundheitssystem abgesehen. Das ist in seiner bestehenden Form ein Produkt der »Libération« – also der unmittelbar auf die Befreiung von Nazi-Deutschland 1944 folgenden Epoche, in der die Kommunistische Partei drei Jahre lang das Land mitregierte und, obwohl stärkste Partei, den Juniorpartner der Gaullisten abgab.

»Die Regierung Raffarin wählt für die Gesundheit die gleiche Methode wie für die Renten«, titelte die Wirtschaftstageszeitung »La Tribune« Ende August. Die Drohung wird damit unmißverständlich, denn wie die Chose bei den Renten ausging, ist bekannt: Trotz heftiger sozialer Proteste beschloß das von den Konservativen dominierte Parlament am 24. Juli dieses Jahres eine »Reform«, die dafür sorgen wird, daß bei längeren Beitragszeiten – 42 statt bis dato 37,5 Beitragsjahre – niedrigere Pensionen herauskommen werden.

Als im November 2002 Sozialminister Fran□ois Fillon erstmals die Grundzüge der »Rentenreform« vorstellte, erklärte auch der Fraktionsvorsitzende der regierenden konservativen Einheitspartei UMP, Jacques Barrot (bis 1997 Arbeits- und Sozialminister), im Parlament, die Sécurité sociale, also der gesetzliche Krankenversicherungsträger, müsse sich künftig »auf schwere Krankheiten beschränken«. Alles übrige sollte privater Initiative überlassen bleiben.

Tatsächlich steht die konservative Regierung unter Handlungsdruck. Die gesetzliche Krankenversicherung schreibt rote Zahlen, und zwar immer fettere. Vor einigen Jahren, 1995, hatte sie ein Defizit von 50 Milliarden Francs (7,5 Milliarden Euro) erreicht. Damals entschied sich der bürgerliche Premier Juppé, die Kosten des Gesundheitssystems mittels einer Staatsaufsicht über die Verschreibepraxis der Ärzte und die Ausgaben öffentlicher Krankenhäuser zu dämpfen. Eine große Zahl von Klinikbetten vor allem in kleineren Städten wurde damals gestrichen, um die Aufnahmekapazitäten in mittelgroßen Ballungsräumen zu konzentrieren.

Was waren die Folgen? Einige Jahre lang hielten sich die Gesundheitsausgaben im Rahmen, dann aber sprengten sie ihn. In diesem Jahr wird ein neuer Rekord erwartet: Pessimisten rechnen mit einem Defizit von bis zu 16 Milliarden Euro für die Krankenversicherung, während notorische Optimisten noch an die offizielle Prognose von 9,7 Milliarden Miesen glauben und die 16 Milliarden erst im nächsten Jahr erwarten. Die Summe der Beiträge jedenfalls, aus denen die gesetzlichen Sozialversicherungen finanziert werden, sinkt auch in Frankreich unaufhörlich.

Das liegt weniger daran, daß dem Kapitalismus die Arbeit ausginge – in Frankreich hat die Einführung von Internet und Computertechnologie zwischen 1997 und 2001 insgesamt 1,7 Millionen zusätzliche Arbeitsplätze geschaffen. Das Mitte der Neunziger erreichte Rekordniveau der Arbeitslosigkeit wurde in diesen vier Jahren von zuvor 13 auf acht Prozent zurückgeführt, wenngleich es nun wieder steigt. Die Hauptursache der Finanzmisere liegt im systematischen Rückbau aller Formen der Teilsozialisierung gesellschaftlich produzierter Reichtümer durch die Verpflichtung zur Finanzierung öffentlicher Dienste und Sozialsysteme.

Die Sozialabgaben und Steuern, aus denen Kranken- und Rentenversicherung alimentiert werden, wurden nicht allein durch die wirtschaftsliberale Rechte immer weiter abgebaut. Auch die sozialdemokratische Regierung Jospin hat sie radikal reduziert, angeblich um den Wirtschaftsbossen die Einführung der 35-Stunden-Woche schmackhaft zu machen, die von ihr als »Jahrhundertdeal zwischen Arbeit und (modernisierungswilligem Teil des) Kapital(s)« geplant war. Daraus wurde nichts; die relative Verkürzung der Arbeitszeit wurde durch Leistungsverdichtung und Flexibilisierung der Arbeitszeiten schnell aufgezehrt. Geblieben ist ein Rückgang der Finanzierung der gesetzlichen Sozialsysteme. Für einen Lohn, der in der Nähe des gesetzlichen Mindestlohns liegt, führen die Unternehmen heute oft nur noch vier Prozent an Abgaben ab, gegenüber rund 30 Prozent vor einigen Jahren.

Wie marode das französische Gesundheitssystem mittlerweile ist, belegt die Bilanz der diesjährigen Hitzewelle. 11.500 Tote über der statistisch »normalen« Sterberate allein im August räumt mittlerweile sogar die Regierung ein, der schweres Versagen vorgeworfen wird; andere Quellen nennen noch höhere Zahlen. 80 Prozent der Betroffenen starben in Krankenhäusern und Altenheimen – ein Hinweis auf ihren miserablen Zustand. In einer Fernsehreportage des öffentlichen Senders France 2 konnte man live das Schicksal eines alten Mannes verfolgen, der eines morgens mit Hyperthermie – einer

bedrohlichen Erhöhung der körpereigenen Temperatur – ins Krankenhaus eingeliefert worden war; bis zum Nachmittag hatte sich noch niemand um ihn gekümmert, woraufhin er beschloß, nach Hause zu gehen. Noch auf dem Parkplatz des Krankenhauses brach er zusammen; sein Zustand ist kritisch. Neunstündige Wartezeiten in der Notaufnahme waren in diesem Sommer keine Seltenheit. Und oft standen nicht einmal Ventilatoren oder Kühlvorrichtungen zur Verfügung, bis die Regierung schließlich mit zweiwöchiger Verspätung am 13./14. August einen Notfallplan mit Zwangsverpflichtungen von Pflegekräften in Kraft setzte.

Wo dringende gesellschaftliche Bedürfnisse offenkundig nicht befriedigt werden, wittern manche einen Markt: in diesem Fall eine einflußreiche Fronde aus Versicherungskonzernen und privaten Dienstleistern. Mit Denis Kessler, dereinst Maoist und heute ein besonders scharfer Verfechter einer Durchkapitalisierung der Gesellschaft, stellen sie seit Anfang des Jahrzehnts die »Nummer Zwei« des mächtigen Arbeitgeberverbands Medef. Kessler regte an, die Nutzer von (bisher gesetzlichen) Krankenversicherungen sollten als zahlende Kunden an private Anbieter verwiesen werden – das sei durchaus nicht unsozial, denn die Bezieher geringer Einkommen könnte man ja aus dem Steueraufkommen der öffentlichen Hand subventionieren, damit sie die Dienstleistungsunternehmen bezahlen können.

Mit Widerstand muß die Regierung nicht rechnen: Anläßlich des Auslaufens der Streikbewegung gegen die »Rentenreform« im Frühjahr hatten viele Ausständische geschworen, im Herbst würden die sozialen Kämpfe wieder ausbrechen, sobald es dem Gesundheitswesen an den Kragen gehe. Die regierende Rechte hat das mitbekommen. Staatspräsident Chirac hat deswegen in seiner Rede zum Nationalfeiertag erklärt, es werde »keine große Reform des Gesundheitswesens« geben, sondern viele kleine Reformschritte in den kommenden drei Jahren. Warum auch sollte man sich die Arbeit unnötig schwer machen?

Berngard Schmid schrieb in KONKRET 7/03 über die EU-Intervention im Kongo

Konkret 10/03, S. 38

Mathias Wedel

Kunst & Gewerbe

Ossis entsorgt

Man darf bereits einen Abgesang schreiben: Die Ostalgieshows im Westfernsehen verschwinden langsam wieder im Dauerrauschen des Mediums und verkrümeln sich zwischen Kochduellen, Ausgesetzte-Hunde-Vermittlungssendungen und Gerichtsshows. Da werden sie sich noch ein paar Wochen halten, und vielleicht schaffen es dann sogar noch Regina Thoss und Günter Schabowski bis zur Zeitzeugenschaft auf einem dieser hufeisenförmigen Sofas. Dann aber ist endgültig Schluß – das Sammelgebiet hat seine Grenzen; es gibt nichts mehr her. Dann sind die Ostdeutschen medial entsorgt, und bevor nicht dreißig Jahre vergangen sein werden, kräht kein Redakteur mehr nach ihnen. Vielleicht gibt es irgendwann, wenn das putzige Völkchen zwischen Oder und Elbe sich mangels Arbeit, Sexualtrieb und Nachkommen aufgelöst haben wird – von einigen Exemplaren in Dresden oder Leipzig abgesehen – eine anständige Leichenfeier im Dom zu Speyer. Und das war's dann.

Der Höhepunkt war überschritten, als unsere Kathi sich auf RTL an ihrer Federmappe festklammerte, sie beäugte, beschnupperte und am Reißverschluß zippelte. Sie enthielt noch die Faserschreiber aus der 1. Klasse. Frau Witt drückte das Etui gegen den Busen, kicherte und wollte es partout vor der westdeutschen Öffentlichkeit nicht öffnen, weil es »noch Namen von damals« enthielt, von der kleinen Kathi einst mit wahrscheinlich bebender Hand hineingekritzelt. Was kann nach dieser innigen Szene noch kommen? Nudossi und Nutella mit verbunden Augen erraten hatten wir auch schon, »Rennpappen« sind in Kolonnen durch die Studios gefahren, Spreewaldgurken wurden faßweise verdrückt, und auch an Henry Maskes altem Trainingsanzug haben wir schon schnuppern dürfen. Alle Sehnsüchte sind befriedigt.

Wenn es denn überhaupt welche gab. Glaubt man »Superillu« – einem auf die Zone beschränkten wöchentlichen Massenblatt, das der bayerische Chefredakteur erfolgreich als Kampforgan ostdeutscher Identität etablierte – , sind die Ossis nunmehr von tiefer Genugtuung erfüllt: Endlich bestehen sie nicht mehr nur aus Carmen Nebel, Gregor Gysi und Wolfgang Stump. Endlich fragt sie ganz Deutschland, ob sie etwa auch früher schon Kondome hatten, wohin sie beim Campingurlaub koteten und wer eine gewisse Ute Freudenberg war. Endlich sind sie richtige Menschen »mit einer Vergangenheit«, und zwar einer, die zum Piepen war, und müssen den Westdeutschen nicht mehr beweisen, daß sie auch gelebt haben!

Vielleicht ist das der Wiedervereinigungslügen letzter Teil (denn kann man noch tiefer greifen?). Jetzt also soll eine Katharsis stattfinden: Die Ostdeutschen werden medial zur Brust genommen, und die Westdeutschen entdecken sie als ihresgleichen, sozusagen als das skurrile, durch allerlei Macken, Handycaps und Geschmacksverirrungen leicht beschädigte Pendant des Deutschen Volkes. Auch sie hatten Stimmungslieder und irgendwann eine erste Waschmaschine (in der man 200 Bockwürste gleichzeitig erhitzen konnte!), alberne Modenschauen und hilflose Mittel gegen Haarausfall. Also, jetzt sind wir endlich alle Deutsche. Nur daß es die Ostdeutschen nicht mehr interessiert.

Denn die haben in den letzten 13 Jahren erleben können, was ihnen ihre Verwandtschaft eingebracht hat. Die Betriebe wurden aufgekauft und geschleift, massenhaft Arbeitsplätze vernichtet. Die sozialen Systeme wurden annähernd ersatzlos abgeschafft. Sie wurden kollektiv zu Handlangern eines quasi faschistischen Regimes erklärt. Man unterwarf sie ideologischer Kontrolle und der Alimentierung durch die Westdeutschen. Und es gibt kein Projekt, das Ostdeutsche und Westdeutsche verbinden könnte. Das alles ist nicht dadurch aufzuwiegen, daß »Ata« rückwirkend zu einem effizienten und ökologisch vorzüglichen Universalscheuermittel erklärt wird.

Die Medien haben seit 1990, was die Sicht auf die Ostdeutschen betrifft, den westdeutschen Massengeschmack erzeugt, um ihm anschließend sozusagen »notgedrungen« zu folgen. Zuerst haben sie die Blutsbande zwischen den Deutschen neu geknüpft, die Rasse wieder entdeckt und die Geschichtsrevision gefeiert. Dann haben sie die Ostdeutschen nach Tätern und Opfern sortiert und sind losgezogen, möglichst viele Täter an ihren Wohnungstüren zu stellen. Dann haben sie lange die dräuenden Gefahren für die Demokratie durch Stasi-Seilschaften, alte Kader und die PDS beschworen. Und als ihre Zuschauer auch das nicht mehr wollten, sind sie ihnen entgegengekommen und haben im Osten massenhaft Massengräber für westdeutsches Geld gefunden. Jetzt füllen sie ihre Studios mit Busladungen aus Köln oder München, wo hyperaktive Jungpioniere die braven Westbürger nötigen, sich DDR-T-Shirts überzuziehen, mit Winkelementen zu wackeln und zu »Alt, wie ein Baum« mit den Füßen zu stampfen.

Mit den Ossis hat das Spektakel nichts zu tun. Sie haben keine Sehnsüchte mehr, nicht mal welche, die nach hinten losgehen. Natürlich wehren sie sich auch nicht dagegen, wenn Achim Mentzel, Gregor Gysi oder Dagmar Frederic als ihre elenden Ebenbilder vorgeführt werden und man sie zu der grauenvollen Rockmusik von damals beglückwünscht. Denn Ossi wehrt sich nicht. Ossi ist fertig mit sich und der Welt. Ihm ist es schließlich auch egal, ob das nun »seine« Welt war, die da durchgehechelt wird, oder ob es bereits die Welt der Westdeutschen ist. Nur die Feuilletons erklären, daß die Farben

nicht stimmen, daß der Osten viel grauer war, aschiger und älter. Und wenn wieder ein Spitzensportler auf dem Sofa sitzt und gesteht, er habe heimlich Fluchtgedanken gehegt, hebt Ossi das Köpfchen. Und dann senkt er es wieder.

Am lustigsten waren die Ostshows immer dann, wenn die Moderatoren erklären mußten, daß nicht alles gut war in der DDR. Gunter Emmerlich als personifizierter Widerstand erledigt das im Dauervertragsverhältnis für den MDR. In RTL fand sich eine Frau, die als Halbwüchsige von den Russen interniert wurde. Doch wann singt ein kleiner Chor aus Margot Honeckers Zwangsadoptierten das schöne Lied »Unsre Heimat«? Wann darf ein Schließer aus Bautzen sein erstes Mofa mit ins Studio bringen? Und wann erzählt Markus Wolf, wie er sich als Hobbykoch half, wenn es keine orientalischen Gewürze gab? Wahrscheinlich kriegen wir all das nun gar nicht mehr zu sehen. Eins der Programme ist sogar schon unmerklich aus der Verklärung der Vergangenheit in die Verklärung der Gegenwart gerutscht: Gysi will uns beim nächsten Mal »mein Pankow« zeigen.

Diszipliniert hat sich die quietschige Moderatorin Andrea Kiewel in der Ossi-Show des ZDF ihres Auftrags erledigt. Sie beendete den humorigen Blick auf die 17 Millionen Spreewaldgurken, die einst DDR-Bürger waren, mit dem Befehl an uns alle: »So, wie es heute ist, ist es gut.«

Konkret 10/03, S. 39

Kunst & Gewerbe

Tetra-Pack

Veranstaltungsankündigung der Berliner Gruppe »Vollei«, 24. August 2003

Betreff: Kracher

Die Koch-Performance »Vollei« der Künstlergruppe Vollei setzt sich am 1. September 2003 am Gelände des Holocaust Denkmals Berlin mit der industriellen Judenvernichtung und deren unmittelbaren Folgen für die Beziehung zwischen Juden, Palästinensern und Deutschen auseinander. Unter dem Motto: »Volksverköstigung: große Tetrapackverbrennung mit Büchereinheizung, oder, der Tetrapack ist ein Meister aus Deutschland – praktisch, sauber, keimfrei!« wird von den Künstlern eine (post)dadaistische Huldigung an den (post)industriellen Fortschritt zelebriert.

Die Performance wird als »Volksverköstigung« zur Lunchtime mit industriell hergestelltem Essen spielen. Dabei wird der

Beziehungszauber zwischen Standardisierung und Vernichtung ganz unmittelbar eßbar gemacht werden. Die Künstler stellen damit zum Jahrestag des Ausbruchs des Zweiten Weltkrieges die Frage, wie die industrielle Vernichtung von Menschen im Dritten Reich bis heute die Beziehung von Juden, Palästinensern und Deutschen determiniert.

Dabei werden 1 Liter Tetrapackkartons Vollei, die mit der Aufschrift »Jude« in Fraktur und »Palästinenser« auf Hebräisch versehen sind, neben der Baustelle des Holocaust Denkmals Berlin von einer altarähnlichen Maschinerie zerhäckselt. Daraus werden dann die Rührei-»Gerichte« »Judith«, »Sarah«, »Rebecca« oder alternativ Rührei- »Gerichte« mit palästinensischen Frauennamen gekocht und angeboten. Die Performance vereinigt Bücher nicht mehr verlegter Autoren und Kochkunst zu einem quasi-sakralen Event, in dem die Zuschauer nicht nur ihr ganz spezielles Vollei-Gericht kostenlos bestellen können, sondern auch unmittelbar am Ablauf der Performance beteiligt werden. Als anfeuernder Moderator sind Michel Friedman, Arthur Kuggeleyn und Harald Schmidt angefragt. Die Performance findet am 1. September 2003 gegenüber dem Gelände des zukünftigen Holocaust Denkmals statt.

Henryk M. Broder auf »Spiegel Online«:

Am Jahrestag des Kriegsbeginns will eine Berliner Künstlergruppe am Gelände des Holocaust-Mahnmals Vollei-Tetrapacks mit den Aufschriften »Jude« und »Palästinenser« zerhäckseln. Dann soll die Masse gebraten und verzehrt werden – als Protest gegen den Nahostkonflikt und die Din-Normisierung der Welt ... Hinterher sind die komplexen Beziehungen zwischen Juden, Palästinensern und Deutschen geklärt und dem Frieden im Nahen Osten steht nur noch die Frage im Wege: Wohin mit dem Müll?

Die Idee zu der Performance, erzählt Ralf Fuss, habe sich ergeben, als er und Hans-Martin Rieger eines Tages in einem Metro-Großmarkt Alkolika kaufen wollten und plötzlich vor einem Regal mit »Vollei«-Tetrapak-Kartons standen. »Wir fanden das so absurd, daß wir dachten, da müssen wir was machen.« Denn: »Tetrapack ist das Symbol für die Verdinomisierung der Welt.« Und eine Welt, in der die Din-Norm regiert, ist auch eine Welt, in der Menschen industriell vernichtet werden. »Die Nazis haben ihr Ziel erreicht.«

Gebeten, den Zusammenhang zwischen der Din-Norm und der industriellen Vernichtung von Menschen genauer zu erklären, holt Fuss weit aus: »Das Ganze berührt viele Aspekte, es geht unter anderem um einen Mediendiskurs, es geht um Tabuisierung und Enttabuisieruing«, und es geht um solche »lustigen Gestalten wie Michel Friedman, die die Antisemitismus-Keule so lange schwingen, bis sie selber von einer Keule getroffen werden«. Man müsse sich nur mal die »Tagesthemen« angucken, »da sitzen die Anne Wills dieser Welt und empören sich über die Dinge, die in der Welt passieren«, was wiederum Fuss und Rieger völlig »absurd« finden: »Der Mediendiskurs ist genauso genormt wie ein »Vollei-Tetrapack-Karton.«

Nun wollen sie aber selbst in den »Mediendiskurs« eingreifen und dabei »mindestens 50 Vollei-Kartons köpfen« ... Am 1. September, dem Jahrestag des Kriegsbeginns, am Gelände des Holocaust-Mahnmals soll Eitunke in Strömen fließen. Die beiden hoffen auf ein großes Echo in den Medien, die sie sonst verachten, und werden es wahrscheinlich auch bekommen, denn es geht nicht darum, die schrecklichen Folgen einer langen Hitzewelle auf zwei Wirrköpfe zu dokumentieren, sondern um die Beziehungen zwischen Juden, Palästinensern und Deutschen. Nur die Polen sind nicht dabei, obwohl die doch seinerzeit überfallen wurden.

Pressemitteilung der

Gruppe »Vollei« 28. August 2003:

Solschenyzin hatte es schwer in der UdSSR. Vollei-Kunst hat es schwer in Berlin. Die geplante Performance am Tage des Beginns des Zweiten Weltkrieges mußte abgesagt werden, da das Straßen- und Grünflächenamt des Bezirksamts Mitte die entsprechende Genehmigung verweigerte. Die Begründung: »Der Aktion fehlt es an dem erforderlichen öffentlichen Interesse an dieser Kunstperformance.« Falsch, wie Presseberichte z.B. auf »Spiegel Online« und der Diskurs belegen, den die Künstler mit Personen wie Hendryk (!) M. Broder ... führten.

Konkret 10/03, S. 41

Hermann Peter Piwitt

Von den wegbrechenden Beständen

Kultur-Kolumne

Ansonsten«: Das Wort war schon mal in Gebrauch. Die Älteren werden sich erinnern: »Ansonsten, Herr Lutter / ist alles in Butter / ansonsten ist hier alles okay.« Irgendwann Anfang der fünfziger Jahre war das. Und bedeutete: Eigentlich läuft alles ziemlich beschissen. Aber den Spaß lassen wir uns nicht verderben. »Spaß«, wie das damals hieß. Noch nicht »fun«. Inzwischen hat »ansonsten« überall das alte »sonst« ersetzt. Sogar in den Nachrichten, in wissenschaftlichen Abhandlungen. Es ist so dumm wie »nichtsdestotrotz«; aber niemand stört sich daran. »Ansonsten starben bei dem Anschlag ...« Ein neckischer jambischer Hopser. Hoppla ja. Und gleich alles halb so schlimm.

»Der australische Sommer dieses Jahres gehörte zu einem der trockensten der Geschichte«, meldete am 9. Dezember 2002 »Brisant« in der ARD. Wer früher Maurer oder Schneiderin werden konnte, muß heute bei Medien- und Kommunikationsindustrie sich verdingen. Manches leidet darunter. Nicht zuletzt der Genitiv. »Welcher Mann könnte sich diesem Anblick erwehren?« Dem Seelenheil wird gedacht. Man bedarf ihn nicht mehr.

Und erst die nachmittäglichen Gerichts-Comedys! Wie neckisch sie daherstelzen, die Richter Hold und Herz: »Am 25. Februar diesen Jahres ...« »Richtig« kommt der zweite Fall dann, wenn er falsch ist: »Direkt gegenüber des Hauses ...« Schafft ihn ab, dem Genitiv. Nehmt endlich Rücksicht auf die Millionen Behinderten, über deren Kräften er geht!

In den Serien Förster, katholische Pfarrer, gewitzte Ordensschwestern. Als würde nur ihnen noch zugetraut, Werte verläßlich zu vermitteln. Und Grafen und Barone ... Wir sind zurück in den fünfziger Jahren. Und die Dichter fleißig mit dabei. Wer immer es schafft, das »von« eines verkrachten Predecessors in den Doppelnamen zu hieven, bedient sich. Ersparen wir uns Namen. Es verkauft sich. Wie nobel einmal Ditfurth, Derschau oder Schönherr sich von solchen Fetzen trennten! Damals, als Scham noch nicht unter die neurotischen Störungen gezählt wurde. Eine Ildiko von Kürthy, bislang verheerendster Fall von SBrechdurchfall im Buchwesen, sieht das anders.

Ach, und auch du, mein Sohn, Herbst, bekennst Dich wieder zu deinem »richti- gen« Namen. Von Ribbentrop. Na denn. Glück auf.

Angezogen vom Verlagsversprechen, daß es sich um einen Roman aus der Wirtschaft handle, gelesen: Ernst Wilhelm Händler: *Wenn wir sterben*. Was der Verlag ankündigt, stimmt. Und schon mal selten genug: Daß man derzeit von Romanfiguren überhaupt mal erfährt, wo und wie sie ihr Geld verdienen. Also erwartet man einen Kolportageroman. Aber der Autor ist ein Stilist von Gnaden; und löst seinen so raren wie kruden Stoff in der Säure dieses hochqualifizierten Stils auf. Wie wir wirtschaften und verwirtschaftet werden, verliert sich in einer stilistischen Endlos-Girlande. Schade. »Ich habe noch keinen Schriftsteller gesehen, der einem Bankier Vorhaltungen gemacht hätte. Ich habe überhaupt noch nie einen gesehen, der sich mit Bankiers beschäftigte«, schrieb einmal der Romancier und Essayist Bernard von Brentano (1901-64). – Gewiß, es geht nicht mehr wie bei Balzac. Aber wie geht es?

Häppchen über Tag, Häppchen zum Schlafengehn: Aus dritten Kulturprogrammen des Hörfunks sind Party-Services geworden. Vierdreißig Wortbeiträge und Musik jedes Genres liefert NDR-Kultur sechs Stunden nacheinander, als säßen nur noch schwerkranke Senioren vor dem Lautsprecher, denen eine Sonate im Stück körperlich nicht mehr zuzumuten ist. Mit »Musik für Genießer« hat Klassik-Radio es vorgemacht mit seinen zum happy sound hochgewichsten Einspielungen. Und alsbald ging man in die Knie. Und alles ohne Not; denn Verfassungsgerichtsurteile garantieren den Bestand von Minderheitenprogrammen.

Nebbich; denn inzwischen ist eh alles »klassisch«. Es gibt noch die Übertragungen von den Musikfestspielen, das Vormittagskonzert. Und ab 23 Uhr geht es »Klassisch in die Nacht«. Aber das sieht dann so aus: Ein bißchen Bach; folgt der »Kultwriter mit Gespür für offene harmonische voicings«. Womit? Mit Piano-Bar-Shit. Eine Prise 19. Jahrhundert. Und schon ist der »Grenzgänger der Cross-over-Musik«, Nigel Kennedy, pentatonisch da, als gehe es darum, vor dem Exotik-Regal Dithmarscher Supermärkte Eierstöcke zu entfachen. »Klassisch« sind die Soundtracks von »Gladiator« und »Ein unmoralisches Angebot«. Nur die klassische Moderne ist nicht klassisch; denn sie kommt so gut wie nicht vor. Kein Berg, kein Webern ... Mit Satie, scheint es, hat die Moderne aufgehört und geht weiter mit Glass und Webber. Wenn denn überhaupt Titel und Komponisten noch genannt werden; und alle Musik nicht einfach am Ohr vorbeigeht das heißt, am Arsch, das heißt, am Arsch mit Ohren.

Was ist passiert? Klassisch ist, wenn wir uns dabei wohlfühlen und nicht genug davon kriegen können. Der »Spiegel« hat es im Sommerloch wissenschaftlich festgeschrieben: Ohr und Gehirn sind fürs vertraute tonale System geschaffen. Das heißt, fügt sich das Fühlen von Musik der Oktave und ihren Haupttönen, ist das ganz einfach natürlich. Und das Natürliche hat nun mal recht. Beirrt zum Beispiel reagierten schon Säuglinge auf »Dissonanzen«, den »unpassenden Ton«. (Und

Mütter geben keine Milch?) Klar, daß die Klassiker der Moderne damit verschissen haben. Genießen, so der »Spiegel«, könne man deren Töne kaum. Sie klängen für die meisten Menschen einfach nicht harmonisch, sie täten einfach weh.

Wer immer dagegen Rührung, Tröstung, Ausgelassenheit, Ekstase auslösen will, soße füglich nur weiter herum zwischen Dominante, Subdominante und Tonika, egal ob gregorianisch, karibisch oder minimalistisch.

Pop? Die Grimasse, die Pop einmal versteinerten Verhältnissen zog, ist längst Erkennungsmerkmal der Steinzeit selbst geworden, ihres Kitsches und ihrer Konventionen.

Komponisten erfanden und entdeckten einmal, welche Tonfolgen und Dreiklänge welche Stimmung machen. Inzwischen ist alles bereitgestellt. Jeder Anfänger weiß die entsprechenden Muster dafür abzurufen. Bedient sich. Und saugt aus den ausgelutschten Knochen der Tonalität immer noch mal einen Rest von Piano-Bar-Besänftigung. Schmerzvermeidungsmusik.

Musik, die nicht wehtut, ist wie »lesbare Literatur«. Als sie vor Jahren von Verlagslobbyisten öffentlich eingefordert wurde, war klar, daß das der Form nach Angebiederte wieder Naturton sein sollte; denn es sicherte Umsätze und Arbeitsplätze. Und das im Bedarfsfall geradezu »klassisch«.

Ich lese »lesbare Literatur« nicht. Das ist Rest-Reich. Vertane Zeit. Berufsschriftstellerei.

Wie sie in Österreich bedächtig und vermessen seit rund zwei Jahrhunderten ihre Avantgarden weiterschreiben, interessiert mich.

Von Hermann Peter Piwitt erscheint im Herbst im Revonnah Verlag, Hannover, »Steinzeit. Notate zur Nacht 1989 bis 2002«

Konkret 10/03, S. 42

Klaus Theweleit

Was mit Augen zu sehen ist ...

... aber ungesehen bleiben soll. Männerphantasien, die »Wehrmachtsausstellung« und Adornos Gewaltbegriff vor dem Hintergrund von Pasolinis »Salò oder die 120 Tage von Sodom«.

Erklärtermaßen sollte »Salò oder die 120 Tage von Sodom« Pasolinis letzter Film sein. Er wollte nicht mehr filmen. Warum? Eine Frage, die unbeantwortet blieb. In Italien war der Film längere Zeit verboten bzw. etwas, das man »unerwünscht« nennt. In Deutschland ist der Film 2003 neu in die Kinos gekommen, nach langer Abwesenheit und einem nur kurzen Durchgang durch deutsche Kinos Ende der siebziger Jahre. Ich habe ihn auch erst 2003 wieder gesehen, als Teil eines Seminars über italienischen Film – Studenten hatten mit einiger Mühe eine Videokopie besorgt.

»Salò« ist ein beinah ungesehener Film; ein Film, der fast nur in Büchern existiert. Und von dort aus in Köpfen geistert, ein unbestatteter Untoter, eine gequälte Seele zwischen den Welten, eine Seele in den Reichen von de Sade und Kurt Cobain; sie treffen sich bei Bill Burroughs und hören Platten von Nirvana und diskutieren die Menschen und ihr Gewaltproblem. Es gibt einiges zu entdecken in diesem Film.

Männerphantasien via Salò

Die rasenden Verkehrungen der Sexualstruktur, die aus Tötungen Befriedigungen erzielen, habe ich im Buch *Männerphantasien* dargestellt und zu »begreifen« versucht, vornehmlich im zweiten Band. Geschrieben sind dessen Texte 1975/76, fast gleichzeitig mit der Entstehung, dem Schnitt und der Edition von Pasolinis »Salò oder die 120 Tage von Sodom«. Als ich 1978 »Salò« im Kino gesehen habe, nur einmal, und dann bis 2003 nicht mehr, habe ich nicht gleich gesehen, begriffen oder erkannt, daß dieser Film genau die Verhaltensweisen im Bild enthält, an deren Beschreibung und »begrifflicher Fassung« ich seit Jahren arbeitete; arbeiten *mußte,* spätestens seit mir aufgegangen war, daß ein halbwegs aushaltbares Leben im Land der Judenmörder nicht möglich sein würde ohne einen Zugang zu deren spezifischer Gewaltstruktur; ohne eine praktische wie theoretische Arbeit an der Psychostruktur der Elterngeneration, die diese selber so standhaft wie radikal verweigerte, oder besser: anti-radikal. Das schloß eine Bearbeitung eigener Gewaltstrukturen ein, d. h. ein Leben, das nicht so grundsätzlich verschieden wäre von dem der Eltern, ein Leben mit Frau und Kindern also, aber nicht als eins der Wiederholung der elterlichen Familienstrukturen, sondern als eins der möglichsten Abweichung von diesen. Ein Leben, in das hinüberrettbar war die unstreitige Fürsorge, mit der sie sich um einen »gekümmert« hatten (– wieso aber um gewisse *andere Menschen* gar nicht?).

Was dabei herauskam in *Männerphantasien* ist sowohl eine Dokumentierung wie eine analytische Beschreibung der Gewaltausübung von Herrschenden, deren spezifische Tötungslust zwar in den deutschen Faschisten der vierziger Jahre sich am eklatantesten zeigte, aber durchaus nicht auf die Protagonisten dieses einen, besonders fürchterlichen Regimes sich beschränkte. Hinter den Taten der faschistischen Vernichter der europäischen Juden wie auch der deutschen Arbeiterbewegung glaubte ich eine historische Universalie zu sehen, entwickelt in bestimmten Männergesellschaften von den alten Griechen an (und vielleicht auch noch anderswo vorher), die eine bestimmte Struktur des männlichen (wie auch des weiblichen) Körpers hervorgebracht haben; eine über mehrere Jahrtausende relativ stabile Psychophysik, die es nahelegte, mit psychoanalytischen Kategorien, besonders aus der Psychoanalyse der Kleinkind-Entwicklung an sie heranzugehen. Erweitert durch bestimmte sozio-philosophische Einsichten französischer Theoretiker, besonders Deleuze, Guattari und Foucault, zur gesellschaftsgenerierenden Kraft bestimmter Körperstrukturen, die auf institutionalisierte Weisen (Schulen, Sport, Fabriken, Gefängnisse, Militär etc.) in den einzelnen Körpern erzeugt worden sind und – heute modifiziert durch diverse neue Technologien – weiter erzeugt werden.

Auf genau diese universelle Struktur zielt Pasolinis Film; was mir, wie gesagt, beim ersten Sehen nur partiell aufging; wahrscheinlich aus den üblichen Konkurrenzgründen unter Arbeitern »gleicher Richtung«, die einem so oft den Blick für vernünftige Koalitionen verstellen. In einer Diskussion im Hamburger Institut für Sozialforschung bestritt mir Jan Phillip Reemtsma (wahrscheinlich aus ähnlichen K-Gründen) dezidiert den »Anspruch« auf eine Art universeller Gültigkeit und damit »Anwendbarkeit« der Ergebnisse der *Männerphantasien* auf andere Gewalt- und Folter-Lust-Vorgänge in der Welt. Er wollte sie auf die deutschen soldatischen Männer der 20er, 30er und 40er Jahre eingeschränkt sehen.

Diese Einschränkung kommt mir inzwischen noch weniger angebracht vor als vor ein paar Jahren. Meiner Meinung nach verstellen sich die Gewaltforscher vom Hamburger Institut damit bis heute einen weiterreichenden Zugang zu den verschiedenen Gewaltvorgängen auf der Welt; ob im Ostfeldzug der deutschen Wehrmachtssoldaten, bei der Beschreibung der Folter in Argentinien, Afrika, im Irak oder in Indonesien. Sie sollten Pasolinis Film noch einmal ansehen; man kann es jetzt wieder; vielleicht helfen ja *denkende Bilder*, wo Wörter und Theorien an ihre Wahrnehmbarkeitsgrenzen stoßen. Mir blätterte sich Pasolinis Film jetzt auf wie ein überreiches exaktes Theoriekompendium der schrecklichsten Formen von

Gewaltausübung durch Herrscherschichten; ein Film, der es fertigbringt, dem Lachen des Folterers ins Gesicht zu sehen und dies Gesicht, die eigene Affiziertheit registrierend, radikal zurückzuweisen.

Da Pasolini, anders als ich, weder auf Studentenbewegung noch auf Frauenbewegung noch auf eine Familie oder einen anderen Lebensverband irgendeine Hoffnung setzte, sondern sie als gleichermaßen bürgerlich-egoistisch abtat, war der Schritt, den er mit »Salò oder die 120 Tage von Sodom« tat, auch einer in eine schwer abwendbare gesellschaftliche Isolierung und Verzweiflung. Er wollte nicht mehr filmen, sagte er; Film war an eine schwer zu erweiternde Grenze des Darstellbaren gestoßen. Er wollte wieder mehr schreiben. Zu gerne wüßte ich, welche Wendung die Produktion Pasolinis in den folgenden Jahren genommen hätte. Nichts zu produzieren wäre ihm unmöglich gewesen, wie für alle Hochenergetiker seiner Art. Wir können davon nichts wissen. Die posthume Publikation seiner im Jahre 1975 schon bestehenden Romanfragmente hilft da nicht viel weiter.

Die Unmöglichkeit der Seriosität

Pasolinis Betonung der »Unmöglichkeit von Seriosität« bei der Darstellung der universellen faschistischen Performance- und Neugeburtsfolter ist von größter Bedeutung. »Seriosität« ist eine Falle, in die bis heute sowohl die universitären Wissenschaften gerannt sind und rennen, wie auch andere Institute, die nichts so sehr wollen, wie »ernstgenommen« werden von den »maßgeblichen« Institutionen der Gesellschaft und deren Repräsentanten. Die Selbstkasteiung, die Jan Phillip Reemtsma mit der »Reinigung« der Konzeption der sogenannten Wehrmachtsausstellung vorgenommen hat, ist ein eindringlicher Beweis. Der Kern der alten Ausstellung – das war der auf den Fotografien deutscher Wehrmachtssoldaten dokumentierte Vorgang des erlaubten, *freudespendenden* Fotografierens von Mordakten an den »slawischen« Bevölkerungen Polens, Rußlands, des Balkans und an Juden – genau die freudige Inszenierung des Tötens/Fotografierens – wurde getilgt; die Vergrößerungen dieser Fotos wurden aus der Ausstellung entfernt, die Fotos auf ihre originale Kleinbildgröße zurückgebracht, auf der wirklich sehr wenig zu erkennen ist; so funktioniert »Authentizität« gerade nicht! – dafür gibt es eine Inflation gut geprüfter und sicherlich total fehlerloser kommentierender und erklärender Texte, präsentiert in einem Ambiente von klinischem Weiß, das psychisch in die Welt von Waschmittelwerbungen entführt.

Das »höhnische Lachen des Folterers«, das Töten als fotogenes Freizeitvergnügen, mit anderen Worten: das *Staging von Hinrichtungs-Akten*, bevor die Soldaten auf den Auslöser klickten, das die alte Ausstellung gezeigt hatte, hat Reemtsma entfernt: wegen einiger unkorrekter Bildunterschriften, die mit Leichtigkeit zu korrigieren gewesen wären, ohne daß die Glaubwürdigkeit der Ausstellung, die Validität ihres Kernmaterials, im geringsten gelitten hätte. Genau das, was die Soldaten & ihre Kameras *gedacht* hatten beim Fotografieren, gedacht und gefühlt, wurde unsichtbar gemacht; die von der alten Ausstellung zur Kenntlichkeit montierte Dokumentation einer dominanten Gefühlslage der deutschen Ostfeldzügler: ihre in Aufführungsform gebrachte Tötungslust. Anstelle dieser visuellen Dokumentation – die jeder Besucher so klar lesen konnte, wie er die Gedanken lesen kann, die ein denkendes Filmbild an ihn heranträgt, sind *Texte* getreten. Texte, die erwiesenermaßen nur Leute mit bestimmten Prämissen wirklich entziffern können; wissenschaftlich vorgebildete oder besser: trainierte Menschen. Die dort allerdings nur das vorzufinden pflegen, was sie schon wissen. Aufklärung für Aufgeklärte. Buchstaben für Buchstabendressierte. Eine Beschränkung auf das, was in traditioneller Tauschwertwissenschaft »Seriosität« heißt.

Natürlich hat es eine *unseriöse* Seite, kleine Fotos zu vergrößern. Harmlose, kleine Urlaubsfotos vom großen Krieg, die der kleine Soldat nach Hause schickte oder nach Hause schicken wollte, bevor er, ganz unvorhergesehen, in die Kriegsgefangenschaft geriet. Fotos, die für die Lieben zu Haus gedacht waren, oder die eigene spätere »Erinnerung«, das besinnliche Gelächter am Lagerfeuer des späteren, siegreichen Friedens. Fotos, nicht für große Ausstellungen gedacht. Für große, kritische Öffentlichkeit. Hannes Heer und seine Ausstellungshelfer hatten genau diesen Schritt in die *notwendige Unseriosität* unternommen, die Pasolini fordert beim Sichtbarmachen des faschistischen Gewalthorrors. »Seriosität« in diesen Zusammenhängen heißt nur, sich den Selbstschutzmechanismen der Killer-Kasten zu unterwerfen; im Befolgen *ihrer* Regeln, die sie fürs Öffentliche gemacht haben mit Gesetzescharakter, ohne diesen Gesetzen selbst jemals folgen zu wollen, sobald sie sich im Zustand eigener Machtvollkommenheit wähnen: siehe oben. Was nicht etwa heißt, man könne nach Gutdünken verfahren mit dem faschistischen Material; das Geheimnis liegt darin, daß es seinen Charakter erst offenbart bei genauestem Hinsehen und Hinhören; beim Ernstnehmen seiner Ungeheuerlichkeiten, die man so gern übersehen möchte, des *eigenen* Feier-Abend-Friedens willen.

Teddies Verdikt

Soweit zum Sichtbaren. Zu allem, was man mit den Augen hat sehen können (aber nicht sehen wollen oder sollen) in Pasolinis *Salò oder die 120 Tage von Sodom,* oder in der ersten Wehrmachtsausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung, oder in den Mordtaten deutscher Polizeikräfte in Polen, wie Goldhagen sie aus den Akten zog (ohne sie zu verstehen), oder in den Alltagstaten guatemaltekischer Foltersoldaten, oder in den hyperkomischen Gefängnis-Aufführungen argentinischer erfinderischer Junta-Offiziere; auf gewesenen griechischen wie irakischen, auf jetzigen

türkischen, iranischen oder chinesischen Lagerbühnen. Oder im sanftmütigen Gelächter der stalinschen Gulag-Amateure wie Profis, in den weiten Steppen Ost, alles wahrnehmbar und mit Augen zu sehn, wenn man die Hand wegnimmt von der Wodkaflasche und von der Hose.

Adornos Diktum, daß die psychologische oder psychoanalytische Untersuchung von Auschwitz-Tätern und Auschwitz-Taten von keinerlei Belang sei, weil in den KZs der Komplex der *industriellen Massenvernichtung* von Menschenleben triumphiert habe, hat nicht nur eine Generation, sondern inzwischen zwei, drei Generationen von Frankfurturisten daran gehindert, überhaupt nur hinzusehen, wenn die Herren des Gelächters ihren Ring betreten. In mindestens fünf Aufsätzen von Adorno-Adepten aus den letzten paar Jahren finde ich die Formulierung, daß Adorno »überzeugend nachgewiesen« habe, daß dem Auschwitz-Gewalt-Komplex nur mit der Formel »industriell organisierte Massenvernichtung« theoretisch beizukommen sei. Womit sie das Gewaltproblem los sind.

Dabei trifft Adornos Formel ja durchaus zu. Es ist niemals falsch, was Adorno beobachtet und hinschreibt. Das ist ja seine ganze Existenzform gewesen, unweigerlich immer recht zu haben. Er hat nur selten *ganz* recht. Woraus dann schnell Unrecht-Haben wird, wenn er seine Einsichten, totalitaristisch zugespitzt, in seine berühmten Verdikte faßt. Aphoristiker sind Diktatoren, ob Adorno oder Karl Kraus (aphoristisch gesagt). Aber es bleibt immer etwas übrig neben dem Verdikt. Hier ist es der Umstand, daß die industrielle Massenvernichtung von Menschen in den Lagern das inszenierte Einzelvergnügen der KZ-Schlächter keineswegs ausschließt. Im Gegenteil, sie ergänzen sich. Denn selbstverständlich kann man nicht *jeden* Häftling mit einer eigens inszenierten Folter, mit rituellen Prügeln »auf dem Bock«, mit Strammstehn bis zum Umfallen, mit Scheibenschießen vom Balkon, mit Elektrodrähten oder Säurebädern oder auch in den ausgeklügelten Versuchsanordnungen der Schädel- oder Sexualforschungs-Labors ins vorgesehene Schattenreich senden, wenn es sich um Millionen Menschen handelt, die dorthin geschickt werden. Mit ausgesuchten Einzelnen aber geht das sehr wohl *trotzdem.*

Und auch mit Tausenden zur Not, die man an Industrieunternehmen wie Siemens oder die IG Farben vermietete, ihnen aber nicht ausreichend zu essen gab. Welch ein *Schauspiel* für die Wachmannschaften*,* jeden Abend wieder die Herde derer, denen das Fleisch von den Knochen fiel, zum Schlafen in ihre Pferche zu treiben; und diesen oder jenen herauszupicken zur Sonderbehandlung. Das ist das Wort, das die Folterer selbst dafür hatten. Es gibt industrielle Massenvernichtung von Menschen und es gibt Sonderbehandlung. Erst die Arbeit und dann das Vergnügen, lautet der deutsche Satz dazu. Manchmal läßt sich auch beides verbinden. Sade wie Pasolini zeigen die »artistisierten« Formen der Sonderbehandlung. Ein Elitevergnügen für Exzellenzen.

Es ist übrigens Raul Hilberg gewesen, gerade jener Autor, der die strukturellen Bedingungen der industriellen Massenvernichtung als erster und am detailliertesten dargestellt hat, der die gleichzeitigen Verfahren der Tötungsvergnügen der Wachmannschaften in den Lagern nicht übersehen hat: »Die SSler inszenierten Scheinhochzeiten und andere Belustigungen in dem Wissen, daß diese Objekte ihrer Unterhaltung bald vergast würden ... Treffend zum Ausdruck kommt ihre Gemütsverfassung in der Geschichte des Hundes Barry, über den ein westdeutsches Gericht etliche Seiten verfaßte. Barry war ein riesiger Bernhardiner, der zuerst in Sobibor, dann in Treblinka auftauchte. Er war darauf abgerichtet worden, Häftlinge auf den Befehl ›Mensch, faß den Hund!‹ anzufallen« (Raul Hilberg: *Die Vernichtung der europäischen Juden,* Berlin 1982). »Gemütsverfassung«, ja. Die Spanier des Hernando Cortés hatten eine ganz ähnliche, wenn sie eingepferchte Azteken von ihren hungrigen Hunden zerreißen ließen. Hilberg geht dieser Vergnügungsstruktur nicht psychologisch nach; er beschränkt sich auf die Verwendung des Terms »Sadismus«; aber er dokumentiert diese Formen der »Unterhaltung« nach Aktenlage: »Häftlinge erhielten z. B. von einem Bewacher den Befehl zu anstrengenden Leibesübungen oder mußten eine Kappe oder irgendeinen anderen Gegenstand aufheben, während ein SS-Mann sie zu seinem Gaudium mit einer Kugel aus seinem Gewehr bedachte. Diese Art Übung hieß ›Sport machen‹. Im wesentlichen wurde dies als Mittel angesehen, mit dem sich Wachmannschaften ihre Langeweile vertrieben; wenngleich dieser Praxis in offiziellen Direktiven nicht gerade das Wort geredet wurde, tat man doch kaum etwas, um sie abzustellen.«

Hilberg fährt fort: »Die ganze Sadismusproblematik wurde damit auf eine spezielle Variante verkürzt – die sogenannten ›Exzesse‹. Im allgemeinen war ein solcher ›Exzeß‹ durch eine massive Orgie oder sexuelle Abartigkeiten gekennzeichnet ... Als Beispiel wäre etwa Irma Grese zu nennen, Wärterin in Auschwitz, die gutgewachsenen Jüdinnen mit einer Peitsche die Brüste blutig schlug. Ihre Opfer wurden dann zu einer Häftlingsärztin gebracht, die an ihnen eine schmerzhafte Operation vornahm, bei der Irma Grese, die sich mit geröteten Wangen und Schaum vor dem Mund rhytmisch hin und her wiegte, Zuschauerin war. Soweit wir wissen, ging die Lagerverwaltung nie gegen das Treiben der Aufseherin Grese vor.« Irma Grese als Beispiel »sexueller Abartigkeit plus Schaulust« dokumentiert beim zurückhaltenden Raul Hilberg. Oder, ebenfalls in Auschwitz, der Oberscharführer Moll: »Moll soll u.a. aus einem frisch eingetroffenen Transport zwanzig der schönsten Frauen ausgesucht haben. Sie mußten sich nackt in einer Reihe aufstellen und ihm als Zielscheiben dienen; einige Frauen wurden mehrmals getroffen, bevor sie starben.«

In Pasolinis Film kommen diese Dinge vor; er hat die Berichte gelesen und sie mit de Sades Sodom-Text kombiniert. Mit welchem Recht wollte Adorno die Taten der Auschwitz-Täter auf den bürokratischen Vollzug industriellen Vernichtens beschränkt sehen? Hilberg ist 1961 erschienen; Adorno las blendend Englisch.

Was war es anderes als *große Unterhaltung,* wenn die Wächter von Theresienstadt jüdische Häftlinge Fußball spielen ließen; Fußball für die Kamera des jüdischen Häftlings Kurt Geron, der sie aufnehmen sollte für den Film *Der Führer schenkt den Juden eine Stadt*; der sie aufnehmen sollte beim Schwimmen und beim Tanzen, damit alle Welt sähe, wie *unverdient* human es zuginge in den deutschen Fürsorgelagern? Und dann wurden die Akteure dieser Szenen nach Auschwitz verschickt. Haha. Der Regisseur des Films, der Berliner *Kabarettist* Kurt Geron, kam selber auch nach Auschwitz. Er wollte es nicht glauben. Er glaubte, er hätte sich freigekauft mit seinem Film. Er flehte auf den Knien am Zug, das könne man doch *mit ihm* nicht machen. Haha. Hinein mit dem Kerl. Verrät seine eigenen Leute und denkt, er bekommt eine *Belohnung.* Typisch jüdisch. Aber nicht von aufrechten Deutschen. Keinen solcher Spektakel-Momente ließ die Folterbagage sich entgehen. Die Nazis hatten dafür die Formel vom »inneren Reichsparteitag«: erhebende Momente, tief innerlich erlebt, vom Personal des aufsteigenden 1.000jährigen Reiches. *Jeder ist ein Künstler,* der entschlossen genug seine Herrenrassen-Clubmitgliedschaft in Szene setzt. MOM, Member of Master Race.

Oder wenn es darum ging, jene Frauen Spießruten laufen zu lassen, denen im Krieg »Sex mit Kriegsgefangenen« angehängt wurde; Juli 1941 in Ludwigsburg; ein überlebendes Opfer erinnert sich: »Äckerle hatte auch verschiedene Betriebe antelefoniert, damit sie alle auf der Straße sind, wie bei einem Festzug.« Die Interviewerin Katharina Schuler faßt zusammen: »Öffentliche Bloßstellung war im NS-Staat ein häufig angewandtes Mittel, unerwünschtes Verhalten zu sanktionieren. Dem Volk wurde ein Spektakel geboten, Häme und Schadenfreude durften auf offener Straße ausgelebt werden. Das Publikum erlebte sich als Volksgemeinschaft. Zugleich schüchterte man all jene ein, die womöglich geneigt waren, sich ähnlich zu verhalten, wie die Gedemütigten«. Während der Rest, d. h. die Mehrheit, sich gehalten sah, es *genau* zu machen wie die Führer-Exzellenzen. Diese *sexualisierte* Partizipation an der Folter-Allmacht ihrer Führer ist definitiv die universal-faschistische Form politischer Mitbestimmung; die Häme-Hyänen auf der Straße praktizieren die ihnen genehmigte Form von Demokratie.

In seiner kleinen Schrift *Electronic Revolution* von 1970 hat William S. Burroughs, offensichtlich in der ausgreifenden Position eines amerikanischen de Sade, die Pasolinischen Szenerien ziemlich exakt vorentworfen; angefangen in möglichen Kopplungen von neuen Medien, Sex und Gewalt. Um gegen den abtötenden Nachrichtenstrom der etablierten Sender tatsächliche politische Sachverhalte anzupeilen, muß man die fixierten Assoziationsreihen der Massenmedien zerschneiden, auf denen allein ihre Kontrolle beruht, sagt Burroughs. Das Beispiel, das er liefert, stammt direkt aus der Welt herrschender politischer »Exzellenzen«: »Gestern stürmte Präsident Johnson 26 Meilen nördlich von Saigon in ein Nutten-Appartment und hielt drei Mädchen die Knarre vor.« Der Radiohörer horcht auf ...

»Gestern stürmten Kanzler Schröder und Präsident Friedman in Berlin Mitte ...« Na was schon, sie stürmten in das Studio-Appartement von May-Britt Illner und sagten hübsch ihre Verse auf ... So kommt man der Realität von *Leadern* näher.

Burroughs entwirft eine *Schnittfolge,* wie derartiges im Kino aussehen könne. Pasolinis »Salò« war noch nicht gedreht; aber was wir hier haben, ist ohne Frage eine amerikanische Version von Sodom/de Sade 1970:

Grimmige Gesichter im Pentagon. Die strategische Luftflotte ist im Anflug auf ihr Ziel ... Nun JETZT ISSES SOWEIT ... Diese Sequenz verschnitten mit Sexszenen und Aufnahmen von einem Todeskandidaten auf dem Weg zur Hinrichtung, Liebespaar im Augenblick des Orgasmus, Atomexplosion ... Der Liebhaber/Todeskandidat ist ein Überlebender der Explosion und von schauderhaften Verbrennungen entstellt ... Ein Weißer, der einem Neger mit einem Schweißbrenner die Genitalien abbrennt ... das Licht im Kino geht aus, der Schweißbrenner bleibt in der linken Hälfte der Leinwand sichtbar ... Ein Junge onaniert vor Sexfotos ... Schnitt auf das Gesicht des Weißen, der dem Neger die Genitalien abbrennt ... Sexphantasien des Jungen ... Der Schwarze sackt zusammen, seine Genitalien sind verkohlt, seine Eingeweide quellen heraus ... der Junge sieht sich gespannt und fasziniert einen Striptease an ... Ein Todeskandidat steht auf der Falltür, die Schlinge um den Hals ... Sexphantasien des Jungen ... »Ich stelle hiermit den Tod dieses Mannes fest« ... der Junge pfeift auf der Straße einem Mädchen nach ... der Körper eines Verurteilten schleudert auf dem elektrischen Stuhl, blaue Flammen züngeln an den Beinen hoch ... Der Junge stellt sich vor, daß er mit einem Mädchen im Bett liegt ... der Verurteilte auf dem elektrischen Stuhl sackt leblos zusammen, Rauchkringel steigen aus der schwarzen Kapuze, Speichel läuft ihm aus dem Mund ... Das Licht im Kino geht an. Ein Flugzeug am Himmel über Hiroshima ... Die Atombombe mit dem schönen Namen »Little Boy« wird ausgeklinkt ... Das Flugzeug, der Pilot, die amerikanische Flagge.

Dieser geschriebenen Kino-Vor-Version von Pasolinis Film läßt Burroughs eine historische Retrospektive folgen, zurück ins Kino der Mayas, kurz bevor die Spanier kamen ins Sodom von Yucatan:

Versuchen wir einmal, aus reiner Sentimentalität, die altmodischen Methoden der Mayas zu rekonstruieren: die Arbeiter, die aus der Reihe tanzen und unerlaubten Gedanken nachhängen, werden unter der Pyramide zu Tode gefoltert ... einem jungen Arbeiter sind starke Halluzinogene und sexuelle Stimuli verabreicht worden ... nackt wird er festgeschnallt und bei lebendigem Leib gehäutet ... aus dem unvordenklichen Filz der Zeiten tauchen die dunklen Gottheiten des Leidens auf ... da steht der Vogel Ouab, kreischt und leckt sich seine blauen Augen ... andre, die von der Hüfte aufwärts Krebse sind, schnappen in wilder Ekstase mit ihren Scheren, tanzen um den enthäuteten Mann herum und äffen seine Zuckungen nach ... die Schreiber fertigen Zeichnungen an und halten alle Einzelheiten fest ... nun wird er in einer kupfernen

Tausendfüßlerform eingeschlossen und vorsichtig auf glühende Kohlen gebettet ... bald werden die Priester mit ihren goldenen Scheren das weiche Fleisch vom Gerippe lösen ... hier ist ein anderer Junge, man hat ihm Honig auf die Augen und auf die Geschlechtsteile geschmiert und ihn auf einem Ameisenhügel an einen Pfahl gebunden ... andere tragen schwere Gewichte auf dem Rücken und werden langsam durch hölzerne Tröge geschleift, die mit messerscharfen Obsidiansplittern gespickt sind ...

Es ist Fiesta, für die Regisseure und Zuschauer der Schmerzfestivals immer; worüber sie manchmal, wenn sie sich zu sicher fühlen, lebensnotwendige Vorkehrungen vergessen ... Zu beschäftigt mit lustbringenderen Tätigkeiten ...: *Als die Spanier ankamen, lümmelten sich die Maya-Aristokraten in ihren Hängematten. Nun, es ist an der Zeit, daß wir denen mal zeigen, woher der Wind weht. Fünf gefangene Arbeiter werden ausgezogen und gefesselt, auf einem Baumstumpf kastriert, und die blutenden, heulenden und schreienden Körper werden auf einen Haufen geworfen ... »Und jetzt seht zu, daß ihr das in eure Kaffernschädel reinkriegt: Wir wollen einen Haufen Gold sehen – so hoch – und zwar pronto! Der Weiße Gott hat gesprochen!*«

Der Conquistador tritt in sein Zelt, Hand an der Hose ... Natürlich *ist* Götterdämmerung ... immer wenn eine stärkere Bande neuer Lichtmenschen auftaucht ... produziert von den *Universal Studios* ... Und alles gut »mit den Augen« zu sehen. Und mit Ohren zu hören: Dem dritten Höllenkreis der Folterungen hat Pasolini an jenen Stellen, wo die Exzellenzen durchs umgedrehte Opernglas auf die Folterungen schauen, die Musik von Carl Orffs »Carmina Burana« einmontiert; auch hierin nichts weniger als exakt: Der Vivaldi-Liebhaber Pasolini hörte Orffs aufgedonnerte Urtümlichkeits-Orgie ohne weiteres als »typisch faschistische Musik« (Interview mit Gideon Bachmann). Die Musik, von der sich manch deutsche Linke mit Seelenschmerz ebenso gern das Herz noch öffnen lassen wie hochgestimmte Staatsaktteilnehmer beim Begehen deutscher Festanlässe.

Daß man Claude Lanzmanns Shoah-Film kennen muß, wenn man *Genaues* über die Konzentrationslager und die Leiden der inhaftierten und ermordeten Juden erfahren möchte, ist nach und nach (vielleicht) eingesickert in deutsche Köpfe, sogar in die mancher Historiker. Man sollte dazu aber ebenso Pasolinis »Salò oder die 120 Tage von Sodom« in sein Wahrnehmungsrepertoire aufgenommen haben. Jedenfalls wäre das ein relativ unaufwendiger Weg, sich dessen bewußt zu bleiben, worin die Lüste der Herrschaft und des Herrschens von »Sodom« bis heute tatsächlich bestehen (= man kann die Bibel auch ganz anders aktualisieren als George W. Bush das tut).

Erster Teil eines Auszugs aus Klaus Thewe-leits neuem Buch »Deutschlandfilme. Godard. Hitchcock. Pasolini« (ca. 280 Seiten, 24 Euro), das zur Frankfurter Buchmesse im Oktober bei Stroemfeld erscheint. In KONKRET 11/03 erscheint eine Fortsetzung zu Pasolinis Mythenfilmen und dem Nicht-mit-den-Augen-zu-Sehenden im »Salò«-Film.

Klaus Theweleit schrieb in KONKRET 5/03 über deutsche Friedensführung

---

Kasten Seite 44

»Salò«

»Republik von Salò«: inoffizielle Bezeichnung der Rumpf-Republik, die der von deutschen Fallschirmjägern am 15.9.43 aus italienischer Haft befreite Mussolini als letztes Refugium der italienischen Faschisten im Schutz der Wehrmacht in Norditalien gründete (Regierungssitz: Salò am Gardasee). Die »Republik von Salò« war von Nazi-Deutschland vollkommen abhängig;

ihr Territorium schrumpfte mit dem Rückzug der deutschen Truppen; mit deren Kapitulation am 29.4.45 löste sie sich auf.

In dieser »Republik«, siedelte Pasolini seine Verfilmung des *Sodom*-Romans von de Sade an. Eine Gruppe von Großbürgern inszeniert terroristische Grausamkeitsrituale: Junge Männer und Frauen werden als Lust- und Folterobjekt mißbraucht und zu Tode gequält. In seinem letzten Film entwarf Pasolini, jenseits spekulativer Intentionen und ästhetischer Gefälligkeit, eine schockierende Vision menschlicher Machtbesessenheit und Zerstörungslust im Ambiente einer hochgeistigen kulturellen Verfeinerung. Der Film überträgt den Stoff des de-Sade-Romans zwar ins Jahr 1944, sollte jedoch die hedonistische Konsumgesellschaft der Nachkriegszeit kommentieren.

Konkret 10/03, S. 46

Manfred Hermes

FilmTheater

Herr Lehmann

Regie: Leander Haußmann; mit Detlev Buck, Christian Ulmen; BRD 2003 (Delphi); 105 Minuten; ab 2. Oktober im Kino

Vor 1989 war West-Berlin unter den deutschen Städten die härteste und weichste zugleich. Billige Mieten, die Multiplikation sozialer Möglichkeiten und die Vermeidung des Wehrdiensts waren gute Argumente für einen Umzug. Hier gab es mehr »Scene« als sonstwo, vor allem in jenem Teil von Kreuzberg, der nach einem alten Postindex auch heute noch SO 36 genannt wird.

In diesem Bezirk lebt Herr Lehmann vom Kellnern in einem mülligen Lokal, irgendwann vor 1989, ständig umgeben von ein paar Männern, von denen nur eines sicher ist: Ihr Alkoholpegel ist hier immer gleichbleibend hoch. Da heben manchmal die Gedanken ab, aber die Tage vergehen auch so im Flug. Herr Lehmann trifft Frau »Katrin, die schöne Köchin« des Nachbarlokals, und es beginnt eine Beziehung, die so anspruchslos ist wie sein ganzes dahinplätscherndes Leben. Lehmanns »bester Freund Karl«, ein Bildhauer, zieht sich gerade etwas zurück, weil er Zeug für seine Ausstellung braucht – in Charlottenburg. Charlottenburg, das liegt irgendwo weit weg auf dem Planeten Bürgertum, jedenfalls nicht im molligen SO 36. Karl dreht durch, das ist alles zuviel, und deshalb geht es direkt in die Notaufnahme eines Krankenhauses. In der witzigsten Szene leiert der aus dem Fernsehen bekannte Christoph Waltz abgedröhnt seine Diagnose herunter: Ein klarer Fall von Bohème-Depression am Ende einer zu ausgedehnten Jugend. Lehmann fühlt sich mitgemeint, auch die Tage seiner unambitionierten Ambitioniertheit sind nun angezählt.

Sven Regener, der Texter von Buchvorlage und Filmskript, wird wissen, wen und was er da beschreibt, denn es ist das Milieu seines persönlichen Bildungsfilms. Aber trotz des Anspruchs auf Beiläufigkeit und Lakonie, einfach eine nette Loser- und Säuferballade durfte »Herr Lehmann« dann auch wieder nicht werden. Es muß noch tausend Dinge geben, vor allem eine historische Spezifik, hier also die späten achtziger Jahre mit ihrem »Mauerfall«. Aber es ist genau dieses unhistorische Historisieren, mit dem es die Medien gerade etwas übertreiben. Die Achtziger. Die Neunziger. Die Ossi-Show und der stimmungsvoll penetrante Retro-Naturalismus, den das alles erfordert. Für wen wird hier eigentlich zurückgeblickt und wozu? Klarer ist da, was unterm Strich steht: Regression. Es ist erstaunlich und ein bißchen deprimierend, wie selbstverständlich sich in deutschen Filmen wieder eine männliche Befindlichkeit als prägende Blickrichtung etabliert hat. Das ist wirklich so, als sei seit den späten Achtzigern nichts passiert.

Konkret 10/03, S. 46

Jens Hoffmann

FilmTheater

Uri Avnery – Kämpfer für den Frieden

Regie: Yair Lev; Israel 2002 (Mecfilm); mit Uri Avnery; 75 Minuten; seit 21. August in den Kinos

Sogar beim Rotweintrinken in der Wanne scheint Uri Avnery noch zu arbeiten. Denn für einen Macher wie ihn zählt Entspannung ebenso zum störungsfreien Funktionieren wie die souveräne Bewertung der Abendnachrichten. Voraussetzung dafür ist natürlich, daß man weiß, wo die Fernbedienung ist. Aber zu irgendwas müssen vierzig Ehejahre schließlich gut sein: *Da* ist die Fernbedienung!

Es gibt Leute, die immer so aussehen, als kämen sie direkt aus der Brombeerhecke. Und es gibt Leute wie Avnery, die auch im getüpfelten Stranddress noch zackig wirken. Letztere sind die mit dem lückenlos organisierten, dem Dienst an einer Sache verpflichteten Leben. In diesem Alltag gehört der siedlerfeindliche Aufkleber an der Wohnungstür zum Zeitungshalter auf dem Frühstückstisch und zur Aufforderung an die demonstrierende Menge, sich jetzt doch bitte endlich mal in Zweierreihen zu formieren. Einen Macher wie Avnery interessiert weniger die Sache (für den agilen Endsiebziger ist das seit einigen Jahren der Frieden in und um Israel, früher waren es der Kampf gegen die britische Mandatsmacht, die Propagierung einer hebräischen Rasse und die Etablierung einer kritisch-innovativen Wochenzeitung mit lustiger Fleischbeilage) als der Erfolg seiner Bemühungen. Der Macher kontrolliert seine Emotionen und hält nichts von heroischen Taten ohne Zeugen. Doch wenn der eigene Name in den Spätnachrichten wieder nicht genannt wird, beginnen auch für ihn die ungemütlichen Stunden.

Der Titel von Yair Levs sehenswertem Filmporträt ist ebenso matt wie passend. Er trifft die Einstellung eines Mannes, der am besten zu Marschrhythmen funktioniert und sicher auch in der Lage wäre, Schmetterlingen das Formationsfliegen beizubringen. Daß Leute, die sich politisch durchsetzen wollen, solche Qualitäten entwickeln, sollte analysiert, nicht aber gebilligt werden. Man muß keine prügelnden Eltern haben, um sich vor einer Gesellschaft zu gruseln, in der Avnery für Frieden zuständig ist. Der mit den politischen Zielen des Porträtierten sympathisierende Regisseur leugnet dieses Gruseln nicht. Seine Interviews mit Bekannten Avnerys zeigen, daß niemand wirklich weiß, wer dieser Mann ist.

»Ein biblisches Bild«, flüstert Avnery, als er eine arabische Frau und ihre Kinder in einer Erdhöhle besucht. Andere hätten gesagt, daß die Leute nichts auf den Rippen haben und zu dünn angezogen sind. Aber wie klingt so was dann später auf der Tonspur! Ärgerlich, daß er nur seine Handschuhe zum Verschenken dabei hatte.

Konkret 10/03, S. 46

Dietrich Kuhlbrodt

FilmTheater

Die Bismarck

Buch und Regie: James Cameron; 2. Oktober, 21.15 Uhr auf RTL

Ein Kameradschaftsfilm und ein Film über Helden der Technologie. 1941 versenkten die Engländer das Schlachtschiff Bismarck. Sechzig Jahre später holt James Cameron Überlebende an Bord seines Tauchschiffs. Die Feinde von gestern sind die Freunde von heute; man bewundert sich den Film hindurch gegenseitig, und das heftig. Cameron, so wird uns eingebleut, hat eine grandiose innovative Tauchtechnik entwickelt. 5.000 Meter unter dem Meeresspiegel kann man das Wrack ehrfürchtig bestaunen und ganz toll filmen. Und Hitler hatte seinerzeit das modernste Schiff der Welt gebaut, eine »Kathedrale aus Stahl«, genauer »aus Kruppstahl«. Das Wunderwerk schlägt knapp die Titanic. Es ist so lang wie diese, aber neun Meter breiter. Wir hören das von der ergriffenen Stimme im Off, und die hat immer recht. Und dann sehen wir in alten Wochenschau-Aufnahmen den, der bei uns als Gröfaz verarscht wurde, der doch aber der größte Schiffsbauer aller Zeiten war: Der Führer schuf das Technologiewunder Bismarck. »Die Bismarck« wird Nazifilm. Heil! Heil! Heil! Jubeljubeljubel. Wir sind im Superstadion, ob es Nürnberg ist oder nicht, egal, wir erfahren es nicht, aber dort thront er, der Größte, und nimmt Paraden ab. Ein Meer von Hakenkreuzfahnen, und zum Marsch der Kolonnen hören wir Rockmusik und die ekstatischen Schreie von Zehntausenden. »Hitler war der ultimative Rockstar seiner Zeit«, raunt es wieder bewundernd im Off. Wie war das noch? Die Feinde von gestern sind die Freunde von heute.

Die Marinejungs von damals werden nachgespielt von Teenies aus dem Filmgenre von heute. Geile Muscle Shirts haben sie an, Idole unserer Zeit. Auch sonst beruft sich die »Die Bismarck« auf Genres, wie wir sie lieben. Die Schiffe »preschen aufeinander zu wie Ritter beim Turnier«. Fantasy! Das »Schlachtfest«: »ein Stahlgewitter«! Ernst Jünger hätte es hören sollen, aber Cameron macht nicht Literatur, sondern einen Kriegsfilm und das als Teeniesoap. Wir sind in einem Spiel.

Spielerisch geht es im Neunsekundentakt von der historischen Wochenschau zur Simulation militärtechnischer Höchstleistung, wie sie jeder aus Animationen in den aktuellen Nachrichten kennt. Von dort zu den Dokustatements alter Herren, zerhackt in Halb- und Dreiviertelsätzen. Und zur Selbstbeweihräucherung des heldischen Tauchteams.

Ich hatt einen Kameraden. Der Zapfenstreich. Jemand von der Bundeswehr salutiert. Jemand von der »Kameradschaft Seeschiff Bismarck« setzt den Helden des Schlachtschiffs »die Schaumkrone der ewig wogenden See« auf. »Grüß das Vaterland und das Deutsche Volk«, hatte es von dort heraufgemunkelt. Ja, die »Ereignisse« endeten »tragisch«, läßt sich die nach wie vor ergriffene Stimme aus dem Off vernehmen. Und Cameron hat sich mit seinem Film verdient gemacht. Er beantwortet die Frage, »die seit sechzig Jahren die Gemüter erhitzt«: Wer genau hatte 1941 den ultimativen Schuß auf die Bismarck abgefeuert? Der Britenflieger war der Täter. Das Opfer ist die Bismarck.

Konkret 10/03, S. 47

Manfred Hermes

Film des Monats

In This World

Regie: Michael Winterbottom; mit Jamal Udin Torabi, Imran Paracha; Großbritannien 2002 (Arsenal); 89 Minuten; seit 18. September im Kino

Das Thema dieses Films ist von unangreifbarer Dringlichkeit: Migration, die streng regulierte Rückseite des deregulierten Warenverkehrs. Als Michael Winterbottom vor drei Jahren die Meldungen über die 58 Chinesen verfolgte, die beim Versuch der illegalen Einreise nach Großbritannien in einem Container erstickt waren, wurde damit auch eine Filmidee geboren. Winterbottom wollte sich mit dieser gefahrvollen Form des Reisens beschäftigen, zu der sich jährlich Millionen von Menschen entschließen, ohne jede Sicherheit, ihr Ziel wirklich zu erreichen. Im Nachvollzug wollte er der Essenz der Migration auf die Spur kommen.

»In This World« beginnt im Lager Shamshatoo, das 1979 in Nordpakistan angelegt wurde, als die Flüchtlingsströme aus Afghanistan nach der sowjetischen Invasion zunahmen. Enayatullah wird von seinem Vater dazu bestimmt, nach London zu gehen. Mit dem dort zu verdienenden Geld soll er die Armut der Familie lindern und seine eigene Situation verbessern. Der junge Jamal bietet sich gewitzt als Begleiter an, denn ohne englische Sprachkenntnisse, so sein schlagendes Argument, hätte die Reise keinen Sinn. Es werden Kontakte geknüpft und Verhandlungen mit Dienstleistern geführt, die in Fällen wie diesen und für viel Geld Pauschalangebote machen. Winterbottom blickt in die ökonomischen Strukturen der illegalen Migration, läßt aber auch die »Kultur« nicht außer acht: staubige Armut, Gespräche der Männer, das gemeinsame Essen, die Feiern und die Frömmigkeit. Eine Lautsprecherstimme ruft in Vögelschwärme hinein zum Gebet und füllt eine karge farbstichige Landschaft mit ihrer Klage.

In Lastwagen, Bussen und neben Obstkisten geht es dann, auf den Pisten des internationalen Schwerlastverkehrs, Richtung Westen. Daß sich bei einer Distanz von 6.000 Kilometern Luftlinie jemals der Groove des Road Movies einstellt, erwartet man nicht. In »In This World« werden sogar sehr schnell gewisse Abkürzungen fällig, als rohe Schnitte in einem ausufernden Material. Dann dreht sich ein Globus und eine rote Linie gleitet über computergraphische Landkarten dahin. Was die Karten nicht hergeben, wird von einer Kommentarstimme erklärt. Den Rest koordinieren zahlreiche Zwischentitel: 40 Tage später.

Das Ineinanderstecken von fiktionalen und dokumentarischen Elementen war nicht unbedingt als goldener Mittelweg gedacht. Das Fiktionale scheint die Ungenauigkeiten im Dokumentarischen zu decken, während das Authentische für die Entsorgung des Ästhetischen zuständig ist. Das führt sehr oft zu Bildern, die schnell, schön und atmosphärisch sind, denen es aber an Bindungen fehlt. Das hat mit den Produktionsbedingungen zu tun, die zu Hast, aber auch zum Verzicht auf Charakterisierung und Motivation der Darsteller führten.

Diese Neutralität und Distanz müssen gar nicht schlecht sein, allerdings werden sie »In This World« immer wieder auch ausgehebelt. Musik wird sehr gezielt dazu benutzt, um Defizite emotional zu füllen. Am Anfang schmiegen sich wehmütig ethnische Melodien in einer Weise an die Bilder, die besagt: Wir sind ganz da – in der Heimat der totalen Fremde. Sobald der Film iranischen Boden betritt, ändert sich der Charakter. Dann übernehmen ein dräuend modulierter Orchestersound und ein Teppich nervöser Electronica aus dem Hintergrund das Kommando und stimmen auf gefahrvolle Situationen ein.

Das touristische Sehen und eine zurechtgebogene Dramatik sind hier so bestimmend, daß es gar nicht mehr möglich ist, etwas wie eine subjektive Wahrnehmung der Figuren aufzunehmen. Wer sagt denn, daß, trotz Aussichtslosigkeit, Gefahr, Unerreichbarkeit des Ziels, zwei Jungen aus Afghanistan eine weite Reise wie diese nicht als genauso aufregend und befreiend empfinden wie Hunderttausende Hippies, die hier bis in die späten Siebziger auf teilweise denselben Wegen von und nach Indien fuhren? »In This World« stellt Landschaften wie den iranischen Norden übrigens fast so dar, als seien sie noch nie von einem Fremdling betreten worden, was jedenfalls den beabsichtigten Eindruck verstärkt, man habe mit den Darstellern ein mutiges Abenteuer durchlebt.

Dieses Fremde, Unähnliche und Ethnizistische stellt sich vor allem der Tatsache in den Weg, daß die Welt weit mehr »One World« ist, als es dieser Film in seiner »One World«-haftigkeit zugestehen will. Bereits in der Teheran-Szene werden die beiden Migranten mit einer wohlhabenden städtischen Kultur konfrontiert. Junge Frauen in eleganter schwarzer Kleidung, die sich lässig durch den Stadtraum bewegen, sind hier ein starker Kontrast zur gegerbten, bäuerlichen Männlichkeit der Afghanen. Doch gerade in diesen körperlichen und durch Kleidung verstärkten Unterschieden scheint eine ganz andere Geschichte auf. Im Grunde vollziehen Jamal und Enayatullah die gleiche Bewegung nach, die bereits im Europa der Industrialisierung zu einer nachhaltigen sozialen Umschichtung führte. Als die bäuerliche Bevölkerung zu Millionen in die

Industriestädte zog, um sich dort als Industrieproletariat durchzuschlagen, schoben sich damit »kulturelle« Ungleichzeitigkeiten ineinander, die so verschieden von aktuellen Phänomenen wahrscheinlich nicht waren.

Erstaunlich einfach nimmt »In This World« übrigens die letzte Hürde, das Eindringen in die »Festung Europa«. Während der Überfahrt auf einem Containerschiff ersticken Jamals Begleiter. Der Junge kann die Konfusion im Hafen von Genua zum Weglaufen nutzen. Von da an liegen London und das Leben in ständiger Illegalität gewissermaßen um die Ecke.

Vielleicht ist »In This World« tatsächlich ein wichtiger Film mit einer aufklärenden Funktion. Wenn es aber um die »Festung Europa« und ihre Auswirkungen auf Migranten geht, dann kommt es mir so vor, als habe der Filmemacher Zelimir Zilnik doch die genaueren Eindrücke geliefert. Auch sein »Fortress Europe« (2000) ist eine Dokufiktion, eine lange Sequenz spielt aber in einem slowenischen Lager für Asylbewerber. Die Drittstaaten-Regelung des Schengener Abkommens zeigt hier ihren administrativen Wahnsinn in aller Deutlichkeit. Das Übergangslager ist zur dauerhaften Bleibe einer aus vielen Nationalitäten gemischten Sonderbevölkerung geworden – ein reguliertes Zwischen-den-Stühlen-Sitzen, eine Mischung aus Ausgrenzung und Fürsorge. Zilniks Film ist dadurch der »kulturellen« Atmosphäre von Anna Seghers *Transit* wesentlich näher, als es der Gewinner des diesjährigen Goldenen Bären ohnehin nicht sein wollte. Denn Michael Winterbottom mochte ganz gern mit dem Charme des Fremdartigen und Unterentwickelten kokettieren.

Konkret 10/03, S. 48

Andreas Busche

»Gewisse Personen«

In den USA wird darüber diskutiert, ob Mel Gibsons Jesus-Film antisemitisch ist.

Mel Gibson verfügt über eine lebhafte Phantasie. Vielleicht hört er auf seiner Farm in Montana an langen Tagen auch zuviel Talk Radio, so wie sein Charakter Jerry Fletcher im Film »Conspiracy Theory« (1997). Und Gibson hat eine Vision. Ganz große Geschichte. So groß, daß sie den beschränkten Horizont seiner Mitmenschen nullkommanix übersteigt. Wahrscheinlich würden sie in ihrer Ignoranz seine Pläne sogar zu durchkreuzen versuchen. Solche Gedanken macht er sich manchmal auf seiner Farm, und dann muß er an die Öffentlichkeit treten und allen Leuten von seiner Idee erzählen, und von dem Komplott der Unwissenden und Andersdenkenden, die ihm nach seiner Vision trachten. In der derzeitigen Stimmungslage sind Paranoia und Hysterie in der amerikanischen Öffentlichkeit sehr vertraute Zustände, und darum lacht auch niemand über Gibson. Das lernt man als erstes im Umgang mit Paranoikern: Besser, man stimmt ihnen zu.

Was sich tatsächlich wie die Kurzbeschreibung seines Films »Conspiracy Theory« liest, hat sich im Laufe der letzten Monate zu einer ernsten spirituellen Krise in der amerikanischen Gesellschaft entwickelt. Streitfall ist Gibsons aktuelles Filmprojekt »The Passion«, die, sagt die Produktionsfirma Icon, bisher realistischste, schonungsloseste und wahrheitsgetreueste Darstellung der letzten zwölf Stunden im Leben des Jesus von Nazareth. Die Zeiten, in denen die Bibelfilme Cecil B. De Mills oder Charlton Hestons Scharen von Fans in die Kinos lockten, gehören längst der Vergangenheit an. Aber wenn sie schon keiner mehr sehen will – und laut »Time Magazine« verhält sich das Interesse an religiösen Filmen in Amerika diametral zum allgemeinen Glaubensaufkommen – , dann spricht man doch um so lieber über sie; vor allem, wenn sich ein handfester Skandal abzeichnet.

Und den hat Mel Gibson nun – seit an die Öffentlichkeit drang, daß die Frohe Botschaft seines christlichen Glaubensprojekts Tendenzen aufweist, wie man von den Oberammergauer Passionsspielen kennt. Die sind erst Ende der Neunziger nach heftiger Kritik der Anti-Defamation-League (ADL) einer gründlichen Exegese unterzogen und daraufhin von den meisten antisemitischen Entgleisungen gesäubert worden. Die Vorwürfe des Antisemitismus gegen Gibsons Film, den der Hollywood-Star mit 25 Millionen Dollar komplett aus eigener Tasche finanzierte, wurden erstmals im März dieses Jahres laut, nachdem – so die Version der ADL und der US Conference of Catholic Bishops – besorgte Crewmitglieder eine frühe Drehbuchfassung vom Set schmuggelten (Gibson behauptet: »stahlen«) und einer Gruppe Gelehrter, bestehend aus fünf Katholiken und vier Juden, zur Prüfung vorlegten. Die hatten sich angesichts des Textes besorgt gezeigt. Zumal Gibson Kritikern, allen voran ADL-Präsident Abraham H. Foxman, auch nach mehrmaligem Ersuchen ein Screening der Rohverfassung verweigerte. Solche Vorführungen fanden lange Zeit nur im wohlwollenden Kreis christlicher Hardliner und konservativer Politiker statt.

Auch wenn Gibson inzwischen den Ton seines Filmes gemäßigt hat (die Juden, die die Kreuzigung Jesu fordern, werden nicht mehr als blutdurstiges Kollektiv dargestellt; den Rollen jüdischer Sympathieträger wurde mehr Platz eingeräumt; die Behauptung, Juden – allen voran der Priester Kaiphas – hätten Pilatus eingeschüchtert, wurde korrigiert), wird das Projekt immer noch als Bedrohung der jüdisch-christlichen Ökumene in den USA gesehen. Schwester Mary C. Boys, Professorin des Union Theological Seminary in New York und eine der neun Gelehrten, die das Drehbuch überprüften, befürchtet sogar eine der größten Krisen in den Beziehungen zwischen den jüdischen und christlichen Gemeinden in Amerika. In einem Land, dessen Präsident sich von fundamentalistischen Fernsehpredigern bepredigen läßt, kocht eine solche Krise schnell zum Politikum hoch. Früh schon wurde im konservativen Lager polemisiert, daß die jüdische Gemeinde Amerikas doch nicht etwa wegen eines Hollywood-Films die guten Beziehungen der USA zu Israel trüben wolle. Inzwischen hat auch Rupert Murdoch, dessen Firma 20th Century Fox die Erstkaufsrechte an »The Passion« besitzt, erklärt, daß die Fox den Film in den USA nicht vertreiben wird.

Während der gesamten Debatte ist immer wieder betont worden, daß man Gibson keinesfalls des Antisemitismus bezichtige; es bestünde lediglich die Gefahr, daß die Inszenierung seines Passionsspiels eine Welle von antisemitischen Diffamierungen auslösen könne. Erste Hate Mails waren bereits im Simon Wiesenthal Centre in New York eingegangen. Der orthodoxe Rabbi Yechiel Z. Eckstein, Präsident der International Fellowship of Christians and Jews, hat in einem Interview die Sorge geäußert, daß Gibson möglicherweise gar nicht bewußt sei, welch lange Geschichte dieser Streitfall inzwischen hat und wie die historische »Mordanklage« das Leben jüdischer Gläubiger bereits beeinträchtigt hat.

Ganz so einfach ist die Angelegenheit aber nicht. Sie hat eine Vorgeschichte. Gibson war es, der im Januar, noch bevor überhaupt die erste kritische Stimme laut geworden war, in einem Fernsehinterview mit dem Talkshow-Host Bill O Reilly von »gewissen Personen« sprach, die sein Filmprojekt zu verhindern suchten. Zwei Monate später, zum selben Zeitpunkt, als die vorläufige Drehbuchfassung gerade erst in die Hände der ADL gelangt war, äußerte Gibson im »Wall Street Journal«, daß man den Film ganz bewußt in Italien, nebenbei dem Landstrich, in dem auch Pasolinis »Matthäus-Passion«

entstand, gedreht habe, um außerhalb des Einflusses der (O-Ton Gibson:) »Entertainment-Elite Hollywoods« arbeiten zu können. Und die Entertainment-Elite Hollywoods, das weiß in Amerika jedes Kind, sind nun einmal »die Juden«.

Fragt sich, was »The Passion«, wie Gibson verlautbarte, zum Dialog zwischen Christen und Juden beitragen soll, wenn sein Regisseur unter den Dialogpartnern nur Hetzer und Saboteure ausmacht. Der Regisseur mag den Dialog vielleicht wollen, aber nur zu seinen Bedingungen. Und zu deren Durchsetzung hat er sich hinter einem ganzen Katalog antisemitischer Ressentiments verschanzt. Die US-Konferenz katholischer Bischöfe hatte 1988 in ihren Richtlinien für eine Darstellung der letzten Stunden Jesu davor gewarnt, eine kleine Gruppe von Juden in eine anonyme Masse zu verwandeln. Gibson differenziert in der laufenden Diskussion um »die Juden« gerade mal zwischen »Entertainment-Elite« und Klerus – und alle zusammen wollen sie ihm ans Bein pinkeln. Der plumpe Versuch, seine selffulfilling prophecy als Druckmittel gegen eine von Juden formulierte Kritik einzusetzen, scheint trotz alledem fehlgeschlagen. Jedenfalls steht er mit seinem (fast) fertigen Film nun ziemlich alleine da; eventuell hat er damit den teuersten Independentfilm aller Zeiten gedreht.

Das Erstaunlichste an der Geschichte ist wohl, wie sehr Sohnemann Gibson nach dem Vater schlägt. Anfang des Jahres hatte Hutton Gibson im »New York Times Magazine« keinen Hehl daraus gemacht, daß er das Zweite Vatikanische Konzil, das 1965 dem gegen die Juden gerichteten Kollektivschuld-Vorwurf endlich ein Ende bereitet hatte, für eine freimaurerische Verschwörung unter jüdischer Leitung halte. Die Gibsons sind Mitglieder einer christlich-fundamentalistischen Splitterkirche namens Catholic Church, der in Los Angeles gerade mal 70 Gläubige angehören. Zu den Eigenarten dieser sektiererischen Gemeinschaft gehört, daß sie jenes Vatikanische Konzil bis heute nicht anerkennen und ihre Messen auf Lateinisch abhalten.

Vor diesem Hintergrund erscheinen Gibsons hyperbolische Kommentare in einem etwas anderen Licht. Gibson ist in Hollywood seit langem für seine messianischen Großprojekte berüchtigt. Sein Film »Patriot«, nebenbei auch eine Hymne auf die National Rifle Association, war ein übles Stück amerikanischer Geschichtsrevision zum Kapitel »Sklavenbefreiung«.

Diesmal ist Gibson jedoch übers Ziel hinausgeschossen. »The Passion« – gedreht in Aramäisch und Lateinisch, voraussichtlich ohne Untertitel und gewalttätig wie ein Barbarenfilm – scheint tatsächlich ein Machwerk maßloser Hybris geworden zu sein. Der blinde Eifer, mit dem Gibson seine »Vision« verfolgt, erinnert weniger an Martin Scorseses in diesem Zusammenhang vielzitierten »Skandalfilm« »Die letzte Versuchung Christi« als vielmehr an ein anderes Herzensprojekt der jüngeren Filmgeschichte: John Travoltas desaströse Produktion »Battlefield Earth«, die Verfilmung eines Romans des Scientology-Gurus L. Ron Hubbard.

Andreas Busche schrieb in KONKRET 6/03 über »Matrix Reloaded«

Konkret 10/03, S. 50

Marit Hofmann

Steht auf, wenn ihr Deutsche seid

Sönke Wortmanns »Das Wunder von Bern« ist der Spielfilm zur Debatte um den »Bombenkrieg« gegen die Deutschen.

Eigentlich hatte sich Peter Lohmeyer ja um eine Rolle als Fußballspieler beworben: »Bei der Besetzung konnte ich ja noch verstehen, daß ich nicht die Konstitution von Helmut Rahn habe. Aber daß ich keinen der Fußballer spielen sollte, war für mich erst einmal schwer einzusehen.« Strikt zurückweisen mußte er die Behauptung des Regisseurs und ehemaligen Profikickers Sönke Wortmann, daß es keine Schauspieler gebe, die Fußball spielen können: »Das stimmt ja nicht. Ich habe zum Beispiel beim VFB Stuttgart gespielt – wenn auch nur in der C-Jugend.« Für die Fußballszenen in »Das Wunder von Bern« hat Wortmann trotzdem lieber Fußballer ohne Schauspielerfahrung engagiert, und tatsächlich wirkt die nachgestellte Choreographie des WM-Finales von 1954 erstaunlich echt. Die Dialoge der Ballspielerspieler fallen dafür um so hölzerner aus, aber das ist ja auch bei erfahrenen Mimen wie Lohmeyer nicht anders.

Immerhin bekam Lohmeyers Sohn Louis eine Hauptrolle mit Kickeinlagen, und für den Vater wurde eigens eine Szene eingebaut, in der er seine Ballkünste erproben darf. In seine Rolle als Kriegsheimkehrer – der erst seine Familie tyrannisiert und dem Sohn den Kontakt zu seinem Idol Helmut Rahn verbieten will, aber schließlich einträchtig mit ihm zum WM-Endspiel nach Bern fährt – hat sich Vater Lohmeyer dann doch noch prima eingefühlt: »Man muß sich immer wieder vorstellen, was diese Leute erlebt haben an Sinnlosigkeit, an Verzweiflung, an Angst. Die Geschichten der Heimkehrer haben mich schon fasziniert.«

Den Regisseur offenbar auch. Der als Mischung aus biederem Heinz-Erhard-Schwank und rührseligem Melodram inszenierte Nationalfeierfilm verklärt die Legende, Deutschland habe mit dem überraschenden WM-Sieg 1954 doch noch den Krieg gewonnen.

Die mit Marschmusik unterlegten Spielszenen aus dem Wankdorf-Stadion montiert Wortmann mit den Reaktionen am Stammtisch daheim, wo Kriegsversehrte und Trümmerfrauen mitfiebern. Sogar die Frau eines Reporters, die vor der WM Fußball für ein Spiel hielt, in dem »24 Männer einem Ball hinterherlaufen«, gerät in den Siegestaumel: »Aus den Ungarn machen wir Schaschlik!«

In der parallelgeführten Familiengeschichte entwickeln die Söhne (der älteste haut in die DDR ab) nach und nach Mitgefühl mit dem Nazi-Vater, der wegen eines Kriegstraumas arbeitsunfähig ist. Denn wie die Enkel, die heute die Kriegsgeschichten ihrer Großeltern forterzählen, ist auch Wortmann endlich erwachsen geworden. Die »sozialpolitische Wichtigkeit« des »Wunders von Bern« habe er erst »mit 17, 18 überrissen, in meiner linksradikalen Zeit – und da fand ich es natürlich Scheiße. Nicht den sportlichen Erfolg, sondern den Taumel danach.« Heute erinnert sich Wortmann mit Kopfschütteln an derartige Jugendsünden: »Ich habe mich mit meinem Vater aufs Blut gefetzt, weil ich ihm persönlich den Zweiten Weltkrieg in die Schuhe geschoben habe – zu Unrecht natürlich.« Heute könnten die versöhnlichen Söhne seiner Generation auch das Leid der Täterväter sehen. Da ist es nur konsequent, daß der Rebell i. R. auch die Vergangenheit des ehemaligen Reichstrainers und NSDAP-Mitglieds Sepp Herberger unterschlägt. Er wolle die Figur nicht desavouieren, erklärte Wortmann in Locarno. Im Film ist Herberger der moralisch erhabene, gütige Übervater.

Daß Vater und Sohn Lohmeyer auf dem Weg aus dem Ruhrpott nach Bern über Alpenpässe fahren müssen, mag dagegen als, nun ja, künstlerische Freiheit durchgehen. Doch das Kunstwerk endet in einer Idylle der werktätigen deutschen Feldarbeiter vor untergehender Sonne (das Wirtschaftswunder läßt grüßen) – soviel Kitsch und sowenig deutsche Selbstkritik waren nicht nur ausländischen Kritikern bei der Uraufführung in Locarno Grund zur Häme.

Der Tod Helmut Rahns, der wie Fritz Walter die Premiere des Films nicht mehr erlebte, beschwor in Deutschland noch einmal – keine schlechte PR für Wortmanns »Wunder« – einen nationalen Gedenktag herauf. Neben Gerhard Schröder, für den der Stürmer ein »großes persönliches Vorbild« war, erinnerte sich Peter Boenisch in »Bild« an Rahns entscheidenden Schuß. Der Rundfunk-Reporter Herbert Zimmermann habe ihm später anvertraut: »›Das war mein wichtigstes Tor‹, als hätte er es geschossen. Er war verwundet aus dem Krieg gekommen. Ritterkreuzträger. Ein tapferer Soldat, kein Nazi. Für ihn war dieses Tor von Helmut Rahn die Befreiung vom Krieg.«

Sönke Wortmann glaubt, beim Finale 1954 sei »etwas entstanden, was es heute noch gibt: daß eine deutsche Nationalmannschaft nie aufgibt«. Ein deutscher Filmemacher leider auch nicht. »Jetzt ist dieses Gefühl wieder da, fast wie damals ... Dieser Glaube an sich selbst, diese mentale Stärke, das geht alles auf 1954 und Helmut Rahn zurück.«

Nicht nur Adidas unterstützt diesen, dem Productplacement durchaus nicht abgeneigten Film, sondern auch der Deutsche Fußball-Bund, der im kommenden Jubiläumsjahr mit Ausstellungen an das »Wunder von Bern« erinnern will. Denn »nach diesem phantastischen Auftreten der deutschen Spieler zollte die internationale Szene den Helden von Bern großen Respekt. Das durch den Krieg leidgeprüfte deutsche Volk begann langsam wieder, etwas Selbstvertrauen zu tanken, und

gewann den Glauben an sich zurück.« Der Kanzler, der die filmische Entsprechung zu Jörg Friedrichs *Der Brand* und Günter Grass' Geschichte vom Untergang der Wilhelm Gustloff schon vorab gesehen hat, dürfte an dieser Art der »Vergangenheitsaufarbeitung« Gefallen finden. Und wer weiß, vielleicht landet »Das Wunder von Bern« schon bald auf dem Lehrplan – als würdiger Nachfolger der Heimkehrersaga »Soweit die Füße tragen«, die in den letzten Jahren in vielen Schulklassen zur Veranschaulichung des Geschichtsunterrichts auf dem Programm stand.

Eins hat Wortmann allerdings nicht bedacht: Wenn Lohmeyer sein Gesicht in Falten wirft und in Tränen der Rührung ausbricht, kann der Zuschauer nicht anders als losprusten. Denn deutsche Schauspieler können nun mal nicht nur nicht Fußball spielen, sie können auch nicht schauspielen.

»Das Wunder von Bern« läuft ab 16. Oktober im Kino. Der gleichnamige Roman zum Film erscheint bei Kiepenheuer & Witsch.

Marit Hofmann schrieb in KONKRET 8/03 über die Zeitschrift »Neon«

Konkret 10/03, S. 51

Georg Seeßlen

Befragungen, Spurensuche

Eine Ausstellung in Basel zeigt Arbeiten Paul Klees aus den Jahren zwischen 1934 und 1940.

Was kann man von Bildern wissen, und was zum Teufel kann man über sie sagen? (Etwas, das besser wäre, als einfach den Mund zu halten und die Bilder selber sprechen zu lassen, wie das die Künstler gerne vorschlagen, zu Recht und ganz in ihrem Interesse.) Warum muß überhaupt von Bildern gesprochen werden? Es leuchtet ja unmittelbar ein bei den Bildern, die wir als »falsch« identifiziert haben. Man muß über Bilder im Fernsehen sprechen, weil sie »die Wirklichkeit verfälschen«, ist doch klar. Man muß »Kitsch« entlarven, Propaganda, Pornographie und Ideologie. Nichts eignet sich dazu besser als ein Text. Aber wie spricht man von »richtigen« Bildern? Von Kunst zum Beispiel?

Die erste, sehr einfache Art wäre, über die Biographie ihres Produzenten zu sprechen. Paul Klee, einigermaßen erfolgreicher Künstler im Deutschland der ausgehenden zwanziger Jahre, Lehrender am Bauhaus in Dessau und schließlich Inhaber eines Lehrstuhls für Maltechnik an der Staatlichen Kunstakademie in Düsseldorf, wird im Frühjahr 1933 von den Nazis als »Kulturbolschewist« und »typisch gallizischer Jude« aus dem Amt gejagt. Er muß emigrieren – ein doppelter Bruch: der in der künstlerischen Karriere, die ja immer ein Projekt in der Geschichte der Wahrnehmung ist, und der in der Lebensweise. »Die ganze Ungewißheit um Amt und Bezüge zehrt an den Nerven und am Gemüt, und dann geschieht wirklich ein Hauptunglück als wankende Gesundheit.« So einfach und unbarmherzig, wie Klee es hinschreibt, ist das. Das Politische wird zum Persönlichen, und das Persönliche wird zum Körperlichen. In der Kunst geht es andersherum.

In den Monaten, in denen er Amt, Bezüge, Heimat, Beruf und ästhetisches Projekt verliert, arbeitet Klee im »Zeichenrappel« an Blättern, die nach seiner Darstellung »die nationalsozialistische Revolution« vorstellen (diese Arbeiten wurden vor kurzem gezeigt; siehe KONKRET 4/03). Anders als das künstlerische Projekt Klees vordem konnten sich diese Arbeiten eines Adressaten nicht mehr sicher sein.

Die Emigration führt Klee in die Schweiz, wo er bis zu seinem Tod 1940 bleibt. Die Lebensumstände sind nun in jeder Hinsicht beengt, in der Berner Wohnung am Kistlerweg wird ein 20 qm großer Raum zum Atelier (man kann in der Basler Ausstellung eine Rekonstruktion dieses Zimmers sehen). Es kommt die Krankheit hinzu, eine schwere Bronchitis erst, dann Masern, die Sklerodermie, für die es keine Heilung gibt, schließlich die Schwächung des Herzens. Klees Krankheitsgeschichte ist, so wie sie dokumentiert wurde, auch eine Geschichte vom Wissen um die Nähe des Todes. Klee beobachtet seinen Verfall durchaus sachlich, er erkennt die Auswirkungen nicht nur auf den Alltag, sondern auch auf das Handwerk seiner Kunst.

Bei so viel Zäsur, solcher Teilung der Biographie, scheint es nur naheliegend, die Arbeiten Klees von 1934 bis zu seinem Tod als »Spätwerk« zu betrachten und alle diese Bilder als Ausdruck der großen Fremdheit (fremd im Land, fremd in der Geschichte, fremd in der Zeit, und fremd schließlich im eigenen Körper) zu verstehen, als Dokumente des Schwankens zwischen Gewißheit und Angst, zwischen Schmerz und Gelassenheit und, wie es der bürgerliche Brauch ist, für die Bewältigung der eigenen Lebenskrisen nutzbar zu machen. Schmerz wird in der Kunst zum Trost, so wie, andersherum, die Revolte zum Kulturgut wird.

Interessant freilich wird es da, wo diese Gleichungen nicht aufgehen. Es gibt in dieser Ausstellung einige Bilder, die sind so vollkommen ohne Trost, daß man nur die Wahl hat, sie so rasch als möglich zu vergessen oder sie von nun an als Splitter im Kopf mit sich herumzutragen. Es gibt allerdings ebenso viele Bilder, die sich um das Leiden und die Biographie nicht im geringsten zu kümmern scheinen, sondern am ästhetischen Projekt des Malers weiterarbeiten, zu dem auch ein großer Humor gehört. (Der große Humor steht im Gegensatz zum kleinen, der als »Trotzdem-Lachen« Lebenshilfe abwirft.)

So wird die Identifikation eines Bildersystems im biographischen und zugleich metaphorischen Kontext zum Teil einer Lebensbetrachtung vom erfüllten Ende her. »Aus der bewußten und tiefreichenden Auseinandersetzung mit der Krankheit und dem bevorstehenden Tod, die er nicht zuletzt in seiner künstlerischen Arbeit geführt hat, scheint Paul Klee eine besondere Kraft zugekommen zu sein«, heißt es im Katalog. Die Gleichungen von Leben und Kunst und die Gleichungen von Kunst und Wissen sind es, die uns dann doch immer wieder in die Museen locken.

Am Leitfaden der Biographie durch diese Ausstellung zu gehen ist berührend und einleuchtend genug. Vieles von der Schönheit der Bilder entsteht aus den zunehmenden Schwierigkeiten, sie herzustellen. Die Verlagerung vom Malerischen auf das Zeichnerische resultiert auch aus der Notwendigkeit, vom stehenden Arbeiten an der Staffelei zum Sitzen am Zeichentisch überzugehen. Die Enge des Arbeitsraums tut das Ihre zur Konzentration. Die Bilder drücken das gesteigerte Empfinden für den Körper und seine Begrenzungen nicht einfach aus, sie geben ganz direkt die Mühe einer Armbewegung, den Trotz eines Pinselstrichs wieder. Selten läßt sich an Bildern so genau wie hier sehen, wie sie aus den Bewegungen des menschlichen Körpers entstehen. Man sieht hin und empfindet die Gegenwart eines Menschen, den es nicht mehr gibt und

der sich ganz anders aufgehoben hat als einer, der, vielleicht, in einer Fotografie überlebt, die man von ihm machte. Das ist so seltsam, daß man augenblicklich vieles von dem vergißt, was man hätte über die Bilder wissen sollen.

Die Gegenwart des Menschen in seiner Kunst läßt ihre vollkommene Einschließung ins dekorative Ambiente des Bürgerlebens nicht zu. Weiß man deshalb etwas über die Bilder? Wissen kann man jedenfalls etwas über ihre Zeit. 1937 sind im Deutschen Reich die Bilder Klees konfisziert; sie werden in die Ausstellung »Entartete Kunst« gehängt. Eine ästhetische Front der Moderne gegen den Faschismus gibt es allerdings nicht. Klee erhält in der Schweiz Besuch von Picasso und Braque, er ist vertreten in der Bauhaus-Ausstellung des Museum of Modern Art, 1938, in der versucht wird, der »Entarteten Kunst« in München einen Entwurf der »positiven Moderne« gegenüberzustellen. 1940 gibt es eine Ausstellung von Klees Arbeiten aus den letzten Jahren im Züricher Kunsthaus.

Das alles kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Projekt der Moderne in der Malerei in diesen Jahren seinen Zusammenhalt verliert. Der Verlust des Adressaten geht vom Nationalsozialismus aus. Und auf das Projekt folgt die Ideologie, auf diese der Markt. Die Kunst fällt aus der Geschichte – schließlich wird niemand für sie oder mit ihr einen Krieg führen, und nach dem Krieg muß die »positive Moderne«, die sich nicht mehr als Projekt der ästhetischen Aufklärung verstehen kann (der Adressat hat gerade unter hohen Opfern das Böse der Spaltung von anti-moderner Ästhetik und modernster Technologie bezwungen, ohne das eigene Modernisierungsbild konsistent halten zu können), zum Tapetenmuster werden; und Klees Arbeit wird das Material für Kunstpostkarten und Coffee Table Books liefern.

Klees Bilder sind Befragungen. Natürlich sind alle Bilder auch Befragungen, und mit der Moderne richtet sich diese Befragung auch zurück auf das Medium. Dürer, zum Beispiel, befragt den Körper, die Geste, gewiß auch die Geschichte (und sich selbst darin). Klee befragt darüber hinaus die Bildhaftigkeit der Welt. Er fragt danach, unter vielem anderen, wie aus Körpern Zeichen werden (und umgekehrt). Das Projekt der Moderne in der Bildenden Kunst ist eine Decodierung.

Wenn das Bild eine Frage ist – und ich als Antwort das Meinungsgeschwätz nicht zulassen will – , was kann ich dann noch von ihm wissen, abgesehen davon, daß ich den Fragenden erkennen kann (aber wahrscheinlich mache ich mir nur wieder ein Bild von ihm)? Die Frage haben wir vor uns. Was aber ist das Befragte? Offensichtlich ist es weder eindeutig noch konsistent. Weder, zum Beispiel, eine Idee noch eine Wahrnehmung: Je abstrakter ein Bild wird, desto konkreter wird sein Material, und umgekehrt. Am Ende sagt eine Linie etwas über Linien und eine Farbe etwas über Farben aus. Oder eine Seriographie sagt etwas über den Versuch, den aufdringlichen, schön-schmerzhaften Körper schließlich doch noch aus der Kunst zu verbannen (Warhol) oder ihn, im Gegenteil, so direkt wie möglich in Kunst zu versprengen (Pollock). Das Befragte ist offensichtlich die Grenze. Ist es der Ort, wo es nicht weitergeht (in der Kunst und in der Aufklärung), weil ich endlich die Frage gestellt habe, die in dem System, das sich mir bot, nicht mehr zu beantworten ist? Die negative Moderne kann sich selber nicht anders begreifen denn als prolongiertes Projekt der Selbstaufhebung. Die Kunst dabei besteht darin, daß trotzdem immer noch gehörig was los ist in den Bildern und drumherum.

Paul Klees ästhetisches Projekt indes war Teil jener positiven Moderne *vor* dem Faschismus, die sich fraglos (und fraglos romantisch) dem Projekt der zweiten (oder dritten) Aufklärung zugehörig fühlen durfte, die nach den Bedingungen der Erkenntnis fragt. Das Befragte liegt noch außerhalb der Kunst, im Körper, in der Geschichte, im Mythos. Da ein so großer Teil seiner Arbeiten in ihren Titeln direkt auf die griechische Mythologie bezogen ist, und ein mindestens ebenso großer Teil auf ganz konkrete gesellschaftliche Situationen, wäre es doch fahrlässig, diesen Spuren zum Befragten nicht zu folgen.

Der Titel eines Bildes ist eine Spur zum Befragten. Natürlich kann man da in eine Falle tappen: als wäre das Bild eine Illustration von etwas Gemeintem. Dann könnten so viele Bilder Klees im Zusammenhang mit ihren Titeln als kuriose, groteske, dramatische und tragische »Geschichten« gelesen werden; »nach der UeberSchwemmung«, »Bacchanal in Rotwein«, »Theater im Wald«, »Luna der Barbaren«. Und natürlich beziehen wir Bilder/Titel wie »beginnende Kühle«, »es ringt noch« oder »Angstausbruch« sogleich auf unser biographisches Wissen zurück. Man muß das nur sehen, den Titel lesen und ein längeres Gedankenspiel beginnen. Man kann auch »träumen« dazu sagen. Das ist nicht verboten, und wer vor einem Kunstwerk träumt, stellt wenigstens sonst nichts Unangenehmes an.

Aber es hat nichts mit meinem Wissen vom Bild zu tun. (Die Träumer werden unruhig. Vielleicht sollte man erwähnen, daß sie eben doch gelegentlich recht unangenehm werden können, wenn man ihre Kunsträume und Kunstträume stört.) Wer eine Frage stellt, muß wissen, wen oder was er befragt, und was er oder sie wissen will. (Sie oder er muß es dazu weder in Worte fassen noch sonst irgend kundtun; meistens legen Künstler jedoch durchaus Spuren auch außerhalb ihrer ästhetischen Produktion – und sei's durchs eigene Leben.) Das wiederum heißt, daß ein nicht unerheblicher Teil der Antwort bereits in der Frage liegt. So gilt es die Frage zu verstehen, und darin zugleich den Frager und das Befragte.

Wie kann man fragen, im Bild? Bei Klee scheint das sehr einfach: durch das Zerlegen, die Rückführung des Körperlichen auf das Zeichenhafte, und umgekehrt, die Farbe als Zustand, Auflösung und Montage. Was uns als Zwischenstadium dieses Prozesses immer wieder begegnet: Idol, Maske, Puppe, Karikatur im Zeichnerischen, Distanzierung und Vermischung, drüber und dagegen im Malerischen. So fragt schon das Bild: Was steckt dahinter? Und was schiebt sich davor? Die

positive Moderne bietet ein Schauspiel und Modell der Decodierung, und natürlich besteht ihre größte Wirkung darin, daß dies ein unabgeschlossener, ein unabschließbarer Prozeß ist: Das Kunstwerk ist diejenige Aussage, die das System, in dem sie entsteht, als unabgeschlossenes entlarvt. Das heißt auch: Die Frage will sehr genau verstanden werden, aber sie verlangt Respekt vor ihrer Nicht-Beantwortbarkeit. (In der Mathematik hat Kurt Gödel die Existenz des Zusammenhangs von Frage und System beweisen können, in der Ästhetik ist das mit dem Beweisen natürlich nicht so einfach.)

Dieses Projekt der Moderne hat ebenso viele aufregende wie durchaus erschreckende Aspekte, weshalb es kein allzu großes Wunder ist, daß es nicht nur viele Leute gibt, die ihm nicht folgen, sondern auch etliche, die durch es so sehr in Panik versetzt werden, daß sie es mit Gewalt unterdrücken wollen. An diesem Moment berühren sich wiederum Biographie, Methode, Projekt und Geschichte.

Was Klee anbelangt besteht seine Wirkung nicht zuletzt in der ungeheuren Menschlichkeit, mit dem er sein Projekt der Moderne verband. Ich möchte es eine Form der malerischen Güte nennen. Seine Kunst trumpft nicht mit der Unbeantwortbarkeit der Fragen auf; der Frager will das Befragte nicht überwältigen. Überall verstreut Klee Rückbindungen ans Leben, an die Begriffe und Erzählungen, er macht für den, der seine Bilder ansieht, den Weg nicht eng, jedes seiner Bilder hat einen Ausweg, jedes birgt einen Spiegel und ein Fenster, und im Schauspiel von Codierung und Decodierung sind bei ihm Emotionen nicht verboten, im Gegenteil: Auch sie werden decodiert, und zugleich sind Gefühle ein prächtiges Mittel der Decodierung. Das Projekt der Moderne bei Klee, so einfach ist das, ist verbunden mit einer Zärtlichkeit für das Seiende und das Gewesene. Und das Kommende? Das eben ist die Frage.

Also kann man in der Ausstellung »Paul Klee – Die Erfüllung im Spätwerk« dem Schmerz, dem Tod, der Angst und der Einsamkeit begegnen, erschrocken und glücklich. Man kann den Tod befragen mit seinen Bildern, und was an Antwort schon in ihnen liegt, das ist das Leben. Und man kann das Projekt der Moderne wieder entdecken, die Notwendigkeit der Fragen, das Selbstbewußtsein des aufgeklärten und aufklärenden Menschen. Die Furchtlosigkeit und Genauigkeit der Moderne, bevor man ihr die Zukunft nahm.

Die Ausstellung läuft in der Fondation Beyeler in Riehen/Basel noch bis zum 9. November; vom 23. November bis 15. Februar 2004 ist sie im Sprengel Museum Hannover zu sehen. Der Katalog kostet in Basel 49 CHF.

Georg Seeßlen schrieb in KONKRET 6/03 über »The Quiet American«

Konkret 10/03, S. 54

Martin Büsser

Schule des Sehens

Der spanische Maler Antoni Tàpies wird achtzig.

Er ist ein zurückhaltender Künstler, einer, der sich auf Partys nur ungern sehen läßt, einer, der nicht gerne reist. Die meiste Zeit seines Lebens verbrachte Antoni Tàpies in seiner Heimatstadt Barcelona, deren enge Gassen ihn zu seinen Werken inspiriert haben. Von den Touristenzentren weit entfernt und in den tiefen Häuserschluchten von der Sonne nur selten bestrahlt, findet sich dort überall altes Mauerwerk, zum Teil bloßgelegt, zum Teil verputzt, mit eingekratzten Inschriften und Graffitis. Diese unscheinbaren Mauerstücke mit ihren anonymen Hinterlassenschaften waren es, die Tàpies vor etwa fünfzig Jahren zu einer ganz eigenen Bildsprache haben finden lassen. Seine häufig aus Materialien wie Sand und Mörtel hergestellten Arbeiten wollen ebenfalls Geschichte abbilden und Vergänglichkeit mittels Spuren sichtbar machen, die wirken sollen, als wären sie ebenso beiläufig entstanden wie jene an den Mauern Barcelonas. In ständiger Auseinandersetzung mit der katalanischen Geschichte und einer sich über Jahrzehnte hinziehenden, symbolischen Abrechnung mit dem Franco-Regime, im ästhetischen Bezug auf die unmittelbare Umgebung des eigenen Ateliers widerspricht Tàpies dem Bild des zeitgenössischen Künstlers als weltgewandter Beobachter globaler Prozesse – und hat doch zu Bildvokabeln gefunden, die aufgrund ihrer fast schon archaischen Zurückgenommenheit weltweit verstanden werden.

Tàpies läßt sich nur schwer einer bestimmten Künstlergeneration oder einer Kunstbewegung zuordnen. Die von ihm bewunderten Vertreter der Klassischen Moderne, die Surrealisten und Dadaisten – unter ihnen vor allem Kurt Schwitters, von dem Tàpies eine Collage besitzt – , gehörten zur Generation der Vorgänger; auch die nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzende Tendenz zur Abstraktion hatte Tàpies nicht unmittelbar prägen können. Heute werden seine Arbeiten immer wieder mit denen amerikanischer Kollegen wie Robert Motherwell verglichen, doch für einen Zwanzigjährigen war es im Spanien der vierziger Jahre schon schwer genug, überhaupt an Material über die Surrealisten heranzukommen. Einer solchen Beschäftigung kam, wie Barabara Catoir in *Gespräche mit Antoni Tàpies* schreibt, »eine fast geheimbündlerische Rolle zu«. Es ist daher nicht abwegig, Tàpies Vorliebe für Mystik und eine verschlüsselte Zeichensprache auf solche konspirativen Erfahrungen zurückzuführen. Daß Tàpies erst 1954, im Alter von 31 Jahren, zu seinem »klassischen« Stil fand, war nicht zuletzt Folge der politischen Verhältnisse in Spanien zur Zeit Francos. Daß er diesen Stil allerdings nicht in einem der damaligen künstlerischen Zentren, sondern weitgehend isoliert in Barcelona entwickelte und weiterführte, gehört zu den Eigenarten eines Künstlers, der sich sein Leben lang für die Autonomie Kataloniens einsetzte, die Verbindung zu Avantgardebewegungen scheute und nach eigenen Aussagen vor einem Boheme-Leben immer etwas Angst hatte.

Sein Frühwerk läßt die Suche nach einer eigenen Handschrift noch deutlich erkennen. Collagen und abstrakte, mit Kordeln und zerknüllten Zeitungspapieren versehene Materialbilder, die seinen späteren Stil bereits ankündigten, standen neben symbolisch überfrachteten Gemälden, die den Einfluß von Max Ernst erkennen ließen, in ihren epigonalen Auswüchsen aber auch Dali, Miró und Klee verarbeiteten. Erst mehrere Reisen nach Paris und eine erfolglose Einzelausstellung 1952 in Barcelona brachten Tàpies dazu, seine spätsurrealistischen Versuche aufzugeben. Neben der Art Brut, den groben, Toilettenkitzeleien nachempfundenen Motiven Jean Dubuffets, der schon in den Vierzigern mit Materialien wie Erde und Mörtel gearbeitet hatte, waren es vor allem die Graffiti-Fotografien von Brassaï, die Tàpies dazu veranlaßten, seine Bildsprache strikt zu reduzieren. »Die Zwitterkunst der Gassen wird zum Kriterium«, schrieb Brassaï 1933, nachdem er zusammen mit Picasso durch die Straßen von Paris gezogen war, um Graffitis aufzuspüren. »Sie wirft alle ausgeklügelten Leitsätze der Ästhetik über den Haufen.«

Es war jedoch nicht diese Tabula-Rasa-Stimmung gegen den akademischen Kunstbetrieb, auch nicht die zur Pop-Art führende Faszination für »niedere« und »populäre« Kunst, die Tàpies an den Graffitis interessierte, eher das genaue Gegenteil: Wo Brassaï einen Angriff auf die herkömmlichen Leitsätze der Ästhetik entdeckte, sah Tàpies ein geradezu zeitloses Gesetz der Schönheit am Werk, wie es etwa Leonardo da Vinci in seinen Äußerungen über die inspirierende Kraft von Mauerflecken, Wolken und Farbklecksen formuliert hatte. Tàpies, der nur *diese* Vorliebe mit Leonardo teilt und die Malerei der Renaissance ansonsten ablehnt, weil sie den Werken ein triumphales Gefühl von Dauer verlieh, nutzte fortan die Vor-Bilder bröckelnder Mauern und ihrer Zufallskritzeleien im Sinne einer Ästhetik des Verschwindens, als deren Bewahrer der Künstler fungiert. Hier fand er Archetypen und Konstanten einer universell verstehbaren, historisch unveränderlichen Bildsprache, die bis auf die Höhlenmalerei zurückgehen. »Ich glaube, der Künstler muß aus Prinzip immer gegen die Ästhetik sein«, sagt er im Gespräch mit Barbara Catoire. Gleichwohl würde er für seine Arbeit keine Antiästhetik reklamieren; er schwärmt im Gegenteil von der Schönheit der Ruinen, deren Anziehungskraft er auf seine Arbeiten übertragen habe, und grenzt sich gerade aus Gründen der »Schönheit« von der »Arte Povera« ab, die »niedere« Materialien wie Stroh und Lehm mit Chrom, Neon und Kunststoff zusammenbrachte: Industrieprodukte, erklärte er lakonisch, stoßen ihn ab. »Es fehlt ihnen die Aura, weil sie im Gegensatz zu Holz unorganisch, artifiziell sind.«

Als Tàpies, aus Paris nach Barcelona zurückgekehrte, 1955 seine ersten Mauerbilder schuf, graue, mit Spachteln bearbeitete Flächen, hatte er nicht nur einen eigenen Weg gefunden, sondern war erstmals ganz auf der Höhe seiner Zeit. In den USA arbeitete zur selben Zeit Eva Hesse, in Frankreich eine Gruppe, die später unter dem Begriff »Nouveau Réalisme« gefaßt wurde, ebenfalls mit Fundstücken und Materialien, auf denen die Zeit Spuren hinterlassen hatte; Raymond Hains beispielsweise trug die beinahe meterdicken Plakatwände in den Pariser Straßen ab und schuf mit seinen Abrissen einzelner Schichten abstrakte Collagen, die an Schwitters und Pollock erinnerten. Während sich die einen jedoch immer stärker in Richtung der Pop-Art entwickelten, also Alltagsgegenstände unbearbeitet übernahmen, dienten Tàpies die profanen Vorlagen lediglich als Inspirationsquelle für die eigene, von immer wiederkehrenden Symbolen geprägte Bildsprache, die um so stiller und introvertierter wurde, je lauter sich die Kollegen weltweit auf Pop als massenmediale Metropolenkunst beriefen. Neben Cy Twombly, der – ebenfalls von Graffitis inspiriert – zu ähnlich fragilen, sich allem Spektakulären entziehenden Ausdrucksformen gefunden hatte, sollte Tàpies so zu einem der letzten Künstler seiner Generation werden, der sich unbeeindruckt von allen Ismen und Post-Strömungen ein Prinzip der Zurückhaltung bewahrt hatte, eine Kunst »an der Grenze des Verstummens« (Barbara Catoir).

Als in den siebziger Jahren einige Künstler schließlich genug von der bunten Pop-Welt hatten, suchten sie nach einer unscheinbareren Ästhetik; sie arbeiteten mit einfachen, vorgefundenen, vom Lauf der Zeit und den Menschen vernutzten Materialien. Dorothee von Windheim trug Fassaden von verfallenden Fachwerkhäusern ab, Christian Boltanski stöberte auf Flohmärkten nach alten Paß- und Familienfotos. In all diesen Arbeiten, die als »Spurensicherung« firmierten, ging es um eine anhand von abgelegten Gegenständen vorgenommene Rekonstruktion von Geschichte. »Kaschiert hinter ärmlichen Spuren wie Putzbrocken, Kieseln, Feldern, Spielzeugteilen, Unkraut, Scherben«, schrieb Günter Metken über solche Tendenzen, »war es ein anthropologischer Ansatz.« Zur selben Zeit arbeitete auch Tàpies an Plastiken aus vorgefundenem Material, benutzte Kleidungsstücke und Stroh oder, 1973, schlicht ein mit einem Tuch umwickeltes Bettgestell. Was Tàpies jedoch stets von seinen jüngeren Kollegen unterscheidet, ist das historisch Unbestimmbare seiner Arbeiten, die als Ausdruck des Archaischen an jedem Ort und zu jeder Zeit gültig sein sollen. Wenn Boltanski Ausschnitte aus einem kurz vor der Machtergreifung der Nazis entstandenen Klassenfoto jüdischer Schüler vergrößert, dient dies der Erinnerung an ganz bestimmte historische Begebenheiten. »Alles, was fotografierbar ist«, sagt Tàpies dagegen, »interessiert mich nicht«, weshalb auch der Mensch in seinem Werk nie als individuelles Konterfei vorkommt, sondern ausschließlich über die von ihm hinterlassenen Zeichen gegenwärtig ist.

Dort, wo das Politische in Tàpies' Werk über die katalanische Agenda hinausgeht, bleibt es Teil eines allein ästhetisch Vermittelbaren, da es nur als solches unabhängig von einer bestimmten Zeit oder Sozialisation »verstanden« werden kann – diese auf Dauer abzielende Tendenz hat Tàpies dann doch mit den ihm verhaßten Renaissancekünstlern gemeinsam. Tàpies hat von Matisse' Ankündigung, seine Bilder seien geschaffen, damit der Betrachter sich zurücklehnen und ausruhen könne, nichts gehalten, sondern gefordert, ein Kunstwerk müsse »den Betrachter bestürzen«. Doch trotz »einer gewissen marxistischen Stimmung« bezieht sich Tàpies mit seinem ästhetisches Lob der Armut nicht auf die Ökonomie, sondern auf Romantik, Gnosis und Mystik. Während bei Boltanski die Wiedergabe des auf einer Fotografie bewahrten Gesichts ein Zeugnis des Einzelnen ist, das stellvertretend für alle Menschen steht, sucht Tàpies das Verbindende im Material und begründet seine Ethik mit dem mystischen Gedanken, »daß wir allem gleichen«. Eine solche Hinwendung zum Archaisch-Stofflichen birgt die Gefahr von Mißverständnissen, kann in Obskurantismus oder den Schamanismus eines Beuys, gar in die Blut-und-Boden-Rhetorik eines Anselm Kiefer münden, dessen Trümmerfelder mit Tàpies' Faszination für Ruinen korrespondieren, »eine Evokation der Sterblichkeit«, die laut Tàpies »zur Wiedergeburt stimuliert«.

Tàpies Hinwendung zur Mystik muß jedoch vor seinem biographischen, also spanischen Hintergrund betrachtet werden. Katholisch aufgewachsen, wandte er sich schon früh von der Kirche ab und las die als Ketzer verrufenen Mystiker als Aufklärer, die mit den offiziellen Dogmen nichts im Sinn hatten und in den einfachsten Dingen »Gott« erkennen wollten. Tàpies tauschte das Wort »Gott« zwar gegen den Begriff der »allumfassenden Materie« aus, teilte aber mit den Mystikern den Gedanken, daß auch die Dunkelheit »der Aufklärung des Geistes diente, indem sie, wie es Juan de la Cruz interpretierte, zur Vorraussetzung für die Entfaltung der imaginativen Fähigkeiten« wird. Man muß die hier beigezogene Interpretation von Barbara Catoir nicht teilen, um das grundlegende Prinzip der Tàpies'schen Arbeit zu schätzen: eine auf Reduktion basierende »Erziehung zur Sensibilität«. Inmitten einer von Videos und Neonröhren umflackerten Kunst, die zudem darauf abzielte, den gesamten Müll der westlichen Konsumgesellschaften, von der Cornflakeschachtel bis zum Filmsternchen, im Triumphzug dem Vergessen zu entführen, arbeitete Tàpies mit Staub, Erde, Rissen und Kratzern, die auf das immer schon Namenlose hinwiesen.

Eine gewisse existentielle Schwere, die Sartre und Beckett im Werk des Künstlers schon in den fünfziger Jahren hinterließen, ist von Tàpies immer wieder in Leichtigkeit verwandelt worden. Seine Arbeiten akzeptieren das scheinbar Flüchtige und Fragmentarische und ziehen ihre Harmonie aus dem Eindruck des Unfertigen. Mit seiner »Schule des Sehens«, die ihn unter den Lebenden wohl nur noch mit Twombly verbindet, hat Tàpies Meisterwerke des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts geschaffen, die sich der herkömmlichen Vorstellung vom »Meisterwerk« widersetzten.

Alle Zitate aus Barabara Catoir: *Gespräche mit Antoni Tàpies*. Prestel Verlag, München 1987

Martin Büsser schrieb in KONKRET 9/03 über Richard Hamilton

Konkret 10/03, S. 56

Ren Martens

Melodie & Rh thm s

Tied & Tickled Trio: Obser ing S stems Morr M sic/Ha sm sik/Indigo

Von Popmusik läßt sich seit je auch anhand von Städtenamen erzählen. Ob Liverpool oder Nashville, ob Detroit oder Köln: Diese Stichworte wecken Assoziationen an bestimmte Sounds und Haltungen. Seit einigen Jahren ist auch die bayerische 20.000-Seelen-Stadt Weilheim ein Punkt in diesem virtuellen Atlas. Eine Reihe verwandter Bands, die – mit unterschiedlichen Schwerpunkten – aus Pop, Jazz, Elektronik und Indierock-Überresten sehr eigene Kleinode schaffen, haben hier ihren Ursprung, am bekanntesten geworden ist The Notwist um die Brüder Markus und Michael Acher.

Die beiden sind, neben mittlerweile elf weiteren Musikern, auch Teil des Jazz-Kollektivs Tied & Tickled Trio, das auf dem neuen Album »Observing Systems« eine derart warme und entspannte Musik zustande bringt, daß man versucht ist, dies unter anderem auf ihren ländlichen Entstehungsort zurückzuführen. Lediglich vier Tage haben sie gebraucht, um die Platte einzuspielen – und das, obwohl die Achers, wenn sie mit The Notwist spielen, bisweilen bis zur Erschöpfung darüber diskutieren, wie man gewisse Soundfragmente bearbeitet, um nach ein paar Stunden womöglich zu entscheiden, daß man sie doch lieber wegschmeißt.

»Observing Systems« ist geprägt von einem Groove, der den Impuls zum Tanzen weckt, aber auf andere Art als bei jenen Stilen, die »Dancefloor-Jazz« oder so ähnlich heißen. Über einem angenehm fließenden Rhythmusteppich – meistens elektronisch erzeugt, manchmal angereichert mit afrikanisch anmutenden Percussions und stets auf Dub anspielend – wecken_Bläsersätze Erinnerungen an Gil Evans. Die besten Stücke – »Freakmachine«, »Bungalow« und »Motorik« – leben vom Spannungsverhältnis zwischen Melancholie und organisierter Wildheit.

Akzente setzt vor allem Ulrich Wangenheim an der Baßklarinette, womit er auf Eric Dolphy (1928-1964) verweist, der dieses Instrument ja erst in den modernen Jazz einführte. Dennoch: Soli sind beim Tied & Tickled Trio keine individuellen Ausbrüche, keine muckerhaften Demonstrationen, getrieben von der Hoffnung auf ein gönnerhaftes Schulterklopfen der Kollegen, sondern Beiträge zu einer geschlossenen Mannschaftsleistung. Diese Haltung basiert auf den Punk-Wurzeln einiger Mitstreiter, die die Position propagieren, daß Perfektion der Sache nicht dienlich ist. Das wiederum dürften alle relevanten Jazz-Fraktionen als Provokation empfinden.

Konkret 10/03, S. 56

Tobias Nagl

Melodie & Rhythmus

Batata Y Su Rumba Palenquera: Radio Bakongo. Network

Palenque ist ein kleiner vergessener Ort an der Karibik-Küste Kolumbiens. Einer aber hatte einst den Weg dorthin dennoch gefunden: der Teufel. Es ist wohl gar nicht so selten, habe ich mich belehren lassen, daß der Leibhaftige Musiker aufsucht, aber die Geschichte geht dann doch ganz anders aus, als wir das zumindest von Robert Johnson kennen. Als der aus einer alten Percussionisten-Familie stammende Cho »Batata« Maney in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf den Herrn der Finsternis traf, wurde er vom Fleck weg zu einem Trommelduell aufgefordert. Wie die informativen Linernotes zu »Radio Bakongo« zu berichten wissen, hat der passionierte Rum-Trinker Cho Maney das Duell gewonnen, indem er das »Vaterunser« rück-wärts spielte. Satan soll sofort verduftet und seitdem nie wieder im Dorf gesichtet worden sein.

Cho Maney, der auf einer Zuckerrohrplantage arbeitete und in den dreißiger Jahren von kubanischen Arbeitern den Son zu spielen lernte, war der Vater und Lehrer von Paulino »Batata« Salgado. Er selbst hatte das Trommelspiel wiederum von seinem Vater gelernt. Palenque besitzt eine lange musikalische Tradition, die von den afro-kolumbianischen Dorfbewohnern bis zu Benko Bioho zurückgeführt wird, dem militärischen Anführer entlaufener Sklaven, die bereits im 17. Jahrhundert das spanische Kolonialregime in die Knie zwangen und westafrikanische Spielweisen mit der indianischen Flötenmusik zum Cumbia fusionierten. Auch Paulinos Musik bewegt sich auf den Routen der einstigen Sklavenschiffe. In den sechziger und siebziger Jahren war er ein gefeierter Star und erlebte die kreative Hochphase der afro-kolumbianischen Musik, die nach wie vor wesentliche Einflüsse aus einem sich gerade dekolonisierenden Westafrika erhielt: Schwarze Seeleute brachten karibisch beeinflußte Rumba-, Highlife- und Afro-Beat-Platten aus Nigeria und dem Kongo in die kolumbianischen Hafenstädte zurück, und schnell entwickelte sich eine Szene von Soundsystems, die mit ihren exklusiven Dubplates, großmäuligen Ansagen und baßstarken Boxen als »Bibliotheken des Ghettos« den jamaikanischen in nichts nachstanden.

Mit nun 74 Jahren und einer Unzahl von Gastmusikern hat Paulino »Batata« Salgado diesem transatlantischen musikalischen Netzwerk ein Denkmal gesetzt: Neben kolumbianischen Afro-Beat- und Highlife-Nummern finden sich auf »Radio Bakongo« genauso kubanisch beeinflußte Sons und Soukous, und mit »Sons of Benkos« (»Le film du village«) hat Produzent Lucas Silvia obendrein eine so faszinierende Dokumentation über Batata und die Soundsystem-Dekade Kolumbiens gedreht, daß man ihr einen Kinostart wünscht. Wem die Idee einer »Weltmusik« zu eurozentristisch und der Buena Vista Social Club zu zickig erschien, findet hier vielleicht den Einstieg in eine Musik, deren Geschichte so interessant ist wie ihre Gegenwart.

Konkret 10/03, S. 56

Michael Saager

Melodie & Rh□ thm□ s

Ricardo Villalobos: Alcachofa. Pla□ ho□ se/Ne□ ton/Efa

Die Musik von Ricardo Villalobos ist etwas Besonderes. Gleich, ob sie auf Frisbee oder Lo-Fi-Stereo, auf Playhouse oder Perlon erscheint, im Grunde ist sie mit nichts als mit sich selbst zu vergleichen. Eine Übertreibung? Kaum. Niemand außer Villalobos hat in den vergangenen Jahren ansehnlichere Zen-Monster erschaffen: perkussive Club-Tracks zwischen minimalem House und filigranem Techno, große kleine Musikgeschichten, erzählt mit wenigen Mitteln, reduziert aufs Wesentliche – »volle Leere« hätte der dicke Mann aus Ostasien dazu gesagt.

Villalobos, der auch als DJ arbeitet, pendelt zwischen Chile, Frankfurt, Berlin und: Ibiza.

Zwar kann man nicht behaupten, die olle Touristen-Insel hätte auf einen wie ihn gewartet, etwa damit ihr unterirdischer Ballaballa-Sound an Niveau gewinnt, aber an ihn gewöhnt hat sie sich längst. Schuld daran ist Sven Väth. Er zeichnet verantwortlich für die Veranstaltungsreihe »Cocoon« im immer noch angesagten Club Amnesia, und somit für ziemlich exponierte Line-Ups. Auf »Cocoon«-Partys setzt man folgerichtig weniger auf fünfzig Arschtreter am Stück denn auf die gediegene Architektur sich stetig aufbauender Sets, weshalb jemand wie Villalobos hier auch unter Einsatz eigener Tracks einen guten Job machen kann. Sollen dann doch mal alle Arme in die Luft fliegen, greift man auf die Musik geneigter Kollegen zurück. Denn: Hits, gemessen mit Ibiza-Maßstäben, sind Villalobos□ Sache wirklich nicht.

Daran hat sich auch auf »Alcachofa« (dt.: Artischocke) nichts geändert. Das Album ist von großer Schlichtheit und Transparenz. Nirgendwo ein jäher Bruch, eine Lücke für einen eruptiven Ausbruch in seiner elefantösen Dramaturgie. Villalobos□ Tracks nehmen sich Zeit für ihre Veränderungen. Behäbig schichten sich die Teile zu einem Ganzen, finden gewissermaßen erst zu sich. Am Ende steht dann meist eine Welt für sich – aus unverbrauchten Geräuschen, wuchtigen Bässen, Bleeps und ein paar Blonks, perkussiven Spielereien und mit etwas Glück: melancholisch-melodiösen Seelenlandschaften, mit Gesang oder ohne. So wie »Easy Lee« – eine nach sprödem Metall klingende Hymne auf die Einsamkeit im Herzen eines Roboters. Fremd und wunderschön. Manchmal allerdings lebt Villalobos seine Nähe zur Leere allzu sehr aus. Tracks wie »I try to live« mangelt es an der Abwechslung im Kleinen sowie an einer überzeugenden Spannungskurve. Ihre Ideenarmut schlägt dabei um so deutlicher zu Buche als Villalobos es gerne besonders lang mag – unter sieben Minuten macht er es nicht. Ein Risiko, durchaus.

Konkret 10/03, S. 57

Martin Büsser

Platte des Monats

The Silver Mt. Zion Memorial Orchester & Tra-la-la Band with choir: This is our Punkrock, thee rusted Satellites gather & sing,. Constellation/Efa

Sie übertreibt, wo es nur geht, auch im Bandnamen und im Plattentitel, der tatsächlich mit einem Komma endet und mit seiner behäbig-altbackenen Form suggeriert, daß es sich hierbei nur um den Ausschnitt aus einem langen Epos handelt. Entsprechend episch hat Silver Mt. Zion aus Montreal auch seine Musik angelegt. Lange, ausufernde, opulent instrumentierte, sich thematisch aufeinander beziehende Nummern schlagen selbst den Größenwahn von Konzeptalben aus den siebziger Jahren um Längen. Um so bemerkenswerter, daß im Titel von Punkrock die Rede ist. Der Begriff Punk ist zwar relativ offen, bezeichnet eher eine Haltung als einen festgelegten Musikstil, doch Punkrock war schon immer Bezeichnung für einen von seinen Anhängern meist dogmatisch ausgelegten Stilbegriff – schnell, laut, hart, möglichst auf drei Akkorde und eine Songlänge von maximal drei Minuten reduziert. Silver Mt. Zion macht das genaue Gegenteil, ist über weite Strecken leise, niemals hart, findet kein Ende und kümmert sich schon gar nicht um die im Punk üblichen Powerakkorde. Der Titel darf also programmatisch gelesen werden: Hier definiert eine Band Punkrock neu, was die Tugenden und Untugenden des Siebziger-Artrock, symphonische Momente, Kammermusik, Improvisation und geräuschhafte Collagen, mit einschließt.

Die Haltung der Band und der Kontext, dem sie entstammt, entspricht wiederum ganz den alten Punk-Tugenden von Selbstbestimmung und Kollektiv. Zusammen mit Bands wie Godspeed You Black Emperor und Do Make Say Think teilt sich Silver Mt. Zion sowohl Musiker wie auch das eigene »Constellation«-Label, dessen Platten und CDs liebevoll detailreich gestaltet sind und ganz korrekt plastikfrei in grauer und brauner Pappe daherkommen. Von den einst unter Punks so gehaßten Ökos und Landkommunen-Visionen einer besseren Welt ist das freilich nicht so weit entfernt und macht nachträglich deutlich, daß Punks und Hippies sich oft nur durch ihre modischen Accessoirs und musikalischen Vorlieben voneinander unterschieden haben. In ihrer Sprache und Coverästhetik, aber auch in ihrem Auftreten als Kollektiv, das keinen musikalischen Primus mehr zuläßt, beziehen sich Bands wie Godspeed und Silver Mt. Zion ganz auf Crass, die Ahnen des politisch korrekten Punk, die kein Thema – von Tierversuchen bis Pornographie, von Ausbeutung der Trikont-Staaten bis zu veganer Ernährung – ausgespart hatten. Neben der Tatsache, daß die kanadischen Bands jegliche Härte gegen verletzlich wirkende, schwebende, oft an Sigur Ròs erinnernde Arrangements eingetauscht haben, unterscheiden sie sich von Crass vor allem durch ihren Verzicht auf Songtexte.

Die politische Verortung bleibt ganz auf die Zusatzinformationen im Beiheft beschränkt. Ansonsten vertraut man darauf, daß eine stilistisch offene, kollektiv angelegte Instrumentalmusik bereits ästhetisch vor falschen Vereinnahmungen gefeit ist. Godspeed und Silver Mt. Zion wurde bereits einiges zum Vorwurf gemacht, unter anderem ihr Hang zum Bombast und der Rückgriff auf bereits im Klassik-Kontext verbrauchte neoromantische Elemente – eines jedoch muß allen Künstlern, die auf »Constellation« veröffentlichen, hoch angerechnet werden: Sie vermeiden all das Belehrende, die rigide politische Vorschriften austeilenden Texte, die für die zweite Punk-Generation seit Crass so typisch waren. Hier ist wieder erlaubt, in der Musik zu schwelgen und sich nicht permanent der über sie ausgedrückten Haltung vergewissern zu müssen.

Und doch ist »This is our Punkrock« ein dezidiert politisches Album geworden. Erstmals benutzt Silver Mt. Zion auch Songtexte, die über die bisherigen Stimmcollagen hinausgehen. Zu Gitarren, Bläsern und allerlei Streichinstrumenten hat sich ein Chor gesellt, dank dem Silver Mt. Zion nun sogar die zweistellige Besetzung von Godspeed personell übertrumpft. Von der Situation in Montreal ausgehend, wo die Zukunft der selbstverwalteten Zentren, in denen die Musiker von Silver Mt. Zion leben und arbeiten, auf dem Spiel steht, ist »This Is Our Punkrock« ein Konzeptalbum über die Privatisierung des öffentlichen Raumes geworden. »Our Land« verkündet der von Silver Mt. Zion auf der Rückseite des Plattencovers abgewandelte Slogan einer Zigarettenwerbung – wer aber ist mit »uns« gemeint? Thematisch greift Silver Zion damit noch einmal die alten Themen des Protestsongs von Bob Seeger bis Woody Guthrie auf, geht aber musikalisch über jede Folk-Bescheidenheit weit hinaus.

Hier wird noch einmal das ganz breite Format aufgefahren, vergleichbar mit »The Wall« von Pink Floyd. Pathos untermalt die Dringlichkeit der Sache, wird aber nie zu Kitsch. Streicherglissandi und gewaltige Beckenschläge wechseln mit leisen Passagen, in denen die Instrumente nur noch zirpen und die Gitarrenverstärker leicht brummen. Die Stärke des Albums besteht nicht zuletzt darin, daß nichts voraussehbar ist, die Stücke dank ständig neuer Wendungen überraschen und die Musiker sich nicht mehr verpflichtet fühlen, Themen ein zweites Mal aufzugreifen. Auch der Chor ist überraschend vielgestaltig eingesetzt worden, erinnert manchmal an die eigenwillige Mischung aus Folklore und Polyphonie bei Harry Partch, aber auch an Penderecki.

Es mag sich bei Silver Mt. Zion nicht um klassisch ausgebildete Musiker handeln, dennoch haben sie ein Gespür dafür, Wohlklang an den richtigen Stellen mit atonalen Momenten zu durchsetzen. Inmitten verrauschter Samples übernimmt ein

Solist ab der zweiten Nummer mit entrückt zitternder Stimme den Part des Klagesängers. Auch hier finden sich starke Referenzen, etwa an die Avantgarde- Wave-Band This Heat, ausgeweitet zu einer Art Requiem im Rockkontext. Sicher wird es Spötter geben, die sich dabei eher an die frühen Genesis oder Marillion erinnert fühlen, doch im Gegensatz zum herkömmlich ausschweifenden Artrock geht es Silver Mt. Zion weniger um artistische Kunststücke als um eine durchweg dichte Atmosphäre. Die ist beinahe selbstverständlich dunkel, apokalyptisch, aber nicht fatalistisch. »Be free« fordert ein Slogan im Beiheft auf. Wer sich jedoch eine Stunde lang unter wohligen Schaudern diesem akustischen Breitleinwandepos hingegebenen hat, auf dem Samples von vorbeifahrenden Zügen finstere Assoziationen auslösen, wird sich fragen, welche Freiheit hier wohl gemeint und wo sie überhaupt noch zu finden ist. Dennoch ist es schön zu wissen, daß es »da draußen« wieder Bands gibt, die vor dem pubertären Schwelgen im Leid an der Beschaffenheit der Welt nicht zurückschrecken.

Konkret 10/03, S. 58

Ulrich Holbein

Vigoleis verläßt sein Abstellgleis

Wie fleißig arbeitet die Thelen-Lobby? Und wie unberührt bleibt der Jahrhundertroman »Die Insel des Zweiten Gesichts«? Zum 100. Geburtstag Albert Vogoleis Thelens am 28.9.2003.

Neben den offiziellen Kings und Hits im Backlist-Bereich (Goethe, Buddha, Stockhausen, Heidegger, Joyce, Beuys, Picasso) wuseln und wirken jederzeit die genialeren, dafür scheinbar ungekrönteren Gestalten, zweite Geigen, uneinsortierbare, komplizierte, monströse Typen (Jean Paul, Zhuangzi, Ligeti, Adorno, Gaddis, Karl Kraus, H.H. Jahnn). Wobei Papagenos wie Kübelböck oft beliebter sind als Streamline-Prinzen à la Superstar Alexander oder Tamino. Seit jeder weiß, daß etliche Spermien im Kampf ums Ei sich nicht nur friedliche Überholmanöver liefern, sondern einander sogar wechselseitig die Geißel abbeißen, sieht dasselbe olympische Gerangel, das um die Number one im Romanfach brandet, gleichfalls unangenehm unethisch aus, moralinfreier gesagt: zoologisch.

Nicht genug, daß *Ulysses* und *Lolita*, Manns *Zauberberg*, Musils eigenschaftsloser Mann, *Zettel's Traum*, *Berlin Alexanderplatz*, *Fluß ohne Ufer* und *Blechtrommel*, zwischen Goldmedaille und Nobelpreis, um letzte Millimeter Vorsprung feilschen! Neuerdings boxt sich zusätzlich, nicht ohne vorgeschobene Kinnlade, Thelens nachgeschobene *Insel des zweiten Gesichts* als Jahrhundertroman des 20. vorwärts. Unfein überblökt von aktueller Jubiläen- und Biographienschwemme: Döblin wurde just 125 Jahre alt, Voltaire doppelt so alt wie Theodor Adorno und Theo Lingen. Arno Münster, Jan Bürger, Manfred Kühn, Reiner Stach, Stefan Müller-Doohm und Karl Corino schrieben sechs Gipfelriesen: 460 Seiten über Ernst Bloch, 460 über H. H. Jahnn, 640 über Kant, 660 über Kafka, 1.032 über Adorno und – sage und schreibe – 1.600 über Robert Musil, der also von der Seitenzahl her dreimal wichtiger zu sein scheint als Jahnn, und viermal wichtiger als Thelen. Welchletzterer neuerdings bestens abgefedert wird von der verdächtig heftigen Begeisterung einer kaum elfköpfigen Sekte aus Vigoleisianern (www.vigoleis.de), die nicht oft, aber immer öfter, das Trommeln für Thelen nicht sein lassen kann, von Paul Celan und dem vergleichsweise traurig wortarmen, dafür um so verkaufteren Siegfried Lenz, über Gabriele von Arnim, die Thelen als Zungenkitzel, Labsal und letzte beseelende Instanz feiert, auch beim Festakt in Viersen am 28.9., 11 Uhr, eine Laudatio hielt, bis hin zu Maarten 't Hart.

Innerhalb dieses Augurenzirkels, dem komischerweise sogar Ulrich Holbein zuzuzählen scheint, scheint Thelenkenner Dr. Jürgen Pütz zur Zeit zwar keine Zeit zu haben, eine 460- bis 1.600seitige Thelenbiographie zu liefern, doch wird eine solche vorläufig relativ vollauf, nein: halbwegs ersetzt durch die beiden materialreichen Monographien desselben Dr. Pütz im Horen-Verlag. Die eine davon verkaufte sich 8.700 Mal, wodurch Thelen also inzwischen seine Nische bestens ausfüllt. Obwohl sowieso kein allumfassender Geist, so sehr er auch an die Sterne langt, je so richtig über Nischenfüllung hinauskommt, und obwohl da garantiert durchaus was dran sein könnte, am Jahrhundertroman, in unaufhaltsam zunehmendem Maße, Thelens *Insel*, als immerhin tatsächlich wundersam schräges Opus, ständig der Zeit seiner Nachreife nicht nur hinterdreinhinkt, sondern sogar vorauseilt, verkauft besagte Thelen-Lobby, allen voran Dr. Pütz, Thelen weiterhin als »großen Unbekannten«, angeblich diesseits jeden Durchbruchs, so als wären Musil, Canetti und Kundera längst ins Saudische, Mandarin, Suaheli, Texanische, Sächsische und Katholische übersetzt worden. Joyce wird dadurch nicht eßbarer, daß er vor lauter Nimbus erst recht nie zum Zuge kam. Und Namen wie Celan sagen wenig in einem Land, worin angeblich nur 71 Prozent aller Mallorcatouristen den Namen Gerhard Schröder je hörten und nur 39 Prozent das weithin unbekannte Wort »Bundeskanzler« zuzuordnen vermögen. Zum Ausgleich hat unsereins Namen wie Dieter Bohlen, Angela Merkel, Rudi Völler, die selbdritt unästhetischerweise millionenmal berühmter sind als Kant, Dante, Handke, Voltaire, Heisenberg, Thelen, Rumi, Debussy, Jahnn und alle anderen zusammen, noch nie gehört, geschweige denn Franz Beckenbauer, der indiskreterweise genau am 11.9., also Adornos 100. Geburtstag, 58 Jahre alt zu werden sich ungescheut erdreistete.

Ich hänge nicht am Leben, ich hänge an Beatrice

Wer an Thelen auch fürderhin so vielbeschäftigt wie möglich vorbeigehn und sich weder von seinem Œuvre noch von Vigoleis' markanter Physiognomie ködern lassen möchte, dem sei hier schnell noch eine Kurzvita hinterhergeschmissen – selbst H. H. Jahnns Vita verlief um nichts filmreifer und dramatischer: Nach Schlosserlehre, Textilfachschule u.ä. wechselte Albert Vigoleis Thelen, so fünfsprachig wie selten einer, zwar alle Jahrzehnte seinen Kulturraum: Süchteln, Auressio, Amarante, Travanca do Monte, Amsterdam, Blonay, zum Ausgleich aber nie seine schweizerisch-irokesische Gattin Beatrice. Frohnatur heiratete Melancholiker, nachdem sie den suizidsüchtigen Zeitungswissenschaftsstudenten gleich zum Auftakt dieser Ehe aus dem Rhein zog, laut Legende. Es folgte die 61jährige Totalsymbiose einer verhinderten Pianistin und eines zeitweise verhinderten Dichters. Der in Spanien Don Vigo hieß, hatte Niederlandistik studiert. So schopenhauergeschädigt wie humorgeplagt, hielt er die Welt für ein Mißverständnis, versuchte sich dann später, wegen Armut, nochmal als Selbstmörder, diesmal zusammen mit Beatrice auf Mallorca am Meer, bis eine angeschwemmte

Katzenleiche vom letzten Schritt abhielt. Alldort von 1931 bis 36 untergetaucht, rettete ihr fließendes Portugiesisch das seltsame Traumpaar vor Nazis und Falangisten.

Selber Atheist, dank eines sadistischen Pfarrers, bildete Thelen eine für Thelenfans schwer nachvollziehbare, einköpfige Fangemeinde des christlichen, vom Namen her wundersam exotisch klingenden Mystikers Teixeira de Pascoaes, gleichwie Arno Schmidt dritte Sahne à la Frenssen, Müller, Hackländer hochzujubeln tendierte. Thelen übersetzte Pascoaes' Hieronymus-, Paulus-, Napoleonbiographien, verfaßte knorzlige Reimgedichte, worin er Beatrice auf Nietzsche reimte, und erst vor genau 50 Jahren, mit genau 50, schrieb er auf äußeren Anlaß sein Mallorca-Memorial, das dann aber, statt Reisebuch zu bleiben, bald als sprachlich unschlichter, besagter Jahrhundertroman auffiel. Und er selber, zwischen den Normal-Heringen der Gruppe 47 als Quastenflosser, der ausversehn nicht ausstarb, unter unterkühlten, sprachschwachen, geistarmen, schnittigen Autoren eine Art Dichter, der Sprachmacht und Wortfülle auffuhr, den Kniff raus hatte, im Zeitalter der Entseelung erkleckliche Quanten schönen guten Seelentums unverzeihlicherweise loszulassen. Ohne hierbei Kitsch oder Pathos zu liefern. Und gleichwohl eigenen Sound zu haben, Atmosphäre, Sprache, was damals wie heut praktisch nur zweieinhalb von vierzig Belletristen überhaupt hinbekommen.

Trotzdem schrieb Thelen zur falschen Zeit ein richtiges Buch. Sein behäbig ab- und ausschweifender, von ihm selbst »Haufblütigkeit« genannter Erzählstil basiert auf einer Spielart epischen Geistes. Sein deftiger, saftiger, üppiger Wortschwall aber verleitet heute jene rührige Thelen-Mafia zu behaupten oder zu vermuten, auf gut Glück, Thelen entfalte den größten Wortschatz der deutschen Literatur – Aufruf an alle PC-kundigen Erbsenzähler: Bitte sofort durchchecken, ob Arno Schmidts, Eckhard Henscheids oder auch Jean Pauls Wortschatz nicht doch der noch größere sei. Hauptsache, Goethes Wortschatz war ein bloß überdurchschnittlicher! (Und peinlich, daß Kafkas Wortschatz den irokesenhaften Wortschatz Adenauers, der passenderweise nur 800 Worte beherrschte, zwar imposant überragte, aber nur einen Kaum-Bruchteil von Joyce' möglicherweise allergrößtem Wortschatz umfaßte.)

Später dann, weil irgendein Nobody Thelens zweiten, noch ausgeflippteren, aber weniger sinnlicheren Groß-Roman, den *schwarzen Herrn Bahßetup*, ein Monstrum und Unikum, das gleichfalls nicht just zweitrangig ist, kümmerlich bemäkelte, begann Thelen jahrzehntelang zu schweigen, wozu er ohnedies neigte, um dann von »Restbeständen seines verpfuschten Daseins« zu reden. Meist schuftete er als Übersetzer, Rezensent oder auch unentgeltlich als Hausmeister. Vladimir Nabokovs Auskunft, seine Frau habe sein *Lolita*-Manuskript im Garten aus dem Feuer gezogen, bleibt weniger glaubwürdig als Thelens wiederholte Vernichtungen seiner Manuskripte.

Stapelweise fütterte er sein Bulleröfchen, und vom zweiten Teil der *Insel*, den er testamentarisch vernichten ließ, leider – statt von einem Max Brod – von Beatrice, erhielt sich nur ein Tonbandmitschnitt einer neulich ausgegrabenen Dichterlesung. 1976 fuhr das angejahrte Paar dann nochmal nach Mallorca, erkannte die magische Insel von damals kaum wieder, humpelte verloren durch Touristenströme und Hippies in Bluejeans. Jahrelang steckte das kinderlos pensionierte Paar in einem Vorort-Betonklotz von Lausanne, dann in einem Seniorenstift in Dülken, begierig, von diesem Erdenirrsinn auszuruhn, krank und schwerhörig neben einer Autobahn. Um 1983 wunderten sich treue Thelenleser, daß der legendäre Greis noch lebte; um 1991 u.f. ergingen Anfragen an Thelen nach einer Dichterlesung.

3Sat, Arte u.ä., die sich seit 1999 vornahmen, zum 100. Geburtstag 45 Thelenminuten zu machen, gönnten ihm jetzt nicht mal (trotz Thelen-Lobby) vierminütige Kulturmagazinbeiträge. Immerhin finden Ausstellungen in Basel, Düsseldorf, Hamburg, Reutlingen und nicht zuletzt Viersen statt. Und im NDR und auf WDR 5 läuft am 15., 17. und 22.10. Albert Vigoleis Thelens *Insel des zweiten Gesichts* als zweiteiliges Hörspiel.

Bücher und CDs:

Albert Vigoleis Thelen: *Erzweltschmerzler und Sprachschweiger.* Herausgegeben von Dr. Jürgen Pütz. Edition die Horen, Bremerhaven 2003, 192 Seiten, 22 Euro

Ders.: *Lauter Vigoleisiaden oder Der zweite Blick auf Albert Vigoleis Thelen.* Zahlreiche Fotos, Erstveröffentlichungen, herausgegeben von Dr. Jürgen Pütz. Edition die Horen, Band 199, Bremerhaven 1999, 2. Aufl., 440 Seiten, 14,50 Euro

Ders.: *Die Insel des zweiten Gesichts,* Nachwort von Dr. Jürgen Pütz, Neuausgabe, Claassen, München 2003, 928 Seiten, Subskriptionspreis 25 Euro, ab Sept. 2004 35 Euro

Ders.: *Die Gottlosigkeit Gottes oder Das Gesicht der zweiten Insel.* Originalaufnahme von 1966, 2 CDs, Edition die Horen, 2001, 25,90 Euro

Ders.: *Glis-Glis. Eine zoo-gnostische Parabel.* Mit Fotos und Briefen an W. Georg Olms, mit 6 Zeichnungen von Paul König, Olms Verlag, Hildesheim 2001, 92 Seiten, 28 Euro

Ders.: *Poetische Märzkälbereien, Gesammelte Prosa.* Juni Verlag, beziehbar über Weidle Verlag, Bonn 1990, 180 Seiten

Ders.: *Briefe an Teixeira de Pascoaes.* Weidle Verlag, Bonn 2000, 158 Seiten, 19 Euro

Ders.: *Die Literatur in der Fremde.* Weidle Verlag, Bonn 1996, 247 Seiten, 19 Euro.

»Thelen liest Thelen. Autorlesung aus der Insel des zweiten Gesichts und mitgeschnittene Gespräche mit AVT.« Maxi-CD, 2003, 15 Euro

Jan Bürger: *Der gestrandete Wal. Das maßlose Leben des Hans Henny Jahnn,* Aufbau, Berlin 2003, 460 Seiten, 25 Euro

---

Ulrich Holbein schrieb in KONKRET 6/03 über Ernst Blochs Frau

Konkret 10/03, S. 60

Gaston Kirsche

Buch & Deckel

Marcelo Brodsky: Buena Memoria. Hatje-Cantz, Ostfildern 2003, 96 Seiten, 14,80 Euro

Mehr als 30.000 Menschen ließen die argentinischen Militärs während ihrer Diktatur von 1976 bis 1983 spurlos verschwinden. Damit sie nicht vergessen werden, hat Marcelo Brodsky gemeinsam mit anderen ehemaligen Schülern des Colegio Nacional 1996 Fotos und Erinnerungen an 105 verschwundene ehemalige Mitschüler ausgestellt. Andrés beschreibt in *Buena Memoria*, wie diese Fotos auf ihn wirkten: »Sieht man einen Jugendlichen auf einem der Fotos, denkt man sofort an einen der eigenen Mitschüler. Auf den Tafeln liest man von Situationen, die wir so heute noch erleben.«

Marcelo Brodsky hat während der Ausstellung fotografiert, wie sich die Gesichter heutiger Schüler beim Betrachten auf dem Glas der Fotos aus den siebziger Jahren spiegeln. Diese Fotos sind als »Brücke der Erinnerung« Teil der Ausstellung »Buena Memoria«, die das gleichnamige Buch dokumentiert und die im Oktober im Haus der Fotografie in Prag gezeigt wird.

Brodsky geht von einem Foto der eigenen Klasse aus. Die meisten Köpfe sind eingekreist und mit Notizen beschrieben. Zwei sind durchgestrichen, die Verschwundenen. Er porträtierte die überlebenden Klassenkameraden einzeln vor einer Vergrößerung des alten Fotos. Einer hatte Angst, sich fotografieren zu lassen. Eduardo war als politischer Häftling im Gefängnis. Claudio ist tot: »Als die Faschisten eines Tages an die Tür des Colegio kamen, stellte er sich ihnen mit erhobenen Fäusten entgegen, und sie schlugen ihm den Kopf ein.«

1978 fand in Argentinien die Fußballweltmeisterschaft statt. Die BRD spielte mit und kooperierte auch sonst ebenso wie die USA mit der Diktatur. Doch politische Hintergrundinformationen kann und will *Buena Memoria* nicht geben – das Buch zeigt, mit welcher Gewalt die Militärdiktatur in das Leben ganz gewöhnlicher Jugendlicher aus Mittelschichtsfamilien eingriff. Bei all dem findet sich im Buch auch eine Tendenz zur Versöhnung. In einem Gedicht von Brodsky wird die Ambivalenz deutlich, mit der das Opfer der Diktatur sich trotzdem – für argentinische Linke typisch – positiv auf die Nation bezieht: »Tote, Tote / auch das gabst du mir, Argentinien / und es ist nicht so, daß ich dich nicht liebe ...«

Konkret 10/03, S. 60

Kurt Pätzold

Buch & Deckel

Siegfried Burmester: Ein Leben zwischen Irrtum und Hoffnung. Edition Neue Wege, Sangerhausen 2002, 412 Seiten, 16,80 Euro

Am 3. November 1989 findet im Ostberliner Nobelhotel Metropol ein Empfang statt. Gebucht ist ein »Preußischer Abend«. Die Gäste werden von »Langen Kerls« begrüßt. Im Salon ein Gesteck preußischer Fahnen. Bedienung in Livree. Die Menükarte des »Preußisches Soupers« verzeichnet französisch und deutsch: »Potage de Windsor. Rheinlachs nach Perigord. Langopustes au bellevue. Lammrücken auf englische Art ...« Für den Ohrenschmaus sorgen ein Quartett der Staatsoper und ein Soloflötist der Staatskapelle. Sie bieten Bach, Telemann, Haydn und Mozart und ein Flötenkonzert Friedrichs II. Der Gastgeber erinnert sich distanzlos an dieses letzte Fest mit »unseren Freunden« vom Außenhandel, den Ministerien und der Industrie. So geht ein »Arbeiter-und-Bauern-Staat« zugrunde, denn gefeiert wurde der 40. Jahrestag eines Unternehmens aus dem Dunstkreis des Schalck-Golodkowski namens »Deutsche Handelsgesellschaft West-Ost«.

Dessen Leiter war von Wachteln an der Wiege nichts gesungen worden. Siegfried Burmester wurde in einem niedersächsischen Kaff geboren, in dem die Eltern Gastwirtschaft und Bäckerei betrieben und der Vater, ein »alter Kämpfer«, Bürgermeister wird. Sein Ältester entkam der Einklassenschule, besuchte das Gymnasium, wird siebzehnjährig NSDAP-Mitglied, meldet sich zur Waffen-SS, gelangt, um gegen die Bolschewiken zu kämpfen, im April 1945 zu einem verlorenen Haufen ostwärts Berlin und in Gefangenschaft. Dann folgen Lager in der Tatarischen und in der Udmurtischen ASSR, der Besuch der Zentralen Antifaschule nahe Riga, 1948 die Rückkehr, Abitur an einer Abendschule, Eintritt in die KPD, Studium in Hamburg unterbrochen von hauptberuflich-illegaler Tätigkeit für die FDJ, das Universitätsexamen als Diplomkaufmann. Das befähigt zur Karriere »als Kaufmann im Handel mit der DDR« und an der Spitze eines sich in Berlin-West etablierenden Unternehmens, das mal mit, mal ohne Anführungszeichen zu den Parteifirmen gezählt wird. Die Gesellschaft endet in den Strudeln des Untergangs der DDR. Ihre Erfolgsgeschichte, an der er sich einen gehörigen Anteil zuschreiben kann, hat Burmester in einer nicht nur politischen Biographie ausgebreitet. Der hätten straffende Lektorhand und Personenregister und Abkürzungsverzeichnis gut getan. Wird die Zeit für eine an Tatsachen orientierte Wirtschaftsgeschichte der DDR gekommen sein, läßt sich das Aufgezeichnete als Zeitzeugnis eines Mannes nutzen, der seine sozialistische Überzeugung nicht verleugnet.

Konkret 10/03, S. 60

Michael Rudolf

Buch & Deckel

Reinhard Mohr: Generation Z oder Von der Zumutung, älter zu werden. Argon, Frankfurt a. M. 2003, 224 Seiten, 18 Euro

Morgens mit dem Fahrrad an Synagoge und Lustgarten vorbei Richtung Friedrichstraße, Lachsbagel oder Sushi zum Lunch, und schon am frühen Nachmittag konnten einem Guido Westerwelle, Enie van de Meiklokjes oder Alfred Biolek auf der Straße begegnen ... Die Zeit rast davon, und doch spielt sich vieles immer auch gleichzeitig ab ... Es fehlt nur wenig, und man landet im TV-Zeugenstand von Fernsehdoktor Guido Knopp. Thema: »Der lange Treck zur Wirklichkeit. Das Tabu der Vertreibung aus der Utopie« ... Hier wirkt eine Macht, die unhinterfragbar ist ... Ungezählt sind die Orte zwischen Stirn und Kinn, in denen sich die Jahresringe ablagern und eingraben – Menetekel des Älterwerdens ... Einerseits, mit Hegel, erscheint das Wirkliche als das Vernünftige, andererseits, mit Theodor W. Adorno, Jörg Wontorra und Al-Qaida, treiben Wahnsinn, Dummheit und Fanatismus immer tollere Blüten des Bösen und des Blöden ... Der heilige Gral der geglückten, dauerhaften Liebesbeziehung rückt in immer weitere Ferne – und jeder ist sein eigener Parzival auf der ewigen Suche ... postmoderne Don Quichottes im Kampf gegen die Windmühlenflügel des Begehrens ... »Who needs a heart when a heart can be broken?«, hatte Tina Turner zwar schon Anfang der achtziger Jahre gesungen, doch erst jetzt kam die Frage bei mir wirklich an ... innerlich jung geblieben und im Feld der Berufsjugendlichen-Ehre noch fast unbesiegt ... jeder ganz allein, ein kleiner Karstadt-Zarathustra, ein Austern-Autonomer von eigenen Gnaden ... Ich, Es und Über-Ich müssen in Personalunion handeln, keine Ideologie, Religion und keine Stadtteilgruppe liefern mehr die Vorgaben. Intensität und Effektivität sind die neuen Zauberworte. Nun wird die Zeit im Handbetrieb frisch gepreßt statt transzendent gedehnt ... Auch wenn Glücksmomente sich im nervösen und zerfahrenen Alltag so schnell auflösen wie Brühwürfel im Schnellkochtopf – immer wieder stellen sie sich unvermutet ein, mitten im Auge des täglichen Streß-Orkans ... Aufklärung, zumal im Sinne Adornos und seiner Adepten, ist zum imaginären Ort geworden. Im harten staatsbürgerlichen Alltag ... dominiert das wilde Surfen im Ozean der Informations-Bytes, ein unentwegtes Abfahren des medialen Slalomkurses zwischen Katastrophe und Klamauk, tödlichem Wahnsinn und heillosem Schwachsinn ... Auch wer dem Kaiser Sympathien abgewinnt, kann den Augenblick bemerken, in dem er nackt ist ... So empfinde ich zuweilen den gruftig kalten Atem der vergangenen Jahrzehnte, die sich hinterrücks zusammenrotten und mir dann wie ein erratischer, geradezu versteinerter Block gegenüberstehen ... jene ominöse »Lebenserfahrung«, in deren Namen schon die Eltern die zarten Pflänzlein jugendlichen Überschwangs mit den Backsteinen der Altersweisheit eingemauert hatten ... Noch heute, trotz längst angeschaffter Donna-Karan-Hose und Joop-Pullover, fühle ich mich im Kreise der Business-Anzugträger oft wie ein ästhetisch Übriggebliebener ... Es gehört zu den großen Wundern des Lebens, daß sich die eigene Biographie in der Rückschau formt wie eine Tonvase auf dem Drehtisch ... Der skandalöse Tatbestand, nie mehr zwanzig sein zu können, kulminiert in der tragischen Erkenntnis, wie begrenzt die Möglichkeiten des eigenen Lebens sind ... Ein bißchen fühlte ich mich in diesem Augenblick wie Herr Kaiser von der Hamburg-Mannheimer. Mit einem Mona-Lisa-Lächeln bog ich in die Sophienstraße ein. Die Generation Z ist also doch noch angekommen ...

Er sollte Maler werden.

Konkret 10/03, S. 61

Stefan Ripplinger

Buch des Monats

Imre Kertész: Liquidation. Aus dem Ungarischen von Laszlo Kornitzer und Ingrid Krüger. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2003, 141 Seiten, 17.90 Euro

Des gibt ‘n Roman«, ruft Ror Wolfs »Bananen-Heinz«, als er über seine Haftzeit in Preungesheim zu berichten anhebt. »Darüber könnte ich einen Roman schreiben«, sagten mir während meines Zivildienstes die alten Leute. Ein Roman ist es jeweils nicht geworden, aber unzweifelhaft gab es da viel zu erzählen über den »Kalfakter«, die Jabos, den Zwangsarbeiter Iwan, die Kartoffelschalensuppe; viel Schicksal gewissermaßen.

Was dagegen der *Roman eines Schicksallosen* sein soll, ist nicht ohne weiteres zu verstehen, denn wenn es ein Roman ist, erwarten wir ein Schicksal, und wenn es kein Schicksal gibt, keinen Roman. Das Buch von Imre Kertész handelt von einem Jungen, der nach Auschwitz und später noch in andere KZ verschleppt wird. Er beobachtet, versucht, sich zu orientieren, er reagiert, lernt, leidet und freut sich, er lebt. Als er aber freikommt, will er das, was nicht vorherbestimmt war, auch nicht im nachhinein bestimmen lassen: »Es war nicht mein Schicksal, aber ich habe es durchlebt«.

Daraus ist ein Roman geworden, ein berühmter, vorbildlicher, mit dem Nobelpreis bekränzter sogar, ein Lehrstück für manche, eine Vorlage für den Film in der Sonntagsmatinee, aber strenggenommen auch wieder nicht, denn das bürgerliche Schrumpfgenre ist, etwa von Lukács, dessen Theorie noch der Bananen-Heinz anzuhängen scheint, der ja nicht nur eine lange Geschichte, sondern auch eine abgeschlossene ankündigt, gewissermaßen eine mit Moral, definiert als die »Wanderung des problematischen Individuums zu sich selbst«. Das »problematische Individuum« nimmt sein Schicksal an und versöhnt sich so »mit der konkreten, gesellschaftlichen Wirklichkeit«. Genau das ist hier nicht der Fall und der Titel ein Widerspruch in sich.

Als der Junge, der aus dem Lager nach Hause, genauer in sein früheres Zuhause – denn sein wahres Zuhause, daran bleibt kein Zweifel, wird von nun an das Lager sein – zurückkehrt, begegnet er unterwegs nicht nur einem, der ihm ausreden will, es könnte Gaskammern gegeben haben, sondern auch vielen Wohlmeinenden, die von ihm ein trauriges Schicksal erwarten: der demokratische Journalist, der es zur Grundlage einer aufrüttelnden Artikelserie nehmen will, die Nachbarn, die es nach einer Moritat der Greuel verlangt. Es sind die enttäuschten Leser eines Romans, der keiner sein will.

Von diesen handelt Kertészs neuer, *Liquidation*. Keserû (wörtlich »bitter«) ist Lektor, also professioneller Leser. Er sucht im Nachlaß eines befreundeten Schriftstellers, der sich umgebracht hat, nach einem Buchskript, das alles erklärt und imstande wäre, »die Kontinuität, die Ungebrochenheit unseres Lebens wiederherzustellen«. Seine Wahrnehmung unterscheidet sich gar nicht sehr von der des schicksallosen Jungen, denn »immer dringt das Geschehen durch mich hindurch, immer bringen die Tatsachen mich in Verwirrung und begraben mich unter sich«. Aber anders als dieser sehnt er sich, gedemütigt von der schier endlosen Abfolge unzusammenhängender und sinnloser Tatsachen, nach Lukács’ Totalität, nach »Vollendung« und »Apotheose« in einem Roman.

Freilich ist er nicht ganz so naiv wie die wohlmeinenden Nachbarn. Er sucht die Geschichte eines Lebens, gerade weil er es im Grunde für »unerzählbar« hält. Denn nur, »wenn unsere Geschichten erzählt werden, können wir erfahren, daß unsere Geschichten zu Ende sind«. Er sucht den Roman, um beruhigt sterben zu können. Hingegen kennt Sára, die frühere Frau des Schriftstellers, das gesuchte Skript, aber um weiterleben zu können hat sie es verbrannt, denn es enthält nichts als eine Absage an das Leben.

Wie alles hat der verstorbene Schriftsteller auch diese Zerstörung vorausgesehen, ja ausdrücklich gewünscht. Denn er, der sich nach der Chiffre, die ihm in das Bein tätowiert ist, B oder Bé nennt und seinen wahren Namen verabscheut, ist in Auschwitz geboren, hat überlebt und aus Trotz gegen die, die ihn tot sehen wollten und wollen, weitergelebt, aber mit diesem Trotz ist ihm auch der Wille zum Leben verlorengegangen. »Der total reduzierte Mensch, anders gesagt: der *Überlebende,* sagte er, sei nicht tragisch, sondern komisch, weil er kein Schicksal habe. Auf der anderen Seite lebe er mit einem tragischen Schicksalsbewußtsein.« Diesem Bewußtsein schreibt Keserû die Macht zu, das Ungestaltete zu gestalten, und ist damit nicht weit entfernt von der Sentimentalität des Journalisten, der vom Überlebenden eine lehrreiche Geschichte hören, aber nicht sich belehren lassen will. Dasselbe führt den Schriftsteller dazu, das Geschriebene auszustreichen.

Die Konstruktion ist also sehr einfach, fast didaktisch. Hier ein Leser, der ein Buch lesen will, das er nicht verstehen könnte, und eine Leserin, die es zerstört, weil sie es versteht, da ein Schreibender, der schreibt, um nicht zuletzt sein eigenes Werk auszustreichen. Das sind Denkfiguren, keine Figuren, Allegorien, keine Personen, auch wenn Ähnlichkeiten mit Lebenden oder Toten nicht immer auszuschließen sind. Doch recht verstanden ist auch Kafkas Bitte darum, seine Skripte ins Feuer zu werfen, nicht Anekdote aus den letzten Tagen eines Entmutigten, sondern integraler Bestandteil seines Werks, Denkfigur.

Liquidation stellt, verglichen mit dessen feinen Details und dessen Anschaulichkeit, einen Gegenentwurf zum *Roman eines Schicksallosen* vor und führt ihn doch gedanklich weiter. Auch der Humor des Erstlings hat sich glücklicherweise erhalten: Während der »Roman« des einzigen, von dem die Freunde Klärung des Schicksals erhoffen, verschollen ist, sind ihre »wie mit Mistgabeln zusammengeworfenen Schicksale« niedergelegt worden. Bé hat sich nämlich den Spaß erlaubt, alles, was sich nach seinem Selbstmord ereignet – Keserûs Suche, die polizeiliche Untersuchung, die Zusammenkünfte der deprimierten Freunde, der Untergang des Staatsverlags, in dem sie gearbeitet haben – in einer »Liquidation« genannten Komödie vorwegzunehmen und von jenseits des Grabes zu verspotten.

Wenn etwas für die Romanform spricht, dann ist es ihre Fähigkeit, das ihr Fremde in sich aufzunehmen. So ist schon einer der ersten modernen Romane, *Don Quixote,* beides zugleich, ein Roman und seine eigene Parodie; man könnte auch sagen, ein Schicksal und dessen Karikatur. Kertész, der die Form gegen sie selbst wendet, hätte ihrer freilich nicht bedurft. Nicht daß das Romanhafte fehlt, stört an *Liquidation,* dessen Höhepunkte die Fragmente aus der gleichnamigen Komödie Bés bilden, sondern daß noch immer zuviel Romanhaftes darin ist, namentlich die, sofern sie neben der gedanklichen Hauptlinie liegen, läppischen Leben und Meinungen der Personen. Man erkennt sie freilich wieder und mag auch ihnen noch ablesen, daß die Romane unserer Leben geschrieben und des Lesens nicht wert sind. Stefan Ripplinger

Konkret 10/03, S. 62

Rayk Wieland

Die Kunst der Stunde

Am 28. August starb der Dichter Peter Hacks. Ein Nachruf.

Spiel der Natur oder Absicht des Schöpfers: auffällt, wie deutlich

Doch das Menschengehirn einem Paar Arschbacken gleicht.

Peter Hacks, »Analogie«

Wenn die heutige Philosophie vom Nichts spricht, spricht sie von verschiedenen Nichtsen, zum Teil sehr schwer erreichbaren. In älteren theologischen Kosmologien findet sich jedoch manchmal eine einfache Abbildung vom Nichts, genauer gesagt ein Ausschnitt davon. Es handelt sich um ein schwarzes Quadrat, an dessen vier Seiten der Schriftzug »et sic infinitum« geschrieben steht. Es hat nicht die glatte und abweisende Schwärze wie das von Malewitsch, sondern scheint nur der Form halber mit schwarzer Tinte zugekritzelt zu sein und wirkt durchaus einladend. Es ähnelt einem Fernsehbildschirm, der eingeschaltet ist, aber keinen Sender hat. Vorstellbar, daß Peter Hacks dieses ältere, antike Nichts den neueren, die, wie gesagt, komplizierter sind, vorgezogen hat, wenn er jetzt, nach seinem Tod, zu wählen gehabt hätte, in welche Sorte Nichts er sich für alle Ewigkeit hineinbequemen möchte.

Hacks hatte ein Faible für Antiquitäten. Wer sein Zimmer betrat, wähnte sich im Museum. Da waren verzierte Truhen und Schränke, schwere Vorhänge, einige Sorten Säulen und kleine betagte Uhren, die lieblich-niedlich bimmelten und tickten. Pfauenfedern ragten aus einer Messingschale, ein Mohr trug den Lampenschirm, und man saß in den weichen Polstern noch bequemer als nötig. Ein Hacks-Porträt, das ihn unter einem Che-Guevara-Poster auf einem Ikea-Hocker lümmelnd zeigte, verfehlte die Wohnsituation des Dichters weit. Auch der Preßspan der VEB-Möbelindustrie scheint seinen Geschmack nicht wirklich getroffen zu haben.

Antiquitäten waren gleichfalls fast alle literarischen Stoffe und Themen, die er wählte, ebenso die Genres und Gattungen, in die sein Werk gehört, sowie die Versformen, die er handhabte. Alles Moderne, das zirka nach Erfindung des Telephons datiert, sei es das Kino, das Fernsehen, die Drehbühne, seien es Taschenbücher, Sweatshirts, Rockmusik, hat Hacks in der Regel verabscheut, ausgenommen Zigaretten, welche er allerdings vorsichtshalber mit Spitze rauchte.

Wie eine Antiquität erscheint schließlich auch die Sprache, die Hacks redete und schrieb, als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt. Sie war ein Waffensystem, verziert mit Biedermeier-Intarsien, und sie wirkte erstaunlich anti-antiquiert, wenngleich ihre Magazine schier ausgestorbenen Worten wie »huldvoll« und »duldvoll«, »tüchtig« und »züchtig«, »Stalin« und »Gemahlin« als Vokabelschutzgebiet dienten. Das klare, hochgestimmte Deutsch Jacob Grimms, von Brecht lektoriert und wieder gegengelesen von Heine: das ergab den Hacks-Sound, eine Diktion wie gedrechseltes Metall, über die er schon in seinen frühen Werken verfügte.

Bei alledem war Hacks keineswegs von gestern, sondern von vorgestern. Seine Liebe gehörte dem 19. Jahrhundert, also der DDR. DDR = Klassik + Marxismus. Ulbricht, mit seinem Bart, kann als volkseigener Wiedergänger von Carl August durchgehen. Marx zufolge wiederholt sich die Geschichte nur als Farce – bei Hacks ist die Farce das Ende der Wiederholung. Anlaß seiner Ballade »Der Fluch« über Ulbrichts Sturz 1971 ist ein Foto im »Neuen Deutschland«, das den abgesetzten Staatsmann im Nachthemd der Lächerlichkeit preisgab. »Und da hatten sie ihn denn. Ihr schlechter / Stil empfahl, daß man Humor benütze. / Kein Geschrei sein sollt er, ein Gelächter, / Clown, nicht Opfer. Eine Zipfelmütze / Ward ihm angetan, ein maßgerechter / Schlafrock, der die Taperglieder schütze, / Und so ward er in die sanfte Kuhle / Eingepaßt von einem Sorgenstuhle.« Mit Beginn von Honeckers Cordhütchen-Ära begann die Gegenwart wieder, ihre Vorzüge gegenüber der Vergangenheit einzubüßen.

Hacks lesen ist Vergnügen selbst dann, wenn einem, was er sagt, nicht einleuchtet. Niemand vermag charmanter vor den Kopf zu stoßen, keiner Zumutungen mit mehr Anmut vorzubringen als er. Man liest manchmal ungläubig, bisweilen kopfschüttelnd, die Augen verdrehend, aber immer verzückt. Er hatte eine Art, zugleich ganz in seiner Zeit und ganz außerhalb ihrer zu stehen, die immer wieder Verwunderung auslöste und öfter noch, als immerhin geschehen, Bewunderung verdient hätte. Man greift sich an den Kopf. Das eben ist die Wirkung, die er anstrebte.

Als das Gedicht »Venus und Stalin« aus dem Zyklus »Jetztzeit«, Mitte der 90er Jahre entstanden, im Juli 1998 in dieser Zeitschrift erschien, scholl aus den Leserbriefecken nur verhaltener Jubel und manch ordinärer Gruß. Hacks bedient sich hier einer Textsorte, die auch Verständige um Fassung ringen ließ. Es bietet sich daher an, sie etwas näher zu betrachten, zumal an ihr Weite und Vielfalt der Hacksschen Poetik eruiert werden können. Leserinnen und Lesern, die mit der Scholastik von Stalin-Oden eher nicht behelligt werden mögen, sei empfohlen, die Aufzeichnung für die folgenden acht

Absätze zu verlassen, um sich dann wieder ab »Die moderne Kunst und die antikommunistische Dissidenz« in das laufende Textprogramm einzuschalten.

Man kann das Gedicht natürlich verschieden interpretieren; es kommt aber darauf an, es nicht zu verändern. »Venus und Stalin« hat vier Strophen mit jeweils vier Blankversen, die kreuzweise gereimt sind. Abweichungen vom Reimschema und Rhythmus liegen nicht vor. Wäre das Gedicht aus Marmor, er wäre poliert. Der Wortlaut ist der: »Sie, ihre Füße badend, trägt kein Kleid, / Das zu durchnässen sie vermeiden müßte. / Sie zeigt dem All in Sommerheiterkeit / Den Hintern und die weltberühmten Brüste. // Er, nebst noch einer Schreibkraft, prüft, erwägt, / Am Saum des Quellbachs hingestreckt, Berichte. / Damit sie Zephir nicht von dannen trägt, / Benutzt er Kieselsteine als Gewichte. // Gelegentlich läßt er das Auge ruhn, / Das väterliche, auf den prallen Lenden / Der Göttin, die versunken in ihr Tun, / Ein Bein gewinkelt hebt mit beiden Händen. // Ein milder Glanz geht, eine stille Pracht / Unwiderstehlich aus von diesem Paar. / Die Liebe und die Sowjetmacht / Sind nur mitsammen darstellbar.«

Wie immer bei Hacks sind Sprache, Vers und Reim gediegen und frei von Mätzchen. Wie immer bezeugt die feine Ironie, daß Hacks bedacht hat, was er denkt. Und wie immer ist die Szene hell, nicht dunkel, und entfaltet sich von leichter Hand. Versammelt sind die vier Grundelemente, aus denen sein Werk besteht: antike Überlieferung und Kommunismus, Staat und Liebe. Es ist der ganze Hacks, und selbst wenn man nicht wüßte, von wem der Text stammt, wäre klar, daß nur himself als Autor in Betracht kommt.

Wovon ist die Rede? An einem Bach begegnen sich, wobei offen bleibt, ob es sich um eine Verabredung oder ein zufälliges Treffen handelt, die Göttin und der Generalissimus, dem eine »Schreibkraft« assistiert. Sie, unbekleidet, hat zu tun, er, dessen Äußeres keine Erwähnung verdient, ist beschäftigt; sie mit sich selbst, er mit Papierkram sowie damit, die Kräfte der Natur (»Zephir« und »Kieselsteine«) im Gleichgewicht zu halten. Ob die Beobachtung des göttlichen Körpers ebenfalls zu seinen Obliegenheiten gehört oder eine Pause von denselben darstellt, ob er Venus kontrolliert oder bewacht, ob er nur so mal rübersieht oder sie tatsächlich anmacht – der Dichter zieht es vor, hier diskret zu sein. Daß Stalins Auge ein »väterliches« heißt, muß nicht bedeuten, daß Venus seine Tochter wäre; muß nicht, könnte freilich doch. Das »väterliche Auge« ist ansonsten das Attribut Gottes – nicht von der Hand zu weisen demnach, daß Stalin hier vergöttert wird. Venus wiederum, anmutig und kaum frivol, hebt ein Bein mit beiden Händen. Dies ist der Moment, in dem der Dichter seine Bildbeschreibung höflich abbricht, um uns seinen Eindruck von der Szene mitzuteilen. Er sagt zwei Dinge und zieht eine Schlußfolgerung. Er legt, auf »milden Glanz« und »stille Pracht« weisend, erstens Wert auf die Feststellung, daß es schlicht und bescheiden zugeht und also keine Effekthascherei stattfindet. Zweitens versichert er, die Hauptpersonen für ein »Paar« zu halten, und zwar für ein für sich einnehmendes. Seine Schlußfolgerung lautet nicht, daß sie auch eins sein müßten. Sie lautet, daß die Sache, für die sie stehen, nur zusammen bzw. »mitsammen darstellbar« sei.

Drei Lesarten bieten sich an – drei nicht. Es ist keine Stalinhymne, es ist nicht die Parodie einer Stalinhymne, und es ist auch keine mit kommunistischer Anakreontik kokettierende Provokation des gutgehenden Literaturgeschmacks. Das erschließt sich von selbst, und angemerkt sei nur, daß Hacks Stalin viel zu sehr schätzte, als daß er ihn dumpf behymnet hätte. Als Parodie im übrigen läßt sich alles lesen, was als Parodie gelesen werden will. Gewiß auch gibt es unfreiwillige Parodien wie zum Beispiel Hans Magnus Enzensbergers Werk. Was Hacks angeht, herrscht selbst unter Hacks-Hassern Einigkeit: Er meint es ernst.

Zunächst erörtert das Gedicht ein Darstellungsproblem und entfaltet die Poetik des Dichters im Kern wie im Detail. Mensch und Gesellschaft, heißt es, Liebe und Sozialismus sind darstellbar nur miteinander. Warum? Der Grund, sagt Hacks, ist allein die Schönheit, die entsteht, wenn beide zueinander kommen. Schönheit, die ihm vorschwebt, zeigt sich, so still und mild, wie sie nun sein soll, unaufdringlich, also angenehm. Ansonsten kennzeichnet das Gedicht die »Sowjetmacht« als etwas unbeholfene Bürokratie, die achtgeben muß, reizvollen Anfechtungen nicht gleich zu erliegen. Ein Blick darf hin und wieder riskiert werden, doch die Arbeit will erledigt sein. Ob mit der »Schreibkraft« der Dichter seine eigene Rolle entworfen oder nur gesagt haben will, daß der Sozialismus nicht die Angelegenheit nur eines Führers sein kann, muß nicht entschieden werden; beides geht in Ordnung. Hacks demonstriert in der Lesart die hohe Kunst des homöopathischen Realismus, der heilend wirkt, auch wenn man nicht dran glaubt.

Denkbar ist gleichfalls, das Gedicht für eine Idylle zu halten, ein Wunschbild, ein Stilleben, daß in einer entfernten Zukunft im kommunistischen Wohnzimmer hängt. Auf ihm, sagt das Gedicht, ist dargestellt, was die Geschichtsschreibung dereinst von Stalin zu berichten haben wird. Das bleibt. Die Szenerie mag etwas kitschig sein, das mythische Arrangement naiv, aber das spielt keine Rolle. Die Zukunft sieht’s gelassen. Ähnliche Sujets und Genrebilder freilich gibt es von zahllosen Herrschern, Fürsten, Kaisern der Geschichte, ob sie nun Großes vollbracht haben oder Gräßliches. Stalin ist auch nur einer von ihnen. Das wäre die Pointe des Gedichts, aber das ist sie natürlich nicht. Denn das Bild »Venus und Stalin« existiert ja nirgendwo und wird nicht gemalt werden vor jener Zukunft, die Hacks anvisiert. Ergo gehört Stalin eben nicht in die Reihe der üblichen Machthaber. Das Gedicht ist geeignet, eine neue Stilrichtung des sozialistischen Eskapismus zu begründen.

Eine weitere Lesart wäre, das Gedicht als einen Vorschlag zur Ikonographie Stalins zu lesen. Ein Bild von Stalin, würde es besagen, kann sich nur machen, wer ihm gewogen ist. Aber wer ist hier »Stalin«? Die historische Person? Der Mythos oder

Kult, der sich um ihn gebildet hatte? Sein verklärtes Ideal? Und ist er tätsächlich ihr, Venus', Vater, also Gott? Und inwiefern sind die beiden dann ein »Paar«? – Daß Stalin hier als historische Person figuriert, scheidet wohl aus; dazu ist die Idylle zu entrückt. Auch der Stalinkult kommt kaum in Betracht, denn er war ganz anders ausgeprägt. Hacks, würde er das Gedicht in den 50er Jahren veröffentlicht haben, hätte sich auf einige dringliche Nachfragen aus der Lubjanka gefaßt machen können. Unwahrscheinlich ebenfalls, daß Stalins Ideal in dem Gedicht erscheint, denn wir erfahren viel zu wenig über ihn, fast nichts. Bleibt also – Gott? Ja, Hacks macht's nicht darunter. Die ganze Szene geht nur auf, wenn Stalin, der so selbstverständlich bei der Göttin liegt, auch ihresgleichen ist. Hacks nennt sein Auge das »väterliche«, und es gibt keine Veranlassung, das Indiz, wenn er es eigens erwähnt, zu übergehen. Der Vater von Venus aber war Saturnus, der Gott der Zeit. Stalin demnach ist der Weltgeist. Das Gedicht beschreibt den Export der Revolution in den Himmel. (Die mythologischen Weiterungen, nebenbei, sind nicht uninteressant. Der Urzwist in der Welt, wie ihn der griechisch-römische Mythos berichtet, resultiert aus dem Aufstand der Götter, unter ihnen Venus, gegen Saturnus. Der Kommunismus, meldet also Hacks, wird dann auch dieses Problem behoben haben.)

Möglich, Hacks irrt hier. Aber das ist eine Sorte Irrtum, der man sich gern anschließen möchte.

Die moderne Kunst und die antikommunistische Dissidenz, das sind zwei Sachverhalte, die nach der Lektüre von Hacks leicht unbegreiflich werden können. Sein Werk bleibt völlig unbeeindruckt von den ästhetischen Moden der letzten 150 Jahre. Er besteht darauf, die klassischen Genres und Gattungen zu aktualisieren und plausibel zu machen, anstatt sie abzutun. Ihm ist der Bürger Aristophanes näher als, sagen wir, der Bürger Lars Dietrich. Er neigt zum Hofkünstler Mozart eher als etwa zum Hinterhofkünstler Biermann. Neuerungen bleibt er aus Geschmacksgründen fern. »Jede Abweichung«, deklariert er, »ist per se etwas dümmer als die Regel.«

Das gilt nicht nur in Kunstdingen, sondern für politische Abweichler vom Marxismus-Leninismus-Stalinismus auch. Hacks hält den Sozialismus nicht für einen Paradiesgarten, er begrüßt ihn lediglich als das kleinere Übel. »Jede Gesellschaftsordnung«, erklärt er Mitte der 70er Jahre beiläufig in seinem Essay zu »Seneca«, »hat zu jeder Entsprechungen; hiervon lebt die historische Kunst ... Es haben Unfreunde des gegenwärtigen Sozialismus denselben der Sklaverei verdächtigt, ihn mit der asiatischen Produktionsweise in einen Topf geworfen, feudales Brauchtum an ihm entdeckt, seine ursprüngliche Akkumulation beschrieben oder ihn endlich gar Staatskapitalismus und SU-Imperialismus geheißen. Nichts davon hält einer wissenschaftlichen Betrachtung stand. Er ist, was er ist, und sie könnten ihn geradesogut lieb haben und Sozialismus heißen.« Die Bürgerrechtler, will Hacks sagen, waren wirklich einfach nur dümmer, als die Volkspolizei erlaubte.

Die zur Zeit auf allen Kanälen rotierende Ostalgiewelle hat ihren Grund nicht darin, daß nun, 14 Jahre nach dem Mauerfall, die Verdrießlichkeiten der DDR-Diktatur hinter ihren süßen Skurilitäten verblaßten. Vielmehr tritt inzwischen für viele das die Existenz brutal zermürbende Dilemma des realkapitalistischen Alltags so deutlich hervor, daß sie die DDR mit ihren sinnlosen Lyrikverboten und Schokoladenschwierigkeiten als einen Ort der doch luxuriöseren Daseinskniffligkeiten erinnern und lieber wieder in den sauren Apfel des Sozialismus beißen würden als in den faulen, den sie jetzt kaufen können.

Bereits Mitte der 50er Jahre, als Hacks aus München kommend in die DDR übersiedelte, erkannte er im »sauren Apfel« den einzig bekömmlichen. Das war eine Wahl, die zu korrigieren er nie Anlaß hatte: weder in den 60er Jahren, als er wegen seiner anarchistischen Produktionsstücke »Die Sorgen und die Macht« und »Moritz Tassow« verboten wurde; weder in den 70er und 80er Jahren, als er vor allem mit dem »Gespräch im Hause Stein über den abwesenden Herrn Goethe« der meistgespielte deutsche Theaterautor der Zeit war. Die Wende verstand er als kleinen Irrtum der Weltgeschichte, für dessen Korrektur selten mehr als zehn Jahre benötigt würden. Er haderte nicht lange, hielt lediglich fest: »Verschiedenes, das für die Menschheit spricht, / Entfiel mir jüngst, und ich erwähn es nicht.«

Hacks gehörte nicht zu den Schriftstellern, die hoffen, irgendwen interessieren ihre vorgetragenen Ansichten. Was er hoffte, war, daß die Art, wie er seine Ansichten in Kunst verwandelte, wenn nicht einleuchte, so doch leuchte. Sein Werk, was das angeht, über 50 blendende Stücke, die grazil gebauten, schön blinkenden Gedichte, die glänzenden Essays und funkelnden Kinderbücher, strahlt hell.

Dem Tod, bemerkt Hacks irgendwo, könne er persönlich nicht so viel abgewinnen, weil es da nicht einmal möglich sei, zu rauchen. In seinem Anekdotenbüchlein *Was ist das hier?* nennt er ihn »ein besonders dreistes Paradox. Einerseits ist er dein Feind, der dich aller Dinge, auf die du Wert legst und die dir dein Leben angenehm machen, beraubt, andrerseits, wie Lukrez und Seneca nachgewiesen haben, gibt es ihn gar nicht. Ich halte für unzumutbar, mich mit derart unseriösen Gegenständen zu beschäftigen.« Jetzt hat der Tod, wenn es ihn auch nicht gibt, mit dem Raub von Peter Hacks, auf dessen Werk wir Wert legen und der uns unser Leben angenehm machte, sich erneut als besonders dreistes Paradox erwiesen. Hacks sollte im Gegenzug nicht zögern, das im Nichts offenbar geltende Rauchverbot umgehend zu ignorieren.

Von *Rayk Wieland* lief am 28.8.03, dem Todestag von Peter Hacks, im Fernsehen des RBB ein kleiner Film über das Nichts

Konkret 10/03, S. 65

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Erregungs- und Widerstandsgruppe älterer Angehöriger der 68er-Generation

Der Sprecher

An das Büro gegen Altersdiskriminierung

Homarstraße 34

51107 Köln

www. altersdiskriminierung.de

Die Geschäftsführerinnen

Sehr geehrte Lydia Libutzki,

sehr geehrte Hanne Schweitzer,

wir sind ein locker gefügeter Haufe älterer Angehöriger der 68er-Generation, dem auch 1a Frauen assoziiert sind, und wir fühlen uns vom »Senioren Ratgeber«, der in deutschsprachigen Apotheken zur kostenlosen Mitnahme einlädt, in unserer Würde unterversorgt, ja – bedroht.

Zum Beispiel von der August-Ausgabe. Da treten, wie Sie sehen, zwei Wesen in Erscheinung, die unseres Erachtens weder Menschen noch Senioren (vulgo Rentner) sind, geschweige daß sie mit so Sachen wie »Über 60 und frisch verliebt« etwas im Sinn zu führen vermöchten. Das fängt schon an beim aneinandergelehnten Haupthaar der Herrschaften, das, objektiv unabhängigem Augenschein nach, künstlich aufgegraut, also praktisch getürkt ist. Dann die (vermutlich auf Befehl der Entfremdung in Verbindung mit der Verhöhnung des vom Herzen kommenden Lachens) mehr zum Zwecke der Prostitution der donnerwettertadellosporzellanen Kauleisten denn als Ausdrucksträger seeligen Befindens aufgerissnen Aktiv-leben-Münder. Dann dieses partnerlookige XXL-Pullovergewaaber in der Farbgestalt des das Grauen des Graus toppenden Graus, des Hellgraus. Und schließlich und Enddarm die ethischmoralisch gesehen total korrupte Umarmungs- und Schauheimwärtsengelarbeit der zwei beiden, von denen man nicht weiß, ob *er* aus der Landwirtschaft kommt und *sie* aus der Industrie oder umgekehrt: Während der Herr nordnordwestsüdsüdosthinab an seiner Braut vorüberschaut, wirft die an ihrem Bräutigam scheints dito minus intressierte Dame ihren Blick hinauf in die Südsüdostunendlichkeit. Im Innern des Heftes aber ist, in Nachbarschaft zur Problemzone Po, apropos »Über 60 und frisch verliebt« von »Schmetterlingen« die Rede, die sich »im Bauch« und zwar »melden«, wenn ...

Liebe Lydia, liebe Hanne, wissen Sie, daß ich bereits weiß, daß Sie gesagt haben werden: Hotte, Sie haben vollkommen recht, wir müssen uns der vom Tablettenkapital gefietscherten reaktionären Seniorenikonographieideologie stante pede erwehren? Ach, Sie wußten das noch nicht? Nun dann wissen Sie es jetzt. Klasse, daß Sie ein Büro gegen Altersdiskriminierung führen. Bussi hiefür. Betrachten Sie uns von der Erregungs- und Widerstandsgruppe älterer Angehöriger der 68er-Generation ab Datum als mit Ihnen und Ihren Zielen konform. Herzlichst, der Sprecher h.t.

Ja, so lieben wir ihn, unseren Theweleitklaus, wenn er zum Heimgang der Nazif... Riefenstahl, mit dem So?/Nicht! sich kurzschließend sagt: »Verdient keinen Nachruf. Hat sie sich alles schon selbst gemacht. Und man hat’s ihr abgenommen. Soll nicht in Frieden ruhen.«

Ach, da fällt mir noch ein: Der Ikea-Scheißdreck »Wohnst Du noch oder lebst Du schon?« dürfte sich durch das Abschlachten der schwedischen Außenministerin doch wohl ein bißchen erledigt haben, oder?

Konkret 10/03, S. 66

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Der Deutschenfrage, zu der die besten Denker der Nation, der Habermas, der Sloterdijk, der Enzensberger und der Johannes B. Kerner, nie vorgedrungen sind, gibt die größte Zeitung der westlichen Welt die schlüssige Antwort:

Er ist der Gipfelstürmer der Volksmusik! Die TV-Zuschauer kürten Hansi Hinterseer (49) zum neuen Quotenkönig. 6,06 Millionen sahen Samstag in der ARD »Das große Hansi Hinterseer Open Air«. Jeder vierte Fernsehapparat war auf ihn geschaltet. Tolles Echo für seine schöne Bergwelt!

Eins, zwei, Ufa!

Wie so viele Helden der Weltrevolution hält der Gerd Koenen, einstmals der Plechanow von Bockenheim, sich mit dem Verkauf von Erinnerungsstücken an bessere Zeiten über Wasser. Nach der Anekdotensammlung »Unsere kleine Kulturrevolution« vertreibt er jetzt »Urszenen des deutschen Terrorismus«. Die »FAZ« macht Appetit mit einem *amuse geule*, das den Eingeborenen zu beiden Seiten des Mains, hibdebach und dribdebach, auf der Zunge zergeht wie grien Sooß:

Die mit (der RAF) verbundenen blutig-wirren Geschehnisse, die im »deutschen Herbst« von 1977 kulminierten, haben sich dem kollektiven Gedächtnis traumatisch eingegraben. Sie waren so etwas wie der »11. September« der Bundesrepublik.

Es war nämlich der im kollektiven Gedächtnis der Deutschen traumatisch eingegrabene 11. September der Bundesrepublik gar nicht jener Tag, an dem der Dieter Bohlen der Verona Feldbusch eine reingehauen hat. Da sehn Sie mal, wie man sich irren kann.

Von Jürgen Roland, einem Regisseur von Polizeifilmen, heißt es:

Der Filmemacher erhält den Krimi-Preis, der nach ihm benannt ist.

Nicht jeder hat so ein Glück. Karl Marx hat den nach ihm benannten Karl-Marx-Preis nie erhalten. Auch Peter Hacks ist der nach ihm benannte Goethepreis erspart geblieben. In einem Nachruf, eigentlich einer üblen Nachrede, erinnert die Wiener Zeitung »Standard« daran, womit Hacks sich die Ehre, nicht von Frankfurts Bürgermeisterin in eine Reihe mit Ernst Jünger gestellt zu werden, verdient hatte:

Das durch keinen Mauerfall, keine Spitzelaktenlektüre beirrbare Eintreten eines DDR-Dichters für die Sache des Kommunismus kostet mehr als nur das uneingeschränkte Lob der Zeitgenossen: Es läßt ganz allgemein das Zutrauen in den Dichter schwinden, der sich über die Wechselfälle der Zeitgeschichte aufgrund seines kommunistischen Engagements von vornherein erhaben dünkt. Er schrieb, ohne zu zögern, die bedenklichste Tendenzliteratur, die eine vorgeblich altmeisterliche Feder zu verkleckern versteht: »Der Erdenwunder schönstes war die Mauer./ Mit ihren schmucken Türmen, festen Toren./ Ich glaub, ich hab mein Herz an sie verloren.«

Seine Anmerkungen und Ausfälle kann man in einer 15bändigen Werkausgabe beim Eulenspiegel-Verlag seit kurzem nachlesen: Künstlerisch hochwertiger Konspirationsstoff für eine Linke, die sich in Hermann Gremlizas KONKRET über die aktuelle Ausprägung der Marxschen Mehrwerttheorie fruchtlos streitet.

Daß man in einem Land, das bekennende Nazis als Landeshauptmänner hat, keine Gedichte lesen kann und sich deshalb Sorgen um die kommunistische Tendenz ihres Verfassers machen muß, liegt allzu nahe. Was aber Marxens Mehrwert betrifft, ist der Streit um ihn so fruchtlos, daß heute praktisch jeder kapitalistische Staat eine Steuer darauf erhebt und theoretisch sogar der Literaturredakteur vom »Standard« sie bezahlt.

Neueres vom Klassenkampf findet man hingegen in der »Bildzeitung«:

Hadi Teherani geschockt. Der Star-Architekt wurde im Urlaub auf Ibiza überfallen. Mußte seine 30 Jahre alte Rolex Daytona, ein Sammlerstück im Wert von fast 30.000 Euro, an Schlechterverdienende abgeben.

Nicht anders haben einst die ersten friedlichen deutschen Revolutionäre frohlockt, als Erich Honecker seiner verchromten Badezimmerarmatur verlustig ging. Von deren, der Revolutionäre, nicht der Armaturen, Elan hat sich die Klatschtante von Springers anstecken lassen. Wenn das epidemisch wird, dann erzittre, Westerwelle!

Obwohl er doch schon 1986 meinen Karl-Kraus-Preis bekommen hat, tut der Fritz J. Raddatz alle paar Jahre so, als gäbe es ihn noch, und sei es bloß als Gouvernante:

Frauen starren schreckerstarrt, wenn ein Mann die Schwungtür am Flugplatz aufhält. Es will mich unerklärlich bedünken,

sintemal schreckerstarrtes Starren mich starr vor Schrecken erstarren läßt,

warum Frauen das mit sich machen lassen.

Was mit sich machen lassen? Sich schreckenstarr erstarren lassen von dem sich unerklärlich bedünkenden Mann an der Schwungtür am Flugplatz? Mich bedünkt, daß *difficile est scribere*. Und erst zählen!:

Zuvorkommenheit ist doch kein four letter word.

Dorf und Depp hingegen sind schon zwei.

Den Hugo Müller-Vogg hat die »Frankfurter Allgemeine«, deren Herausgeber er war, hinausgetan. Warum er so gerne hört, daß das aus politischen Gründen geschehen sei, erklären die Artikel, die er jetzt anderswo unterbringen muß:

Im Grundgesetz heißt es: »Alle Staatsmacht geht vom Volke aus.« Das schließt den kleinen Mann mit ein.

Bei aller Liebe zu solcher Gesinnung, die von den Frankfurter Rausschmeißern gewiß geteilt wird – aber nicht lesen können, was in der Verfassung steht, und den kleinen Mann als Quelle der Staatsgewalt hofieren: das reicht denn doch nur für Springer.

Wenn sich ein Provinzblatt wie der »Kölner Stadt-Anzeiger« der »Kultur des Gedenkens« widmet:

Es spricht eigentlich nichts dagegen, auch den Judenmord als ein europäisches Ereignis anzusehen. Gewiß, er ging von Deutschland aus, aber wer hat nicht alles mitgemacht, als die Lawine einmal losgetreten war.

SS war eine Abkürzung. Für Schneeball-System.

Die Sportredaktion stellt die besten Fußballer des ersten Spieltags der Bundesliga als »Mannschaft des Tages« vor. Sie besteht aus:

Lucio, Ismael, Juan, Altintop, Ponte, Micoud, Ze Roberto, Idrissou, Szabics, Ailton.

Und dem Torwart Reinke, als letzte Hoffnung für »Bild«-Leser und andere Glatzen.

Eine Agentur meldet:

Showmaster Thomas Gottschalk ist für mehr als die Hälfte der jüngeren Deutschen zwischen 18 und 45 Jahren offenbar bedeutender als der Dichterfürst Johann Wolfgang von Goethe. Auf die Frage, wer von beiden wichtiger sei, bekam Gottschalk 51 Prozent. Immerhin: Das Lebenswerk des Komponisten Ludwig van Beethoven wird immer noch weitaus höher eingestuft als das des Pop-Produzenten Dieter Bohlen. Beethoven schlug Bohlen in der Gegenüberstellung mit 79 zu

21 Prozent.

Ein Peter Hahne kräht darüber in »Bild am Sonntag« etwas, das er »Gedanken am Sonntag« nennt:

Goethe war gut, Gottschalk ist besser – das muß man erst mal verkraften. »Vielleicht liegt im Land der Dichter und Denker demnächst Beckenbauer vor Brecht, Effenberg vor Einstein, Juliette vor Jesus«, meint eine Bekannte. Ist so viel finsterer Pessimismus wirklich berechtigt? Thomas Gottschalk ist unser größter Entertainer, ein begnadeter Unterhalter. Aber wichtiger als Goethe? Vielleicht. Augenblicklich und offensichtlich für die aktuell Befragten. Das Abendland geht davon ganz sicher nicht unter – das hat schon ganz andere Dinge überstanden.

Wo er recht hat, der Hahne, hat er recht.

Toll, daß es Typen wie Gottschalk gibt, die uns den Samstagabend zum Genuß machen. Und daß es einen Goethe gab, der unsere Bildung nachhaltig geprägt hat.

So nachhaltig geprägt, daß es den Gebildeten ein Genuß ist, am Samstagabend von einem Begnadeten unterhalten und am Sonntagmorgen von einer Nachgeburt erleuchtet zu werden.

Schlagzeile im Börsenteil der »Welt«:

Börsianer stellen sich die Gretchenfrage

Es ist dies die Frage, ob am Freitag, wenn’s wieder Fisch gibt, den Börsianern eine Grete im Hals stecken bleibt und also der nächste Freitag zum schwarzen Freitag wird.